





Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation



GUSTAV FRENSSEN

*Der Untergang
der Anna Hollmann*

Erzählung

G R O T E

Alle Rechte vorbehalten. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung Hamm.
Copyright 1911 by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung Berlin.
Umschlagbild nach einem Gemälde von F.W. Schulz. Einband- und
Umschlagbeschriftung: R. Fuchs, Hamm. Druck: Emil Griebisch, Hamm.
Printed in Germany 1953

Vor vier oder fünf Jahrzehnten heiratete ein junger Blankeneser Seemann, aus dem alten Geschlecht der Guldts, nicht die Lotsentochter, die seine Tanten für ihn bestimmt hatten, sondern irgendein bräunliches, etwas duckiges Ding von einem Mädchen, das sich eines Sonntagabends vom Etzer Moor her in einen Blankeneser Tanzsaal verlaufen hatte.

Die Familie war sehr enttäuscht und ließ es den jungen Mann gleich am ersten Tag fühlen. Als aber am zweiten eine alte spitzige Tante fragte, wieviel tausend Torfsoden die junge Frau denn als Mitgift ins Haus gebracht, warf er sie hinaus. Die Familie konnte ihn dann nicht weiter quälen, so gern sie es getan hätte und ihm allein deswegen ein längeres Leben gegönnt hätte; denn er fuhr am dritten Tag auf der „Anna Hollmann“ nach Senegambien, wurde dort an Bord fieberkrank und starb dort. Seine Witwe, die von Natur und von ihrer Jugend im Moor her zu einer scheuen Einsamkeit neigte und durch den frühen Tod ihres Mannes noch dazu vergrämt war, zog sich ganz von der Familie zurück. Sie nannte sie mit Verachtung kurzweg „das Pack“ und verbot ihrem kleinen Jungen, den sie immer mit seinem vollen Namen „Jan Guld“ nannte, in ihrer kurzen Art jeden Verkehr mit ihr.

Sie lebte dürftig, ja arm, in einem der niedrigen

Strohdächer unten am Strand, von denen es damals noch viele gab, in der hinteren Mietswohnung, die nur Stube und Küche hatte, und nährte sich, indem sie vom Morgen bis Abend für ein Dutzend Seeleute wusch und stopfte — wobei sie aufs genaueste auf den Pfennig achtgab und zuweilen um einen Pfennig einen argen und rechthaberischen Streit begann — und gab damit der jungen Seele ihres Sohnes ein Bild der Treue und stiller und starrer Pflichterfüllung.

Sie sprach wenig und stieß das Wenige unfreundlich hervor, indem sie es mit einer Handbewegung begleitete, als wenn sie Unangenehmes von sich stieß. Aber in dem Wenigen, was sie sagte, gab sie ihm die erste Richtung für seinen Geist. Sie sprach aus ihrem bitteren Gemüt heraus von nichts anderm als von dem Tod ihres Mannes, indem sie sich darüber erging, daß die Hollmanns, die Reeder jener ‚Anna Hollmann‘, die Leute auf ihren Schiffen verhungern und verkommen ließen und so den Tod ihres Mannes verschuldet hätten. Sie erzählte dann weiter, daß auch sein Großvater im Dienste der Hollmanns seinen Tod gefunden hätte. Er war einst mit einem ihrer Schiffe nach Brasilien gefahren, wahrscheinlich zu einem schlechten, jedenfalls zu einem gesetzwidrigen Unternehmen, und war nicht wiedergekommen. Von diesen beiden Begebenheiten sprach sie, und zwar in einer Art von mürrischen Selbstgesprächen. Wenn sie dann ausgeredet hatte und wieder in Schweigen versunken über den groben grauen Wollstrümpfen und den dicken Isländern ihrer

Kunden saß, sagte sie noch einmal ihre Meinung, indem sie ihr böses Urteil über die Hollmanns zusammenfaßte: „Sie haben es gewollt! Gewollt haben sie es, Jan Guldt! Mörder sind sie!“ Der kleine Junge ihr gegenüber hörte dies alles, was sie immer wieder sagte, gierig an, denn er war in Nachträglichkeit ihr Sohn, und sog es in sich hinein.

So wie er heranwuchs, wurde seine Mutter infolge ihres einsamen Lebens und bitteren Grübelns allmählich so scheu und einsilbig, daß sie bald mit keinem mehr sprach, da sie keinem mehr traute. Allmählich sprach sie nur dann noch im Zusammenhang, wenn ihr einer von ihren Kunden von irgendeinem Schiffsunfall erzählt hatte. Dann saß sie zwischen den groben grauen Strümpfen, Hemden und Isländern auf dem Ende des Herdes, neben sich das Feuer, auf dem sie sich ihren dünnen Kaffee kochte, und erzählte ihrem Knaben von seinem Vater, der so jung hätte sterben müssen, und von seinem Großvater, der vielleicht noch irgendwo in Brasilien gefangen säße, weil er im Auftrage der Hollmanns irgend etwas Schlechtes — natürlich wider sein Wissen und Wollen — hatte tun müssen. Und wieviel Seeleute hatten die Hollmanns seitdem schon wieder in den Tod geschickt!? Solche Leute waren die Hollmanns! Und das seit hundert oder zweihundert Jahren! So sagte sie. Und wenn sie dann eine Weile geschwiegen hatte, hob sie noch einmal wieder den Kopf und sagte: „Ist's nicht wahr, Jan Guldt? Ist's nicht wahr?“

Er saß auf der andern Seite des Feuers und ergrimte über die beiden Toten und all die andern und sah seine Mutter mit seinen eng beieinander stehenden Augen an und sagte dann voll Leben und Zorn in seinem verwegenen Gesicht: „Wenn die Hollmanns noch leben, wenn ich groß bin: dann sollst du sehn, Mutter! dann rede ich ein Wort mit ihnen!“

2

Als er unter solchem täglichen Umgang und einseitiger Unterhaltung vierzehn Jahre alt geworden war und sich schon nach einem Schiff umsah, seine erste Reise zu machen, fand er eines Sonntagmorgens in aller Frühe ein kleines unansehnliches Boot am Strand, dem eine Schiffsschraube das Heck zerschlagen hatte. Er geriet in heißen Eifer, lief auf einen kleinen Hamburger Turnerzug zu, der in weißen Jacken und singend des Weges kam, und bat mit eiligen Worten, ihm das Boot zu bergen, bevor die alten Fischer kämen, die sich sonst immer solch Gut aneigneten. Die fahrenden Jungen hatten Freude an dem Knaben, der mit seinen heißen Augen vor ihnen stand, und waren von dem Auftrag, der Gelegenheit gab, Kraft und Gewandtheit zu zeigen, sehr erbaut. Sie liefen gleich vier Mann hoch zu Wasser, holten es heraus, zogen es über den Sand, faßten an und trugen es ihm in den Garten. Dann zogen sie frischer singend weiter.

Nun lag das Boot in dem versteckten kleinen Garten zwischen den kurzen krummen Pflaumenbäumen, und die Sonnenlichter glitten bei jedem leisen Windzug, der durch die beiden Bäume fuhr, flattrig und spielig und völlig ohne Ernst darüber hin und her, und er zweifelte immer mehr, ob er es wieder instand bringen könnte. Um damit kurz ein Ende zu machen, sagte er zu sich selbst: „Will ich es nun? Oder will ich es nicht?“ und sagte zu seiner Mutter, die aus der Küche heraus sah: „Ich habe es bei mir abgemacht, Mutter; ich will nicht eher wieder essen, als bis mein Boot ein neues Heck hat. Also reden wir nicht von Essen und Trinken bis dahin.“

Nun fing er damit an, die zersplitterten Enden der Planken säuberlich abzusägen. Dann zeichnete er auf einen alten eichenen Tonnenboden, den er lange gehegt hatte, die Umrisse des neuen Spiegels ab; dann sägte er ihn aus dem Brett heraus, was große Mühe machte; dann half er noch mit dem Brotmesser nach, das alle Augenblicke geschärft werden mußte. Er arbeitete so heftig, daß bei jedem Windzug, der durch die Pflaumenbäume ging und die Sonnenflecke hin- und herjagte, die Schweißtropfen rund um sein rotblondes Haar funkelten.

Als seine Mutter, die dann und wann aus dem kleinen blinden Küchenfenster heraussah, merkte, daß die Arbeit so in den zweiten Tag hineingehen würde, kam sie in Sorge um ihn. Da sie ihn aber kannte und wußte, daß er ihr echter Sohn war, stand sie vor Mor-

gengrauen auf und brach ein großes Stück Brot ab, wickelte es in ein Stück Papier und legte es unter den alten Stachelbeerbusch, als wenn etwa ein Matrose, der des Weges kam, es dahin geworfen hätte. Er sah es auch da liegen und roch den Brotgeruch und wußte auch gleich — da er seiner Mutter Sohn war —, wie es dahingekommen war; er hielt aber an sich, bis das Boot am Nachmittag dicht und fertig war.

Am folgenden Tage machte er sich wieder an die Arbeit, gab dem Boot noch Mast und Steuer, und machte aus einem gelblichen, viel geflickten Bettlaken, das der leichtfertige Matrose eines Fischevers bei seiner Mutter gelassen und offenbar völlig aufgegeben und vielleicht gar vergessen hatte, ein leidliches Segel und brachte auch das übrige zustande. Am selben Abend noch rief er seine Spielkameraden, sie möchten ihm sein Boot zu Wasser bringen, das von seines Vaters Zeiten her noch im Hühnerstall gelegen hätte und nun von ihm repariert wäre.

Sie kamen und stellten sich rundherum und beurteilten es mit lauter Stimme und stritten lange und heftig über seine Dichtigkeit und Schwimmkraft und dergleichen. Dann besannen sie sich plötzlich, daß sich ja dies alles sofort erweisen würde, wurden plötzlich still, faßten an und trugen das kleine Ding hinunter.

Nun wollte der Zufall, daß ein älterer Junge der Nachbarschaft, vom Fenster seines Elternhauses her, den kleinen Zug entdeckte. Er war eben von seiner ersten Reise in die Tropen mit Malaria heimgekehrt

und saß gelangweilt in seiner Mutter Haus und wartete auf Dinge, die ihm nicht paßten, und besonders auf Jan Guldts, der so voll Leben war; denn er war, abgesehen von der Malaria, auch schon von Natur grämlich und ein wackerer Feuerlöscher. Er sah sofort die sonderbar abgehackte und plumpsige Form des Bootes, sprang aus der Tür, griff mit seinen gelben, mageren Händen in sein dünnes, helles Stoppelhaar und lachte mit seinem runden, schlaffen Gesicht überlaut: „Hallo! ein Stapellauf! Kommt her, Jan Guldts läßt ein Boot vom Stapell!“

Das hörten einige von den alten Fischern und einige Kinder und dachten: „Was hat Paul Grien? Was jault er da, während er sonst immer nur mault?“ und kamen aus allen Ecken hervor und gingen mit. Die Alten sagten: „Gotts Dunner! Er hat dem kleinen Ding den Stert abgeschlagen und einen neuen angesetzt.“ Die Kinder lachten, waren auf Jan Guldts Seite, den sie liebten, wie Kinder das Feuer lieben, und sagten prahlig: „Jan Guldts kann alles, was er will! Er höhlt ein Sechsgroschenbrot aus: da ist es ein Boot.“ Paul Grien riß sein gelbes, schlaffes Gesicht in die Länge und schrie noch lauter: „Seht, Jan Guldts Sechsgroschenbrot! Nein . . . Jan Guldts Rundstück!“

So kam eine ziemliche Zahl von Menschen zusammen. Es gab ein Hallo und Gedränge, und da der gelbe Grämling die Träger auch noch anstieß, kam das Boot mit einem heftigen Aufstoß gegen die Stacksteine zu Wasser. Jan Guldts sprang hinein.

Da wollte ein guter Freund von ihm, Karl Kröger, eine schlichte, biedere Seele, ihm zeigen, daß er alles mit ihm trüge und gerade auch jetzt auf seiner Seite stünde. Er sprang hinterher und sagte ruhig wie ein alter Bootsmann: „Laßt das dumme Lachen! Hände weg!“ und stieß von Land.

Das Boot lag wunderlich im Wasser, so als wenn es verlegen war und nicht recht wagte, sich hinzulegen, vorn zu hoch und hinten zu tief, und hatte noch dazu durch den Stoß ein Leck bekommen, durch das ein zierlicher kleiner Wasserstrahl hineinschoß.

Karl Kröger meinte bedenklich, sie sollten sich lieber am Strand halten. Aber Jan Guldt saß mit finsternen Augen, hielt Steuer und Großschot und richtete den Kurs geradeaus nach dem Sand hinüber. Da grade Stauwasser war, gab es keinen Abtrieb; auch war der Wind günstig. So kamen sie rasch hinüber und rutschten, halb voll Wasser, auf den Strand.

Er stieg aus und ging ein wenig auf den Sand hinauf und sah mit einem Gesicht nach Blankenese hinüber, als wenn er es fressen wollte, und rührte sich nicht. Karl Kröger schöpfte das Wasser aus dem Boot, riß sein großes rotes Taschentuch in Fetzen und stopfte das Leck. Als er es gut genug gedichtet hatte, rief er ihn, daß er wieder einstieg. Aber er hatte sich völlig in Zorn verbissen, schüttelte den Kopf und lachte verständnislos: „Ich soll wieder zu diesen Menschen hinüber? O nein! Nie wieder! Viel lieber hier auf dem Sand verhungern, als mit solchem Pack zusammen-

leben.“ Und als wenn er sich an solchen und anderen Worten erst recht vergiftet hätte, drehte er sich um und ging nach den Büschen, die am Ende der Insel stehn.

Da fuhr sein Freund allein zurück und wurde mit großem Wundern und Lachen empfangen. Aber dann gingen sie auseinander, lachten und meinten, dieser oder jener würde wohl hinüberfahren und ihn heimholen, und kümmerten sich nicht weiter um ihn.

Karl Kröger aber sorgte um ihn. Er konnte aber den folgenden ganzen Tag nichts für ihn tun, da er seiner Mutter zur Hand gehn mußte, die ebenfalls eine Seemannswitwe war. Der Wind hatte eine dünne Stelle ihres Strohdachs aufgerissen, und nun saßen beide auf dem Dach und nähten es, er draußen, sie drinnen. Er schalt in seiner Unruhe unaufhörlich, daß sie die Nadel so langsam einfädelte, die er hindurchsteckte, und sagte alle Augenblicke: „Mutter, neih tool“ Sie aber suchte drinnen im Dunkeln vergeblich den Nadelkopf; denn er sah alle Augenblicke nach dem Sand hinüber, ob er Jan Guldts sehen könnte, und stach schräg hindurch und hörte mit gerunzelter Stirn, wie es dumpf aus dem Dach klang: „Wo is dee Nadel? Wo is dee Nadel?“ Als das Dach am Abend endlich dicht war, ging er eilig nach Jan Guldts Haus.

Er schlich herum und sah durchs Fenster in die Stube. Als er von Jan Guldts nichts sah, öffnete er vorsichtig die Tür und steckte die Nase hinein. Christiane Guldts saß zur Seite auf dem steinernen Herd; neben

ihr auf dem Tische lagen in Haufen Strümpfe und Hemden, und sie arbeitete.

Er fragte mit tiefer und gedämpfter Stimme, wo ihr Sohn wäre.

Sie sah gar nicht auf und sagte in ihrer unfreundlichen, buffigen Art: „Was geht Euch an, wo Jan Guldt ist? Und wenn er tot ist?“

„Oh“, sagte er mit breiter Würde, „ich habe ihm immer beigestanden, all meine Lebtagel!“

Sie sah nicht auf; aber sie erkannte seine Freundschaft soweit an, daß sie noch einmal den Mund auftrat und mit ihrem harten Mißtrauen hervorstieß: „Sie haben sein Boot entzweigeschlagen! Und sie haben es mit Willen getan! Sie sind ebenso schlecht, alle miteinander, wie die Hollmanns.“

Er zog sein Gesicht aus der Tür und klinkte sie sachte wieder zu. Indem er aber das tat und den leisen, vorsichtigen Klang der Klinke hörte, fuhr es ihm eigen durch den Sinn, so, als wenn Jan Guldt ebenso wie er durch diese Tür gekommen wäre, so vorsichtig schweigend, und daß die Tür dabei ebenso sachte geklinkt hätte. Er stutzte und dachte in seiner einfachen und treuen Seele: „Was ist das? Er ist doch auf dem Sand?“ Aber im nächsten Augenblick war ihm plötzlich klar, daß Jan Guldt dagewesen war. Woher wußte sie sonst, daß sein Boot entzwei war? Von ihrem Hause aus konnte sie es nicht sehen, und sie hatte sicher mit keinem Menschen geredet. Er war also in der Nacht herübergeschwommen und dann wieder zurück! Er sah

ordentlich den rotblonden Kopf da so einsam in der Nacht in den Wellen treiben.

Er kam wieder nach Haus, und da er mit seinen vierzehn Jahren schon längst regierender Herr war, sagte er zu seiner Mutter: „So und so ist es. Und darum will ich mir diese Nacht um die Ohren schlagen und sehn, ob Jan Guldts vom Sand herüberkommt.“

Er stand also eine Stunde lang oben auf der Mauer im Schatten junger Linden und sah den hellen Strand auf und ab und in die blaue Nacht hinein, in der Himmel und Strom beieinander lagen und schliefen, und überdachte und übersann in aller Gemütlichkeit und Ruhe alle die wunderbaren Dinge, die er, wenn er erst zur See führe, auf fernen Meeren, auf dem Wasser, an bunten Küsten und am Himmelsbogen sehn und erleben wollte. Gerade vor ihm lag auf dem Strand das unglückliche Boot, das noch kein Mensch anzurühren gewagt hatte. So saß er eine oder zwei Stunden. Als dann immer noch nichts geschah, schien ihm, daß er ebensogut sitzend Wache halten könnte. Er setzte sich also auf die Mauer, lehnte den Kopf gegen die Linde und schlief ein.

Als er vom kühlen Morgenwind erwachte und sich besann, wo er war, sah er Jan Guldts in der Dämmerung unten an dem Boot schaffen. Er arbeitete so heftig und redete dabei so heiß vor sich hin, daß es in der heiligen Morgenstille herüberklang. Seine Mutter, die sonst das ganze Jahr das Haus nicht verließ, stand neben ihm und half nach Kräften. Eben hatte sie einen

großen Stein in Händen, der bestimmt war, das Boot vorn tieferzulegen.

Karl Kröger rutschte von der Mauer herab und trat hinzu und fing an, mitzuarbeiten, und dachte: ‚Wenn ich nur ein einziges Wort, und gar eins von Verträgen oder Liegenlassen oder dergleichen sage, so wirft er sich sofort wieder in die Elbe‘, und schwieg und arbeitete. Als sie fertig waren — der Morgen graute schon —, ging die Mutter davon.

Da schoben sie das Boot ins Wasser und Jan Guldts stieg hinein. Sein Freund fragte, ob er mitfahren sollte; aber er schüttelte den Kopf. Da gab Karl Kröger dem Boot noch einen Stoß, daß es vom Land kam, und sah ihm eine Weile nach und freute sich, daß es nun ordentlich lag, und ging dann bedächtig nach Haus.

Er trank behaglich und langsam seinen Morgenkaffee, wobei er seiner Mutter eine bedächtige Rede über den verfallenen Zustand ihres Strohdachs hielt, die Neudeckung der ganzen westlichen Seite vorschlug und die Kosten zusammenrechnete. Dann ging er nach der Gewohnheit der Blankeneser, als am Sonntagmorgen, wieder nach dem Strand und nach der Landungsbrücke.

Nachdem er sich die Menschen etwas angesehen hatte, und besonders die Hamburger, die schon auf dichtbesetzten Booten herankamen, mit kühlen Augen begutachtet hatte, sah er sich nach Jan Guldts um und entdeckte ihn gleich, wie er da im frischen Wind vor der Brücke hin und her kreuzte, um den Leuten zu zeigen, wie sein braunes Strandgut jetzt schön lief. Vor

und hinter ihm kreuzten, einzeln und in Haufen, große und kleine Segler, die von Oevelgönne herunterkamen. Und nun erschien noch zwischen ihnen eine weiße vornehme Jacht, die an der Stenge den Hahn der Hollmanns trug, den sie im Hamburger Hafen den Geier nennen.

Ob es nun so war, daß Jan Guldt in der Hitze sich in der Entfernung oder in dem Laufe der Jacht versah, oder daß aufschießender Haß ihn nach dem Geier hinzog, oder daß der kleine schlanke Mann in Weiß, der das Steuer hielt, wirklich absichtlich nach Backbord hielt, um das kleine braune Ding zu ängstigen und zu raken: Jan Guldt lag plötzlich quer vorm Bug der Jacht und einen Augenblick später auf dem gelben geflickten Bettlaken im Wasser, neben der steilen weißen Jachtwand; er wurde von der Hand eines wollmützigen Matrosen an Deck gezogen.

Er stellte sich an den Mast, an dem er sich hielt, und sah scheinbar nach seinem Boot, das langsam und kläglich, das Segel im Wasser, stromab trieb; in Wahrheit wußten sein rasender Zorn und all die überstürzenden Gefühle nicht, wie sie alle zugleich herausbrechen sollten. Der Mann in Weiß, der kurz aufgelacht hatte, hielt ruhig auf die Brücke zu, auf der halb Blankenese sich drängte, streifte sie mit schlagenden Segeln und rief Jan Guldt zu, daß er sich rühre und davonmache.

Da wandte er sein rasendes Gesicht mit funkelnden Augen zu ihm und schrie mit gellender, sich über-

schlagender Stimme: „Du? Du hast meinen Vater und meinen Großvater umgebracht!? Wolltest du mich auch umbringen?! Du Lump?!“ und indem er mit dem Arm hinwies, schrie er: „Das ist der Hollmann, der seine Leute versaufen läßt . . . der . . . der . . .“

In dem Augenblick drängte sich der gelbe Paul Grien atemlos durch die Menge, sah Jan Guldts durchnäht dastehen, begriff die Sache und schlug vor Freude auf seine Schenkel und lachte und schrie laut in die Stille. Da sprang Jan Guldts von der Jacht auf die Brücke und stob durch die zur Seite weichenden Menschen hindurch und lief nach dem Strand.

Hans Hollmann gab mit unbeweglichem Gesicht die nötigen Befehle. Die Haken seiner Leute ließen die Brücke, und die Jacht mit dem Hahn im Topp glitt wieder in den Strom.

Karl Kröger lungerte am anderen Vormittag stundenlang um das Haus Jan Guldts, bekam ihn aber nicht zu sehen. Spät abends wagte er, die Tür aufzuklinken und das Gesicht hineinzustecken. Die Mutter saß wie immer auf dem Herd und arbeitete, umgeben von den grauen Haufen Wollenzeug. Als er mit sachter getragener Stimme, welche die wohlüberlegte und ruhige Bedächtigkeit seiner Auffassung beweisen sollte, fragte, wo Jan Guldts wäre, sagte sie, bitter auffahrend: „Jan Guldts? Jan Guldts?“ und riß eine grobe Wolljacke durch die Finger, um die schadhaften Stellen zu suchen. „Ihr trachtet ihm ja nach dem Leben! Ihr und der Hollmann! Aber du kannst glauben, daß er's dem Paul Grien und

den Hollmanns gedenken wird, wenn er groß ist! Mach', daß du wegstommst!"

Da schloß er die Tür sachte wieder zu und ging langsam nach dem Strand und kam zu dem Boot, das angetrieben war und aufgerichtet dalag. Da sah er, daß Jan Guldts sein buntes Taschentuch, auf dem die drei Türme von Hamburg gedruckt waren, an den Mast gebunden hatte, und zwar halbmast. Er sah es eine Weile an und machte sich seine Gedanken und fand richtig, daß Jan Guldts also nun an ganz Blankenese verzweifelt war und nach Hamburg auf und davon gegangen war.

3

Man hörte mehrere Jahre nichts von ihm, man wußte nur, daß er seiner Mutter von der See schrieb, und einmal erzählte jemand, er hätte ihn spät abends auf der Elbchaussee gesehen, wie er nach einem kurzen nächtlichen Besuch bei seiner Mutter, und ein Stück Wegs von ihr begleitet, dahin getrottet wäre, um in Hamburg wieder an Bord zu gehn. Weiter sah und hörte man nichts.

Im vierten Jahr nach seinem Weggang wurde Karl Kröger eines Tages in Antwerpen abgemustert, suchte ein neues Schiff und wurde auf der ‚Kalliope‘, einer Viermastbark, Kapitän Bosselmann, mit Stückgut nach Sydney, wieder angemustert. Er ging gegen Abend mit all seiner Gemächlichkeit an Bord und setzte seinen

Sack gegen die Tür des Logis und sah hinein. Da sah er dicht vor sich einen rotblonden Kopf und hörte zugleich die schöne Stimme Jan Guldts.

Der saß von der Tür abgekehrt und redete in hitziger Weise mit ausgestrecktem Finger auf einen anderen Matrosen ein, einen vierkantigen, ehrlichen Gesellen, wohl einen Mecklenburger. Er stellte Fragen an ihn und stockte in der Mitte jeder Frage, weil er sich jedesmal erst die Gestalt und Art der eignen Mutter vor die Seele rief. „Hat deine Mutter — dich reinlich gehalten? Hat sie — dich nie fallen oder frieren oder umsonst weinen lassen? Hat sie — dich abends oder nachts nicht allein gelassen, um mit Nachbarn auf der Straße oder in Gesellschaft zu sein? Hat sie — dir nie etwas Schimpfliches gesagt oder getan?“

Der Mecklenburger sah den hitzigen Frager jedesmal, wenn die Frage gestellt war, mit zusammengezogenen Brauen an, als wenn er einen Meisterschuß nach einem fernen Ziel tun sollte. Es wurde seinem langsamen Geist nicht leicht, eine solche Frage zu übersehn, dann sich seine Mutter vorzustellen und dann eine wahrhaftige Antwort zu geben. Aber nach einer kleinen, ängstlichen Pause schüttelte er nach jeder Frage stark den Kopf.

Als das Examen auf solche Weise zu Ende war, sagte der Frager, indem er beide Hände auf den Tisch warf und den rotblonden Kopf nach vorn: „Dann mußt du also in jedem Hafen an sie schreiben! Gerechtigkeit

muß sein auf der Welt! Gerechtigkeit muß sein! Also schreib! Morgen geht's in See, und Australien ist weit.“

Der Mecklenburger rutschte nach dem Ende der Bank, um an seine Kiste zu kommen und Briefpapier herauszuholen. Jan Guldts hörte hinter sich seinen Namen sagen.

Er wandte sich jäh um, mit großen Augen, aus denen Ablehnung und Zorn herausbrechen wollten. Als er aber sah, wer es war, atmete er auf und sagte unsicher: „D u bist es! Ich fürchtete . . .“

„Was fürchtest du?“ fragte Karl Kröger.

„O . . .“, sagte er, und es blitzte ein jäher Haß durch seine Augen . . . „Ich mag meiner Tage keinen Blankeneser sehn! Ich bin darum immer auf Engländern gefahren . . . Aber mit dir ist es eine andere Sache.“

„Mir scheint, mich kannst du ansehen“, sagte Karl Kröger, stellte sich breitbeinig hin und dehnte die Brust.

„Ja“, sagte er, „das kann ich wohl!“ und gab ihm die Hand und schüttelte sie. „Ich freue mich sogar, daß ich dich sehe.“

Am andern Tag im Morgengrauen verließen sie die Schelde und segelten mit einem guten Nordwestwind, der vierzehn Tage anhielt, dem Süden zu. Dann glitten sie in den Nordostpassat, als wenn er dort für sie bestellt wäre, und waren drei Wochen nach ihrer Abfahrt südlich von Kap Hoffnung.

Hinter Kap Hoffnung fuhren sie mit der Westwinddrift drei Tage mit vollen Segeln, mit solcher Fahrt,

daß sie einen großen Dampfer, der denselben Kurs hatte, überholten. Kapitän Bosselmann, der noch nicht dreißig war und den Jungen noch nicht ganz abgestreift hatte, ließ näher an ihn heranhalten; sie glitten an ihm dahin, hielten ihm Tauenden hin und schrien hinüber, ob sie ihn schleppen sollten, und höhnten dabei mit lautem Lachen. In der dritten Nacht wurde der Wind zum Sturm. Sie jagten aber noch mit den großen Segeln weiter durch die ganze helle sternklare Nacht; über ihnen zogen schwere Wolken mit. Gegen Morgen, im ersten Dämmerchein, sahen sie vorn vor sich eine Bark, die mit schwerer Schlagseite, zerrissenen Segeln und zerbrochenem Ruderwerk hilflos trieb. An der Gaffel wehte geknotet die norwegische Flagge.

Kapitän Bosselmann ließ die Untersegel aufgein, lief nahe an sie heran und ließ dann beidrehn, daß sie neben ihr trieben, und beriet mit den beiden Offizieren, ob man es wagen könnte, zu helfen. Der Wind hatte etwas nachgelassen; aber die See lief noch sehr schwer. Die Leute standen in einem Klumpen beim Leeboot, sahen nach dem Norweger hinüber, dann wieder auf Kapitän Bosselmann.

Endlich kam sein langsamer, juhender Ruf: „Wer will ins Boot?“ Da stand Jan Guldt schon oben, hinter ihm sprang der Erste Offizier hinein, dann noch drei andere, Karl Kröger unter ihnen. Einen Augenblick später klatschte das Boot ins Wasser.

Sie legten sich mit aller Gewalt in die Riemen, kamen glücklich frei vom Schiff und fuhren mit dem

Wind und den dunkelblau vorwärtsgleitenden Wogen, über denen der dünne Schaum jagte und sprühte, bald in der Tiefe der Woge, bald von der steigenden gehoben, rasch dahin. Der Erste, den Riemen in beiden Händen, stand breitbeinig am Heck und achtete klug auf Wind und Wellengang und steuerte wacker; die anderen zu seinen Füßen zogen die Riemen, daß sie sich bogen. So fuhren sie bald um das Heck des Norwegers.

Sechs Mann standen und hingen mittschiffs beim Großwant an der Reling; dann und wann stürzte eine See über und überwarf sie mit Spritzern und Schaum. Zwischen ihnen, von ihnen gehalten, hing angebunden einer, dem das Blut über das weißgelbe Haar und die Augen lief; jede See wusch es ab, aber gleich war es wieder da. Der Kapitän, ein alter weißhaariger Mann, stand zur Seite am Hoftau und sah mit traurigen Augen auf seine Leute und ihre Retter; neben ihm stand der Steuermann, ein bärtiger Mann bei Jahren.

Die Leute wollten durchaus, daß ihr Kapitän zuerst von Bord ginge. Sie schrien und riefen in Deutsch, Englisch und Norwegisch durcheinander: „Unser Vater zuerst! Er ist besser als wir! Er ist gut und fromm!“ Aber der Alte schüttelte den Kopf und wehrte mit der Hand.

Da nahmen sie zuerst, zum Mutmachen, einen handigen schmucken Jungen in die Leine. Mit einem Hechtsprung sprang er tapfer über Bord. Da sprangen die sechs anderen ihm nach, nacheinander, jeder in der

Leine — der eine geschickt, der andere ungeschickt. Dann kam der Verwundete, der wie ein schwerer Sack ins Wasser fiel, dann noch der Steuermann und zuletzt der Kapitän.

Nun machten sie sich auf den Rückweg mit dem tiefliegenden schweren Boot, in das von Zeit zu Zeit die Spritzer klatschten. Der Erste, den Riemen in beiden Händen, stand und arbeitete hart, das blasse Gesicht von Schweiß überströmt, daß sie immer gerade mit Wind und Wellen liefen. Die an den Riemen saßen stumm mit starren Augen, Wasser und Schweiß rann und fiel ihnen auf Schultern und Schenkel. Zu ihren Füßen lagen die Geretteten. Der alte Kapitän lag halb im Wasser, das Schiffstagebuch und ein abgegriffenes Neues Testament in der Hand. Vor dem Steuermann lag der verwundete Matrose auf dem Rücken, teilnahmslos, seinen blutigen Kopf auf des Steuermanns Knien.

Als sie nun schon nah beim Schiff waren und Jan Guldt, der am Schlagriemen saß, von ungefähr auf den wirren Klumpen von Unglück und Not zu seinen Füßen sah, schlug gerade wieder Wasser ins Boot und wusch dem Verwundeten das Blut vom weißgelben Haar und von den blutenden Brauen. Da stieß er aus beengter Kehle einen wilden Schrei aus und stieß mit dem Fuß nach dem Liegenden: „He, du, he, wir kennen uns?!“ Und jubelte mit heiserer, trockener Stimme, glücklich über den rechten Lauf der Gerechtigkeit: „Weißt du, wer hinter dir liegt, Karl Kröger? Paul Grien ist da!“

Der Verwundete versuchte den Kopf zu heben und zu dem schreienden Ruderer hinaufzusehn, vermochte es aber nicht, und das Blut lief ihm wieder über die Augen.

Sie kamen glücklich an, und die Schiffbrüchigen wurden an Deck gezogen und dann auch das Boot.

Als die Retter, der Arbeit plötzlich ledig, dastanden und erzählen wollten, schlotterten ihnen die Knie und die Stimmen versagten; die drei Stunden wilde Arbeit hatten ihnen alle Kraft genommen. Einer fiel ohnmächtig hin, die andern hielten sich mühsam. Jan Guldt setzte sich auf die Luke und sah stumm zu, wie der alte Kapitän nach achtern geführt wurde. Als sie aber dann den hin- und herfallenden Paul Grien anfaßten, versuchte er aufzustehen, und vorwärtsfallend und mit der Hand nach ihm langend, sagte er mit zornigen, flackernden Augen: „Den will ich haben, Kaptän . . . Ich will ihn pflegen . . . Er ist mein Freund!“

Da brachten sie ihn in die kleine Kammer neben der Kapitänskajüte, die als Lazarett diente, und ließen auch Jan Guldt dort schlafen.

Karl Kröger war nach diesem heißen Tag eine Zeitlang matt und wüst im Kopf. Es gab auch soviel zu reden und zu erzählen: bald mit den alten Kameraden, bald mit den neuen, den Schiffbrüchigen. Aber am Ende der Woche kam er doch wenigstens bis an die Tür zum Lazarett, um einmal zu beobachten, wie es dem hitzigen Jan Guldt mit dem Paul Grien erginge.

Er öffnete sachte den Türspalt und sah Jan Guldt

da sitzen. Er las aus einem alten Hamburger Geschichtsbuch vor, das sich seit Jahren an Bord herumtrieb. Mit seinem verwegenen Gesicht, mit feuriger Stimme, las er von dem Seeräuber Störtebeker: wie er von den Hamburgern gefangengenommen und samt seinen Genossen geköpft wurde.

Als die Geschichte zu Ende war, ließ er das Buch sinken und sagte großartig und verächtlich und so nebenbei: so was gäbe es ja jetzt nicht mehr. Man wäre jetzt ruhiger, verständiger, einsichtsvoller, gerechter, und zwar auf beiden Seiten, und brächte so alles, ohne Ketten und Kopfab, auf den rechten Weg. Der Verwundete lag mit verbundenen Augen auf dem Rücken und sagte wenig oder nichts.

Karl Kröger machte die Tür leise wieder zu, schüttelte den Kopf und ging zu den geretteten Norwegern und sah ihnen zu. Er hatte besonders an einem von ihnen Freude, der die merkwürdige Fähigkeit hatte, die Zunge wie eine Eidechse aus dem Mund springen zu lassen und immer wieder richtig aufzufangen. Er versuchte es auf alle Weise, Tag und Nacht und an jedem Ort, nachzumachen, aber er konnte es nicht.

Einige Tage später machte Kapitän Bosselmann sich eines Morgens an ihn, da er am Ruder stand, sah ihn neugierig und begehrllich an und sagte: „Was macht sich der Guldt, dein Freund, mit dem Kranken zu schaffen? Ist es wirklich eine alte Freundschaft?“

Karl Kröger erzählte breit und unendlich lebendig

die Geschichte von der Blankeneser Brücke und vom Sand: „Und nun will er ihn bekehren.“

„So“, sagte Kapitän Bosselmann, der etwas an Neugier litt und mit Eifer und Behagen zugehört hatte. „Ist der Guldt denn fromm?“

Karl Kröger schüttelte verwundert den Kopf. „Fromm?“ sagte er unsicher. „Das weiß ich nicht. Eine Bibel hat er nicht bei sich. Fromm? Das weiß ich nicht. Es mag wohl sein.“

Kapitän Bosselmann schüttelte den Kopf: „Merkwürdiger Heiliger“, sagte er.

Karl Kröger sagte etwas verletzt: „Wieso, Kaptän? War er nicht neulich der erste im Boot? Er ist bloß ein bißchen hitziger auf Recht und Ordnung als wir.“

Der Kapitän zog die Augenbrauen hoch und stach mit allen steifen Fingern gegen seine Brust: „Auch als ich?“ fragte er.

Karl Kröger sagte: „Natürlich Kaptän; denn sonst würden Sie sich nicht über ihn wundern.“

Kapitän Bosselmann kehrte sich ab und sagte: „Was man doch von so 'nem jungen Snösel lernen kann!“ Dann kehrte er sich noch einmal wieder zu ihm und sagte nachdrücklich und mit großen runden Augen und die Finger gegen die Brust: „Ich will dir mal was sagen: Ich verbinde diesem Menschen, diesem Grien, jeden Morgen die Augen; ich sehe ihm jeden Morgen in die Augen. Ich allein! Ich allein habe seine Augen gesehen, soviel man davon sehen kann; denn sie sind

noch ziemlich verschwollen. Genug: der Mensch hat schlechte Augen!“

Karl Kröger sah nach dem Kompaß, rückte das Ruder ein bißchen zurecht und sagte gleichmütig: „Ich kümmerge mich nicht um die Augen von Mannsleuten, sondern bloß um die Augen von Mädchen; aber wenn Sie sagen, daß seine Augen schlecht sind, glaube ich es ohne weiteres, und dann ist es eine schlimme Sache. Denn die Augen sind ein Schlitz in der Haut und zeigen, was drin ist, und es kann kein Mensch aus seiner Haut.“

Kapitän Bosselmann schüttelte wieder den Kopf über diesen wunderlichen Satz und trat zu dem alten weißhaarigen Kapitän des Norwegers und versuchte, ihm von seinem Matrosen zu erzählen: dem da, dem schmucken, mit dem rotblonden Haar und der Haken-nase, der in allem so ein hitziger Mensch wäre und besonders heiß auf Recht und Ordnung. Mit vieler Mühe gelang es ihm, dem Alten die Sache klarzumachen. Als er es aber begriff, drückte er Kapitän Bosselmann die Hand und schüttelte sie heftig.

Als Karl Kröger am andern Tag allein an der Logiswand stand und in aller Gemächlichkeit an Blankenese und was da herum liegt, dachte, trat Jan Guldt zu ihm und sagte mit seinem kühnen, hochmütigen Kopfrecken: „Nun ist er soweit! Er hat mir gestern gesagt, daß ihm die Geschichte von damals, von der Brücke, sehr leid tut. Er kann nicht begreifen, sagt er, wie er so hat sein

können, da ich ihm doch nie, auch nur das geringste, zuleide getan habe. Siehst du? Wenn man nur will!“

Karl Kröger hob die Schulter und sagte bedenklich: „Wenn es nur wahr ist, Jan Guld! Der Alte ist der einzige, der seine Augen gesehen hat, und der sagt: sie sind nicht gut. Wenn die Sache man nicht am Ende schief geht und der Alte zuletzt seinen dummen Schnack anbringen kann, den er immer im Mund führt: Hatt’ ich mir just so gedacht!“

Aber Jan Guld! schüttelte hochmütig den Kopf und sagte: „Der? . . .“ so als wenn Kapitän Bosselmann in solchen Sachen nicht bis drei zählen könnte.

Als sie nun in Sydney ankamen, gingen die Norweger von Bord. Der alte weißhaarige Kapitän, sein Neues Testament in der Seitentasche seines blauen Jacketts, ging bei der ganzen Mannschaft herum und gab allen die Hand. Als er zu seinen fünf Rettern kam, strich er ihnen über die Hände und sagte, er wäre bei seinem Alter ja freilich reif und fertig für die andere Seite; aber seine alte Frau würde sich doch sehr freuen, daß er wiederkäme.

Sie lachten alle fünf und sagten: „Hallo, Kaptän! Fahren Sie man ruhig wieder los! Wir holen Sie wieder heraus.“

Er schüttelte lächelnd den weißen Kopf über ihren gutmütigen Übermut. Dann sah er Jan Guld! an und sagte ernst-gütig und mit großem Nachdruck: „Du mußt noch lernen, genau hinzusehn, mein Sohn, wie die Welt ist. Sieh, es gibt drei davon: eine in unserem

Kopf, die uns gehört, und eine draußen um uns, die den Menschen gehört, und eine, noch wieder ganz andere, die Gott gehört. Du denkst und lebst nur die deine; du mußt mehr auf die beiden andern achten!“

Aber Jan Guldt war viel zu sieghaft und glücklich; er hörte gar nicht, was der alte Mann sagte. Er lachte und sagte hochmütig-sicher: „Ich finde mich schon zu-recht, durch alle drei, Kaptän.“

Da ging der Alte kopfschüttelnd und bekümmert von Bord.

Nach einer Weile kam der Lazarettwagen, um den Verwundeten zu holen. Er wurde von einigen Leuten, die sich wunderten, daß er so gut marschieren konnte, über den Steg und an Land geführt. Als er drüben, an Land, an der Tür des blauen Wagens stand, lüftete er die Binde und sah suchend, mit zwinkernden Augen, nach dem Schiff hinüber. Als er Jan Guldt, der von dem ganzen Transport nichts gemerkt hatte, an der Luke entdeckte, lachte er laut und grell, genau so, wie er vor vier Jahren auf der Blankeneser Brücke gelacht hatte, und rief laut hinüber: „He . . . Du! Jan Guldt . . . He . . . Du Narr?! . . .“

Jan Guldt hörte endlich, hob sich und wandte sich zu ihm und weitete die Augen.

„Mensch!“ schrie der andere. „Bist du dumm!“ Und lachte und schlug sich den Schenkel und schmiß die Tür des Wagens zu und lief davon.

Kapitän Bosselmann schrie in hohem, juhendem Ton vom Achterdeck herab: „Hatt’ ich mir just so gedacht!“

Karl Kröger sprang den Steg entlang, um die Jagd auf den Schurken zu versuchen. Zwei andere schrien, indem sie schon vorwärtsliefen: „Er klopfte sich auf die Tasche, Jan Guld! Sieh nach deiner Kiste, Mensch! Wir sahen heute morgen, wie er darin kramte.“ Und machten sich über dem Laufsteg, Karl Kröger nach, auf die Jagd.

Jan Guld griff sich mit den Händen in sein rot-blondes Haar und ging dann wie ein Nachtwandler, die Hände voraus, nach der Lazarettkammer, öffnete seine Kiste und suchte und suchte. Er fand von all dem Geld, das er sich übergespargt hatte, nicht einen Pfennig mehr.

Er stand wieder auf und wollte an die Tür treten und sagte mehrmals mit eintöniger Stimme, wie starr vor Verwunderung, leise, wie zu sich selbst: „Das gibt es ja gar nicht! Das gibt es ja gar nicht!“ Dann aber schrie er plötzlich in rasendem Zorn auf und schlug mit den Fäusten gegen die Tür und fluchte in wilden Worten. Kapitän Bosselmann schrie und juhte: „Viel zu hitzig! Sachtel! Sachtel!“

Aber er hörte es nicht; er war zusammengesunken und stöhnte und schrie.

Karl Kröger, der zurückgesprungen war, als er das wilde Schreien hörte, stand totenbleich da und sagte leise mit zitternder Stimme, während das Stöhnen des Unglücklichen um sie klang: „Er jammert nicht um sein Geld, Kaptän, sondern weil ihm das mit dem Menschen mißglückt ist. Ich sagte Ihnen: er ist so wild

nach dem, was er für Recht hält. Er kann es nicht vertragen, daß ihm dies schiefgegangen ist.“

4

Als sie von der weiten Reise nach Hamburg zurückkehrten, nahm Jan Guldts von allen Abschied, auch von Karl Kröger, der schon nach einigen Tagen auf einem neuen Schiff wieder in See ging, und ging — es war am späten Abend — nach Blankenese hinaus.

Er rüttelte aber vergebens an der Türklinke und klopfte vergebens ans Küchenfenster. Nach langem stillem Kopfschütteln entdeckte er ein großes graues Stück Pappe an einem Tau von der Klinke herabhängen, zog Streichhölzer hervor, machte Licht und las: „Deine Mutter ist vor vierzehn Tagen gestorben. Da sie acht Wochen lang krank war, Pflege, Arzt und Medizin gebrauchte, ist ihr Vermögen draufgegangen, so daß du nichts zu erben und zu fordern hast. Im Namen der Familie: Tobias Guldts, der Ältere, an der Sechslingstreppe.“

Er stand einen Augenblick unbeweglich und horchte in die kleine Wohnung hinein, als wäre es nicht wahr, als würde gleich der leise Schritt hörbar und das zögernde, mißtrauische Zurückschieben des Schotts, und dann würde eine magere harte Hand sich einen Augenblick auf seinen Arm legen, und es würde ihm wieder ein süßer Schauer den Arm hinauflaufen, bis in

die Brust, und das Herz in der Brust heiß aufhüpfen. Aber es geschah nichts. Da ließ er die Klinke, die er wartend in die Hand genommen hatte, los und stand da und suchte zu begreifen, daß die Mutter nun nicht mehr in der schönen warmen Ecke seines Lebens stände, und daß er auf der Welt ohne Heimat wäre. Er kehrte sich ab und ging in der hellen Nacht langsam, den Kopf gebeugt, den Strandweg entlang, kletterte die steile Baurstreppe hinauf und weinte dort, wo von beiden Seiten das dichte Gebüsch herüberraigt, so lange, bis er satt war, und ging wieder nach Hamburg.

Am andern Tag ging er nach Altona und meldete sich für die Schule an, wie er von Anfang an, da er sein Geld noch besaß, gewollt hatte. Dann kaufte er sich alles, was er notwendig an Sextanten, Zeichenkasten, Büchern, Papier und dergleichen brauchte, und verwendete daran alles Geld, das er hatte. Es war ihm aber in seiner Bissigkeit gegen Gott und Welt gewiß und klar: daß er auf jeden Fall die Sache durchsetzen wollte, und wenn er sich zu Tode hungern und wachen sollte.

Er hatte sich überlegt, daß er sich irgendwo, in der Nähe der Schule, irgendeine Arbeit suchen müßte, die ihm Essen und Quartier brachte, und machte sich sofort — es war Spätnachmittag — auf die Suche. Er ging durch einige Straßen und sah in etliche Höfe, in denen gearbeitet wurde; aber er sah, daß jede Arbeit ihren Mann hatte, und unterließ das Fragen. Und das Unternehmen schien gleich am Anfang völlig zu mißlingen.

So kam er aus Altona heraus in die Gegend vor Oevelgönne, wo damals noch, über den kleinen schräg ansteigenden Gärten, eine Reihe alter Strohdächer stand. Eines davon, das heute noch steht, ist besonders alt und niedrig und ist dadurch ausgezeichnet und jedermann wohlbekannt, daß dicht vor ihm, auf einer rostigen Lafette, eine alte Kanone steht, die mit ihrer Mündung über den Hafen sieht.

Als er nun die holperige Straße entlangging, saß unten am Weg, unter dem Haus mit der Kanone, auf einer braunen Holzbank, eine kleine alte Frau, ärmlich gekleidet, und strickte mit schweren und krummen Arbeitshänden an einem dicken blauen Strumpf. Er sah sich um, ob kein Mensch in der Nähe wäre — denn er schämte sich, mit der armen alten duckigen Frau zu sprechen — und tat dann rasch die Frage: ob sie wohl wüßte, wo er etwa täglich für einige Stunden Arbeit fände. Sie sah auf und sah neugierig in sein kühnes Gesicht, verstand ihn nicht ganz, rückte ein wenig zur Seite und sagte mit der bedächtigen Ruhe des Alters: „Setz dich und erzähl mir, was du von mir willst!“

Er mußte sich also setzen und erzählte kurz und deutlich, wobei er immer auf seine Knie schlug, wie er schlimm daran wäre und Arbeit suche. Es wurde ihm nicht so sauer, es ihr zu sagen, da sie ihm mit ihrer kurzen duckigen Figur so wunderbar erschien, so als wenn sie etwa Rotkäppchens Großmutter wäre oder sonst irgendeine Person, die mit dieser Zeit und Not nichts mehr zu schaffen hatte. Sie strickte indes ruhig

fort und sah nur dann und wann auf und nach dem Ende des Weges, als erwarte sie jemanden.

„Hast du denn keine Eltern mehr?“ fragte sie.

Er sagte, daß die Mutter eben gestorben, der Vater aber als junger Mann, ebenso wie früher der Großvater, auf einem Hollmannschiffe geblieben wäre. „Der Großvater hat lange für die Hollmanns gefahren.“

„So, so“, sagte sie. „Beide auf Hollmannschiffen geblieben! Ja, ja . . . die haben viele Menschen um ihr Leben gebracht! Ja . . . ja! Aber was können sie dafür? Der eine Mensch hat diese Natur, der andere jene. Unser Herrgott muß mit ihnen allen auskommen; denn müssen wir es auch.“

Er ergrimmte so über diese Worte, daß sich ihm die Haare unter der Mütze bewegten, und sagte mit wilden Augen: „Die Meinung habe ich nicht, wahrhaftigen Gotts! Unser Herrgott sollte sie mit Pestilenz und Hölle verfolgen, und die Menschen sollten sie an den Beinen aufhängen, bis sie tot sind.“

Die Alte wiegte langsam und strickend den Kopf: „Wenn man alt wird“, sagte sie, „weiß man, daß es nicht so geschieht, wie man möchte, und muß doch sehen, wie man das Leben aushält. Denke dir, mein einziger Sohn fährt seit vierzig Jahren auf einem Hollmannschiff . . . immer auf demselben, auf der Anna Hollmann! Als Bootsmann! Das muß ich ansehen!“

Er wurde blaß vor Zorn: „Das verstehe ein anderer!“ sagte er. „Man kann ja wohl auf einem Hollmann fahren, weil man sonst nirgends eine Stelle finden

kann, oder aus lauter Hohn und Haß einmal eine Fahrt machen, um nachher allen Leuten davon zu erzählen. Aber jahrelang?! Vierzig Jahre auf der Anna Hollmann?!“

Die Alte strickte indes still weiter. „Er spricht sonst nicht davon“, sagte sie. „Aber manchmal, wenn er toll und voll ist — er trinkt nämlich ein bißchen — sagt er: er hätte sich mit der Anna Hollmann verheiratet. Und zwar katholisch, sagt er, und kann sich darum nicht von ihr scheiden lassen. Und ich glaube wohl, daß sie viel miteinander erlebt haben. Zuerst, in den sechziger Jahren, hat die Anna Hollmann halb Mecklenburg nach Amerika gebracht; dann, um siebzig, die Schwarzen von Afrika nach Brasilien hinüber. Na, und was für Fahrten wohl sonst noch! Gut war wohl keine! ... Wohin ist denn dein Großvater mit dem Hollmannschiff gefahren?“

„Nach Brasilien oder an die brasilianische Küste“, sagte er. „Genaueres weiß ich nicht.“

„Sol!“ sagte sie. „Na, das werden auch schlimme Reisen gewesen sein. Brasilianische Küstel“

„O“, sagte er, „wir sind da in Blankenese eine angesehene Familie, und mein Großvater war ein ehrenwerter, nur etwas hitziger Mann, wie man sagt. Rede Sie nicht über ihn! Wer weiß, was ihn dazu gebracht hat. Rede Sie über die Hollmanns, die seit hundert oder zweihundert Jahren die Menschen auf ihren elenden Schiffen schinden und soviel brave Leute ertrinken lassen!“

Die Alte wiegte den Kopf und sagte dann langsam und umständlich: „Der alte Dierks und ich — der alte Dierks ist schon seit fünfzig Jahren Kutscher beim alten Hollmann, und ich habe da als junges Ding einige Jahre gedient — wir beide machen uns immer einen Extraspäß mit dem alten Hollmann. Verstehst du, mit dem Alten, der damals die Mecklenburger und die Neger hinübertransportiert hat. Er ist schon über die neunzig hinaus; aber er fährt noch jeden Mittwoch und Sonnabend die Elbchaussee auf und ab. Die Leute reden so dies und das über ihn; sie sagen, er könne nicht sterben, weil er so ein schlechtes Gewissen habe. Aber wir, der alte Dierks und ich, wissen es besser; es ist ganz das Gegenteil: er kann nicht sterben, weil er immer noch soviel Freude an seinem Gelde hat und nicht davon weggehen will. Mittwochs fährt der alte Dierks ihn immer hier zu mir herunter, und dann machen wir uns einen Späß mit ihm . . . Sieh, da kommt er.“

Von oben bog eine vornehme, offene Kalesche mit flinken Schimmeln bespannt in den Weg, kam leicht und flott herangerollt und hielt mit einem Ruck vor der kleinen braunen Bank. In einer Ecke des Wagens saß oder lag vielmehr, bis zur Brust mit einem riesigen, bunten Tigerfell bedeckt, ein uralter Mann. Sein Kopf, so klein wie der Kopf eines vierzehnjährigen Knaben, war gelb und mit Runzeln bedeckt.

Die Alte blieb ruhig auf ihrer Bank sitzen und ließ sich auch in ihrem Stricken nicht stören. „Na“, sagte

sie gemächlich, „was haben Sie sich denn in diesen acht Tagen für überkluge Sachen ausgedacht, Hollmann?“

Der alte Mann lächelte geschmeichelt, hob aber gleich gewichtig die kleine gelbe Hand, und sagte mit ernsten großen Augen: „Es ist doch alles verkehrt gewesen! Alles verkehrt! Hätte viel mehr Geld verdienen können.“

Die Alte schüttelte strickend den Kopf und sagte in ehrlicher Überzeugung, und als wenn sie ein Kind besänftigte: „Nein, nein, Hollmann! . . . Das müssen Sie sich in Ihren alten Tagen nicht noch in den Kopf setzen! Sie haben es ganz richtig gemacht. Wieviel gaben Sie noch für so einen alten preußischen Auswanderertaler?“

Der Alte lächelte freundlich: „So sechzehn bis siebzehn Schillinge.“

„Na“, sagte die Alte anerkennend, wobei sie immer weiter strickte und kaum einmal aufsah: „Das ist doch ein gutes Geschäft! Und dann schwatzten Sie ihnen noch vor, sie müßten ihr schönes Leinen und die großen Schinken da drüben so hoch verzollen, daß es besser wäre, sie verkauften sie hier. Und so bekamen Sie ihr Leinen und ihre Schinken auch noch fast umsonst. Sie haben da tüchtig geräubert, Hollmann! Und unterwegs auf See haben die Leute dann noch hungern müssen, und das tüchtig.“

Der Alte lachte vergnügt in sich hinein, wie ein kleiner schadenfroher Junge. „Immer klug!“ sagte er mit seiner alten hohen Stimme. „Immer klug! Waren

schöne Zeiten! Keine Staatsaufsicht! Das ist die Hauptsache; keine Staatsaufsicht! Und wenig Öffentlichkeit! Man konnte Geschäfte machen, wie man wollte.“

„Millionen haben Sie verdient“, sagte die Alte.

Der alte Mann lächelte geschmeichelt, und wie ein eitles Mädchen, das unter Freundinnen die Unterhaltung von dem einen Verehrer auf den andern weiter lenken will, sagte er lächelnd: „Aber nachher habe ich einen Fehler gemacht. Ich hätte die Schwarzen, die ich nachher nach Brasilien brachte . . . die hätte ich loser verstauen sollen. Es starben zu viele; einmal mehr als die Hälfte! Das sind große Verluste gewesen.“

Der Kutscher, der mit breitem, steifem Gesicht auf dem Bock saß, die Peitsche aufrecht an Ohr und Hutrand vorbei, wandte sein Gesicht, ohne sonst seine steife Haltung zu verändern, der Alten zu und sagte gleichmütig: „Gib's ihm ordentlich. Er kann's vertragen! Stärkern Tabak!“

Die Alte kam aus dem gleichmäßigen Takt ihres Strickstrumpfes nicht heraus und sagte: „Na, dafür sitzt Ihr Sohn, der Heinrich, ja auch zusammen mit dem Kaptän der Anna Hollmann auf der dünnen Insel, da vor Brasilien. Wie heißt sie noch?“

„Auf Fernando Noronha sitzen sie“, sagte der Kutscher, ohne den steifen Kopf zu drehen.

Der alte Mann versuchte, sich ein wenig vorzubeugen, und sagte leise mit großen Augen: „Ob die beiden wohl noch leben?“

Der Kutscher wandte ein wenig den Kopf und sagte:

„Er ist bange, daß der Heinrich noch mal wiederkommt und sein Erbteil fordert.“

„Was bekommen sie da noch zu essen, da auf der Insel?“ sagte die Alte. „Nichts als Gras und Regenwürmer?“

Der Alte lächelte behaglich: „Man gut, daß er da ist“, sagte er. „Man gut! Er hätte alles hindurchgebracht! Alles!“

„Das ist nicht wahr“, sagte der Kutscher gleichmütig zu der Alten, „das ist einfach Lüge. Heinrich war gar nicht so. Er war bloß besser als die andern. Er war ein guter Mensch und sah dem Alten auf die schmutzigen Finger. Das war alles.“

Der Alte schien das, was der Kutscher über die breite Schulter hinweg sagte, gar nicht zu hören. Er war bei den beiden Gefangenen in Brasilien. Er versuchte sich wieder vorzubeugen und sagte wieder leise und neugierig: „Ob die beiden noch leben? Es waren ein paar zähe Burschen: der Heinrich und der Kapitän!“

„Ja“, sagte die Alte, „es hat manch zäher Bursche dran glauben müssen, auf den Hollmannschiffen . . . Sehen Sie hier diesen jungen Mann? Sein Vater und sein Großvater sind beide auf Hollmannschiffen geblieben.“

Der Alte beugte sich ein wenig vor, fast höflich, so wie ein Kaufmann gern einen Mann wiedersieht, mit dem er früher einmal gute Geschäfte gemacht hat. „Wie ist der Name?“ sagte er verbindlich.

Jan Guldts sprang auf und schrie, die raschen, gehäs-

sigen Augen dicht vor seinem Gesicht: „Jan Guldt von Blankenese.“

Der Alte legte sich hastig wieder zurück und sagte erschrocken und etwas atemlos: „Das Gesicht . . . der Enkel von Jan Guldt!“ und dann, mit dem gleichmütig kalten Ton, mit dem er wohl früher über die Mannschaft seiner Schiffe gesprochen haben mochte, sagte er zu dem alten Kutscher: „Fahr zu!“

Der alte Kutscher lachte behaglich und sagte: „Der Tabak war ihm zu stark“ und fuhr davon.

„Haben Sie gesehen?“ sagte Jan Guldt mit flammenden Augen: „Wie er den Namen meines Großvaters fürchtete? Haben Sie gesehen, daß mein Großvater ein ehrenwerter Mann gewesen ist? Haben Sie es gesehen? Der alte Verbrecher! Wie mich freut, daß ich es ihm gegeben habe!“

„Na“, sagte die Alte und wickelte ihr Strickzeug zusammen; „denn man zu! Nun komm: Du sollst zu essen haben. Ich bin heute abend gerade gut versorgt. Mein Sohn, der Bootsmann auf der Anna Hollmann, wie du nun weißt, ist vorgestern mit seinem Schiff von Afrika zurückgekommen und hat mir Geld gegeben. Er ist nach der Wirtschaft dort an der Ecke gegangen; da trinkt er sich nun voll. Er ist sonst aber ein guter Junge.“

Damit stieg sie langsam, am Holzgeländer sich haltend, nach der Höhe hinauf und ging an der Kanone vorbei in ihre niedrige schiefe Halbtür. Durch eine kleine Küche, in der ein Herd und ein Tisch fast allen

Platz einnahmen, führte sie ihn in eine niedrige dunkelbraune Stube, in der alles versackt und schief war: Diele, Wände und Decke, und an der Wand ein verfallenes Bild des alten Kaisers, und lud ihn auf eine Bank, die unter den beiden Fenstern entlang lief.

Nun holte sie herbei, was sie hatte, und er aß. Als er fertig gegessen hatte, kam sie mit einem uralten ledernen Beutel, in dem noch Tabak für manche Pfeife war, und sagte: „Du hast doch gewiß deinen Brösel bei dir? Rauch’ ein bißchen!“ Und als er angezündet hatte, roch sie umher und nickte und sagte zufrieden: „Es hat gleich eine andere Art; es riecht so gut nach Mannsvolk.“

Er hielt die Pfeife gemächlich von sich über den Tisch, daß der helle Rauch wie von einem zierlichen Feuerchen durch die Dämmerung zu der schiefen Decke hinauf und um das Bild des alten Kaisers schwebte, und dachte: „Satt wäre ich nun erstmal! Wenn ich nun auch eine Schlafstelle hätte!“ und lehnte sich ein wenig zur Seite und machte es sich bequem und maß die Bank auf und nieder und fing an, sie zu loben: „Eine nette Art von Bank, Großmutter! Da schläft wohl Ihr Sohn darauf, wenn er heute nacht aus dem Wirtshaus kommt? Nein? Schade, daß eine so lange und breite Bank nicht zum Schlafen gebraucht wird. Man kann wirklich eine Nacht darauf zubringen, ohne Schwielen an den Rippen zu bekommen. Wenn meine Wut auf die Hollmanns und auf die ganze Welt durch die Unterhaltung mit dem alten Tigerfell heute nicht so

groß geworden wäre, könnte ich, glaube ich, auf dieser Bank zum Schlafen kommen.“

Die Alte verstand ihn endlich und sagte: „Hast du nicht mal eine Schlafstelle, du armer Junge? Denn bleibe gern und schlafe auf der Bank.“ Und indem sie aufstand und ein altes Kissen von geflochtenem Stroh für den Kopf holte, sagte sie mit gemütlichem Selbstspott: „Ist das 'ne Nacht! Erst bekomme ich meine Stube voll Pfeifenrauch, daß mir schon ganz lieblich zumute geworden ist, und nun bleibt der Jungkerl auch noch die Nacht, und ich habe auf diese Art zum ersten Male alles wieder, was ich vor fünfzig Jahren jeden Abend hatte.“

Sie ging noch einmal in die Küche, um zu sehen, wie es mit dem Herdfeuer stand, dann fing sie an, sich zu entkleiden, wobei sie nach der Art alter Frauen so in Gedanken und Träume verfiel, daß sie das Atmen vergaß. Er zog indes seine Stiefel aus und legte sie unter das Kissen, das nicht hoch genug war, und legte sich hin.

Er wollte erst seinen Zorn über Hollmanns Schlechtigkeiten und Gottes Langmut, der immer sachte in ihm weiter gegerollt hatte, noch wieder in hitzigen Gewittern austoben lassen; aber es kam nur zu einem sachten Wetterleuchten. Das lange vergebliche Suchen in den Straßen und die Erlebnisse des Abends hatten ihn müde gemacht, daß er nur noch träge dachte und bald einschlief und wie auf einer sachten Bahn ins Traumland hinüberglied und dort alsbald in einem

feinen Boot mit gutem Winde dahinfuhr, während schöne nackte Mädchen mit kühnen Gesichtern und Haltungen, Gallionsfiguren ähnlich, auf- und nieder-tauchten, um den Grund zu untersuchen, ob Jan Guldts da auch ungefährdet fahren könnte. Er sah ihnen lächelnd und mit freundlicher Anerkennung zu, wobei seine Sinne völlig ruhig blieben. Denn er hatte auch im Wachen noch kein Weib erkannt. So sehr ehrte und fürchtete er sie.

Als er noch so wohlbehalten und schön, wie es im Psalm heißt: „Du machst deine Engel zu Winden“, dahinglitt — es war nicht mehr weit vom Morgen — hörte er ein Rumoren und Rufen draußen unter den Fenstern, besann sich eilig, wo er wäre, und horchte.

Die Alte aber kam schon hoch und auf ihren steifen Beinen heran: „Das ist mein Sohn“, sagte sie mit einem weichen Ton in der alten Stimme. „Wenn er vom Wirtshaus weggeht, kommt er immer an mein Fenster, damit ich weiß, er geht nun als ein ordentlicher Mensch zu Bett. Er trinkt ein bißchen; aber er ist ein guter Junge.“

Damit trat sie ans Fenster und sah hinaus und lachte leise: „Siehst du, was er da jetzt macht? Hörst du? Er sieht lauter Hollmannschiffe auf der Elbe und tut, als wenn er mit der alten Kanone nach ihnen schießt. Hör, er nennt jedes Schiff bei Namen... Paß auf... da! Hörst du? Die größte Ladung bekommt die Anna Hollmann.“

Der Betrunkene schoß mit einer Art von Schnell-

feuer und stieß dabei wilde Worte aus, die gurgelnd aus seiner trunkenen Kehle kamen; die Not, die sich mit den Tönen herausquälte, hörte die alte Frau nicht. Sie lachte wieder leise und herzlich und sagte wieder mit dem weichen Ton in der alten Stimme: „So macht er's immer, wenn er nachts an mein Fenster kommt! Er schießt alle Hollmannschiffe entzwei! Zu drollig!“ Sie lachte und klopfte stark an die Scheiben.

Nun hörte es der Betrunkene. Er ließ von der Kanone ab, sah nach dem Fenster, sah seine Mutter drinnen stehen, richtete sich gerade, fast stolz auf und sagte in einer Art von respektvollen dienstlichen Meldung: „Nun schlaf ruhig, meine alte Mutter! Nun geh' ich nach Haus!“ und ging mit schweren, unsicheren Schritten die Treppe hinunter.

Die Alte humpelte wieder in ihr Bett, und er legte sich wieder auf die Bank. Er lag mit offenen Augen und dachte an den Bootsmann und dessen Leben, und schoß von da, rasch, wie auf feurigen Flügeln, mit glühendem Zorn, in die ganze Hollmannsche Wirtschaft. Schickten sie seit hundert Jahren ihre Schiffe übers Meer, früher zu Schandtaten, jetzt ohne Reinlichkeit und anständige Nahrung, mit zu schwacher Besatzung, die sich überanstrengen mußte, in die böseste Fiebergegend, daß so mancher drüben im Fieber blieb? Schickten sie sie mit verlotterten Maschinen aus, verrostet und verkommen, so daß jedes Jahr eins mit der Mannschaft in die Tiefe sank? Und der Herr dieser Schiffe? Vor der Pforte der Ewigkeit, von

der doch auch der Ungläubige nicht wissen kann, was etwa hinter ihr sein mag, freute er sich aller seiner Taten. Ja, freute sich noch, halb kindischen Geistes, über das vernichtete Leben seines Sohnes und seines alten Kapitäns. Ob die beiden schon tot im heißen Sand von Fernando Noronha lagen, die Ketten noch an den dürren Füßen? Oder ob sie noch lebten, das Fieber in den alten Knochen, hungernd und durstend? Das waren die Hollmanns! Verdammt... her mit meinem Vater und Großvater! Ich läge hier nicht als Schnorrer auf der harten Bank, wenn die Hollmanns sie mir nicht genommen hätten! Und meine Mutter haben sie mir auch getötet; denn sie hat sich am frühen Tod meines Vaters ins Grab gegrämt. Her mit meiner Mutter! Her mit all den Toten! Ihre Frauen und Kinder liegen auch auf harten Bänken! Her damit! Verflucht die Welt...!" Er schlug mit der Faust gegen das Geländer der alten Bank, daß es krachte.

Die alte Frau fuhr aus dem Schlaf: „Gott bewahre!“ sagte sie. „Was ist mit dir?“

„Ach“, sagte er ernüchtert, noch schwer atmend in seinem Zorn. „Ich wollte wahrhaftig, ich wäre der Teufel!“

„Gott meine Seele!“ sagte die Alte, „du Milch und Blut! Warum denn gerade der Teufel?“

Er wandte sich nach der Wand und sagte mit finsterem Gesicht: „Sie haben mir Vater und Großvater genommen und haben mich lächerlich gemacht, als ich noch ein Kind war, und haben mich arm gemacht und

zur Waise. Wenn ich noch einmal wieder einen Hollmann sehe, trete ich ihm noch ganz anders unter die Augen.“

„Du mußt alles sachte nehmen“, sagte die Alte. „Immer sachte!“

„Sachte?“ sagte er., „kann ich nicht! Kann ich nicht. Will ich auch nicht. Will ich nicht! Denn lieber tot!“

„Na ... na ...“, sagte die Alte ruhig und freundlich. „Du wirst es noch lernen. Du wirst es noch lernen.“

5

Er setzte sich aufrecht, nahm seine Bücher auseinander und fing an, sie zu durchblättern, und wurde allmählich ruhiger und merkte, daß er bei seiner guten Schulbildung und einer angeborenen Begabung für Messen und Rechnen leicht damit fertig würde. Da fragte er die Alte, ob er, so wie diese Nacht, ferner auf der Bank schlafen und arbeiten könnte; er wolle es ihr vergelten, wenn er das Examen bestanden hätte. Als sie ihm das gleich zusagte, fragte er, ob sie wohl irgendeine Arbeit für ihn wüßte. Sie dachte eine Weile nach, dann meinte sie, es wäre das Beste, er ginge zu dem Bootsbauer Bruhn, der ein menschenfreundlicher Mann wäre, erzählte ihm sein Mißgeschick mit dem Geld und bäte um Arbeit. Soviel sie ihn kannte, würde er dann Arbeit und Essen haben.

Da warf er die Bücher zusammen und ging hinaus. Als er unten vor dem Platz des Bootsbauers ankam, blieb er stehen und sah über die Boote weg, die in allen Formen und Lagen auf dem Platze verstaut waren, nach der Werkstatt dahinter, die schon weit und breit offen stand. Es war aber kein Mensch zu sehen; sie waren wohl beim Morgenbrot. Er stand noch unschlüssig, ob er hier warten oder hinaufgehen sollte, da kam hinter einem stattlichen Segelboot, das hochkant lag, ein altes Volkslied hervor, so klein und fein gepfiffen, daß er anfangs nicht darauf geachtet hatte. Er dachte nicht, daß er sich mit dem Stimmchen über seine große ernste Sache unterhalten könnte; aber es war vielleicht vorteilhaft, daß er sich auf irgendeine Weise auf dem Platz ansiedelte, und ging hinüber. Da kniete da ein Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren mit duffem strohfarbenem Haar und grünlich schimmernden Augen und pinselte an der Bootsseite und pfiff dazu, und fror dabei im Morgenwind, der ihr das graue Kleid und die hellsten und losesten Strähnen Haares zur Seite wehte. Sie war so grau und schmal, verfroren oder verhungert, daß er enttäuscht war, obgleich er nach dem dürftigen Gepfeife wenig genug erwartet hatte. Als sie ihn aber sehr kühl und prüfend ansah und, was besonders ins Gewicht fiel, nicht aufhörte zu pfeifen, hielt er es für gut und richtig, sie für die einzige Tochter des Bootsbauers zu halten, und fragte freundlich, ob sie wohl meinte, daß er hier auf der Werft für einige Stunden nachmittags Arbeit

fände. Er wäre aber kein Bootsbauer, sondern ein Steuermannsschüler.

Sie hörte zu pinseln auf, tauchte den Pinsel vorsichtig in die alte Konservenbüchse, die neben ihr stand, und sagte kühl und gleichmütig: „Das ist ja komisch.“

„Warum komisch?“ sagte er zornig: „Ich habe mein Geld verloren, bis auf den letzten Groschen.“

„So!“ sagte sie kühl, als wenn sie nun die ganze Sache und den ganzen Mann übersah, und machte ein hochmütiges und wissendes Gesicht: „In den Wirtschaften von Sankt Pauli natürlich!“

„Nicht auf Sankt Pauli!“ sagte er heftig. „Ich bin noch nicht fünfmal in meinem Leben auf Sankt Pauli gewesen! Es ist mir aus der Lade gestohlen. Karl Kröger, der jetzt hier in Oevelgönne zu Hause ist, kann es bezeugen.“

Sie ließ den Pinsel sinken und staunte: „Oh, dann sind Sie wohl Jan Guldt, der damals auf der Brücke in Blankenese den Hollmann ausgeschimpft hat?“ Und indem sie noch einmal rasch zu ihm aufsah, sagte sie etwas unsicher, da sein seltsames kühnes Gesicht sie verwirrte: „Karl Kröger schreibt mir immer Ansichtskarten.“

„So“, sagte er höflicher, „ich habe Ihre Karten immer gelesen. Sie sind Eva Gött...“

„Wenn er im Sommer hier ist, segeln wir zusammen“, sagte sie, „mit diesem Boot, das uns beiden zusammen gehört.“

„So“, sagte er, „sind Sie mit dem Bootsbauer hier verwandt?“

„Nein“, sagte sie, „meine Eltern wohnen dort“; sie zeigte mit dem Pinsel nach dem Nebenhaus. „Mein Vater ist früher Kapitän an der Chinaküste gewesen und lebt jetzt von seinem Geld. Aber ich steh' mich ganz gut mit dem Bootsbauer Bruhn.“

„Das wäre!“ sagte er spöttisch, sah bald nach der großen Werkstatttür und bald auf sie nieder und hatte ein süß-zorniges Gefallen an ihr, und er hätte ihr gern was am Zeuge geflickt, da er so, fast wie ein Bittender, vor ihr stehen mußte. Es brieste wieder neu auf, und Haar und Kleid flogen wieder. „Sie könnten noch wegfliegen“, sagte er. „Sie müssen sich am Farbtopf festhalten.“

Sie sah eifrig pinselnd zu ihm auf und sah das Gefallen, das in seinen Augen lag, und sagte spöttisch, während ihr ein leises unruhiges Gefühl von Glück in die Kehle stieg: „Ich denke doch, Sie würden so höflich sein und mich nicht fliegen lassen.“

„Über alle Schornsteine“, sagte er zornig, „bis ins Etzer Moor.“

Sie sagte boshaft und forschend: „Karl Kröger und die Maschinenbauer, mit denen ich im Sommer immer segle, sind freundlicher als Sie, das muß ich sagen“, und warb scheu mit den grünlichen Augen.

Da kamen von oben Schritte, und der Bootsbauer kam würdig langsam herab, nach einem Boot zu sehn.

„Nachbar Bruhn“, sagte sie, „denken Sie, der hier,

einer von den Blankeneser Guldts, hat all sein Geld verloren; es ist ihm aus der Lade gestohlen worden. Sie lügen ja manchmal ganz furchtbar, besonders zuerst, wenn sie von See kommen; aber Karl Kröger ist Zeuge, daß es wahr ist. Nun will er die Schule besuchen und muß Mittag- und Abendkost haben und möchte dafür hier auf dem Platz arbeiten. Mir scheint, das müssen Sie tun; er kann ja Boden schrapen und teeren. Sehen Sie ihn bloß an, er hat schon lange nicht gegessen.“

Jan Guldt wurde blaß vor Zorn und warf ihr einen Blick zu, der sie spießte.

Der Bootsbauer ging lächelnd mit ihm hinauf, fragte das Nötige und meinte am Ende, er könne es ja versuchen, Mittag- und Abendkost werde er ja wohl verdienen. Dann solle er nur gleich nach der Schule wiederkommen. Damit ging er wieder in seine Werkstatt.

Jan Guldt wandte sich ab, um wieder nach seiner Bank und nach seinen Büchern zu gehen. Als er am Farbtopf vorbeikam, blieb er stehen und stieß ihn an, daß er zur Seite flog, und knurrte das kleine graue Ding an: wenn sie noch einmal so naseweise Bemerkungen mache, während er hier arbeite, würde er ihr die Ohren scheuern.

Sie griff mit ihren rotgefrorenen Händen nach dem Topf und rettete ihn und sagte halb bekümmert, halb mit zufriedennem Lachen: „Ich wollte bis zur Schulzeit fertig werden, nun kommt nichts danach; aber dafür

habe ich auch Spaß gehabt“, und nickte ihm mit boshafter Freude zu.

Er sah sie wieder in Zorn und Lust an, sah auf, ob niemand da wäre, bückte sich, entriß ihr den Pinsel, griff in ihr Haar am Wirbel und wischte ihr mit dem Pinsel quer über die Nase.

Sie war ernstlich erschrocken, da sie seinen aufflammenden Zorn gesehen und nicht sicher war, wie es ablief. Dann aber, als sie empfand, daß er sie fest und doch gelinde anfaßte, empfand sie mit wunderlich schönem Gefühl seine Hand in ihrem Haar und lachte nun glücklich auf, rieb sich die Nase und schalt hinter ihm her. Aber er war schon fort.

Von nun an lag er nachts auf der Bank unterm Fenster, stand um vier auf, lernte da an Ort und Stelle, wo er geschlafen hatte, ging dann in die Schule und von da nach dem Bootsbauer, von wo er oft erst spät abends wieder zu der verrosteten alten Kanone hinaufstieg.

Es traf sich, daß zu der Zeit keiner seiner früheren Schiffsgefährten zu Hause war oder gar mit in die Schule ging; mit den Bootsbauern aber wurde er wegen des verschiedenen Berufes nicht vertraut. So war er denn ganz einsam und hatte nur die eine Freude — die ihm wunderlich und seltsam war —, daß er täglich mehrere Male den Kopf nach dem schmalen, grauen Mädchen drehen konnte, die durch den Sand nach ihrem Boot stapfte, und immer genau an der Stelle, wo er ihr den Haarwirbel gezaust hatte, mit langen

stummen Augen nach ihm hinübersah. Sie schien eine sehr kurze Schulzeit zu haben, schien sich bei Essen und Trinken wenig aufzuhalten, bei Schularbeiten gar nicht, sondern trieb sich in ihrem Boot auf dem Strom umher, bald allein, aber meist mit allerlei lärmendem jungem Volk, über dem sie mit heller Stimme eine Art Häuptlingsrolle spielte.

Es war eine Schwierigkeit für ihn, daß er sonntags weder Mittag- noch Abendbrot hatte. Der Alten bei der Kanone sagte er, daß er dann bei einem Freunde wäre, der Bootsbauer mochte glauben, daß es so völlig trostlos mit seinen Geldmitteln nicht stände, und lud ihn nicht ein. So trieb er sich denn sowohl mittags wie abends unter den hundert Menschen umher, die den Strand bevölkerten, und vertrieb sich Zeit und Hunger, indem er den Kindern zusah, die im Sande spielten. Der Mittag ging so leidlich vorüber. Wenn sie dann aber um vier Uhr alle der Reihe nach ihr Brot aus den Taschen zogen und ihre kleinen Gesichter zur Hälfte in die breiten Brotschnitte vergruben, ging er stromab nach Nienstedten zu, setzte sich da auf ein Boot und schlug mit einem Stock, den er von einer Weide abriß, regelmäßig und heftig den Sand zu seinen Füßen.

Da er für Halswäsche kein Geld hatte, so hatte ihm die Alte ein feines, rotseidenes Halstuch geschenkt, das sie von ihrem Mann, der einst in Ottensen Totengräber gewesen war, überkommen hatte. Er hatte eines Tages, als er eine Grabstätte umzugraben hatte, den seitlich stehenden Sarg eines alten Senators, der im

Leben ein patenter Junggeselle und lebenslanger Herzensbrecher gewesen war, verfallen und offen gefunden, und hatte das verführerisch rotseidene Halstuch, das er umhatte, nach vierzigjähriger Lagerung noch aufs beste erhalten gefunden und gedacht: ‚Was soll der Senator, nichts als Knochen, jetzt noch mit dem schönen seidenen Tuch?‘ und hatte es mit nach Hause gebracht. Sie hatte es mit etwas spitzen Fingern geplättet, hatte es aber nicht tragen mögen, und auch ihr Mann hatte sich nicht dazu überwinden können. Jan Guldts, der jederzeit mit dem Teufel angebunden hätte, griff danach. So flatterte nun das lustige Halstuch des alten Senators, das an den Enden schön breit und mit kleinen Vergißmeinnicht bestickt war, an dem braunen Halse Jan Guldts und bewegte sich mit jedem Hieb, den er in den Sand tat, und kraute bei jedem Windzug zierlich und zärtlich an den bartsprossenden Wangen, durch die sein heißes Blut floß.

So etwa am sechsten oder siebenten Sonntag, als er zur Abendbrotzeit wieder nach Nienstedten hinabzog, begriff die kleine Eva Gött, die ihn immer mit flinken Augen verfolgte, wie es mit ihm stand, nahm einige gut belegte Stücke Brot, stieg in ihr Beiboot und ruderte mit tiefen unruhigen Atemzügen sachte hinter ihm her und legte da, wo er sich auf ein Boot gesetzt hatte, ans Stack, stieg aus, stieg langsam von Stein zu Stein, und blieb stehen und sah nach ihm hinüber.

Er war gerade dabei, sich auszumalen, wie er, wenn er einmal Kapitän wäre, sich an jedem Sonntagmittag

Erbsensuppe mit durchwachsenem Speck anrichten lassen wollte, und schlug mit stillen, zornigen Augen den dürren, trockenen Sand. Da hörte er ihre Schritte vom Stack her und sah sie da stehen und nach ihm herübersehen und schoß zornig auf: „Was wollen Sie?“ sagte er. „Was starren Sie mich an! Bin ich ein Tier von Hagenbeck?“

Sie war als Kind ihres Landes und selbst ein wunderlicher Mensch, wunderliche Menschen und eine langsame Entwicklung der Dinge gewohnt, blieb also ruhig stehn und wartete. Nach einer Weile aber, als er nur zuweilen nach ihr hinübersah und die Sache nicht weiter wollte, sah sie scharf nach einem der Stackpfähle, stieß ihn an und sagte ziemlich laut: „Frag mich mal, was hast du heute mittag gegessen? . . . Was ich gegessen habe? Pfannkuchen, daum dick mit Bickbeeren.“ Sie stieß den alten Stackpfahl noch einmal an und sagte: „Frag mich mal, was willst du heute abend essen? Was ich essen will? Eier und Brot, daum dick mit Butter“, und schwieg und sah nach ihm hinüber.

Er meinte, daß sie nichts anderes wollte, als ihn mit seinem Hunger quälen und verhöhnen, sprang in wildem Zorn auf und lief auf sie zu. Sie wollte auf den übereinanderliegenden Steinen entfliehen, glitschte dicht vor dem Boot aus und lag da und hielt den mageren Arm um ihren Kopf, da sie nun wirklich harte Schläge erwartete, und sah mit der Qual verzweifelter Liebe zu ihm auf.

Da merkte er, daß es anders und so mit ihr stand, und sagte unsicher, während es ihm selig durch alle Glieder fuhr: „Du? . . . Was willst du denn?“

Sie hatte sich sofort von ihrem großen Entsetzen erholt, sah ihn, von seinen Augen verwirrt und bittend an und sagte: „Ich kann es nicht ansehen, daß Sie nichts zu essen haben“, und griff, noch in den Knien, ins Boot, griff das schlecht in Papier gewickelte Brot heraus und sagte: „Ich habe Ihnen dies mitgebracht.“

Er wurde rot bis in sein rotblondes Haar hinein und stieß finster hervor: „Das kann ich nicht! Das kann ich doch nicht! Bist du unklug? Soll ich dir aus der Hand essen? Mach, daß du wegstommst! Steig ein!“, und warf den Anker ins Boot.

Sie ließ die Hand mit dem Brot sinken und sagte verstört: „Warum können Sie es nicht? Sie nehmen doch Freundschaft von der alten dicken Frau an, die nicht einmal sauber ist . . . Warum denn nicht von mir?“

Er wollte erst nicht antworten. Er deutete nur aufs Boot, daß sie einsteigen sollte. Als sie aber noch so stand und ihn ansah, mit zuckendem Mund und die Augen voll von Tränen, fuhr er sie wild an und sagte mit funkelnden Augen und vor Scham und Schmach rasend: „Wenn du meine Frau werden sollst, kann ich mich dann von dir füttern lassen? Kann ich mich von dir füttern lassen wie eine flügellahme Krähe? Kann ich das, dumme Deern? Mach, daß du wegstommst!“

Da trat sie langsam und zitternd ins Boot, während sie auf ein seltsames, süßes Klingen und Singen in ihrem Herzen lauschte, und faßte nach den Rudern. Als sie sie erfaßt hatte und saß und abstoßen wollte, begehrte sie heiß, ihn anzusehen, aber Scham und Scheu ließen ihre Augen abirren. In wirrer, wunderlicher Seligkeit fuhr sie davon.

Er aber stand und sah ihr finster nach. Was so ein Mädchen für Einfälle und Art hatte! Das ging doch nicht! Das war doch kein rechter Anfang fürs Zusammenleben! Sich füttern lassen, wie 'ne Krähe, die einen Flügel verloren hatte? Oder wie ein kleiner gelber Kanarienvogel? Und er nickte ihr nach und sagte: „Ich will es ihr nachher zeigen, wie es sich gehört!“

Von nun an sprachen sie den ganzen Sommer kein Wort miteinander, sie sahen nur einer nach dem andern hinüber; aber nur dann, wenn sie wußten, daß der andere es nicht gewahrte. Sie spannen einer um den anderen wunderbare Gebilde von Glauben, Erwartung und Hoffnung und gerieten immer tiefer in jene flammende phantastische Liebe, welcher diejenigen verfallen, die sich mit starker Sinnlichkeit lieben, aber durch ihre scheue Keuschheit und ihre Schwerlebigkeit gehindert werden, sie aneinander auszugeben.

So überstand er die Zeit, und eines Sonntagsabends im September bestand er auch das Examen. Er ging sofort nach dem Hafen, beauftragte den Wirt, den er kannte, ihm eine Stelle zu verschaffen, schief auf der alten Bank wunderschön und stand am Sonntagmorgen mit dem Gedanken auf, der ihn in den letzten sechs Monaten jeden Tag das Herz heiß gemacht hatte: daß er nun heute mit ihr segeln wollte. Ganz allein mit ihr! Er wollte Ruder und Großschot führen, und sie sollte neben ihm sitzen und die Fockschot halten, und dabei wollten sie sich ansehen, stundenlang, und einander ihr Leben erzählen. Er hatte sich ausgedacht, daß er schon in aller Frühe hinuntergehen wollte, wenn ihr Hofstaat, die halbwüchsigen Jungen, noch nicht da wären, sie selbst aber in ihrer fröhlichen Weise in ihrem Boot kramte.

Als er nun aber, den Ölrock überm Arm — da es ein wenig sprühte — hinunterging, kam ihm Karl Kröger entgegen. Er trug einen alten schlechten Anzug und hatte eine formlose Mütze bis an die Ohren auf seinen Kopf gedrückt und rief schon von weitem: „Ich habe von Eva Gött alles gehört! Warum hast du meine Mutter nicht um Geld gebeten? Sie hätte es dir sicher gegeben! Na . . . genug! Wir segeln nach Schulau, und du kommst mit.“

Als sie unter Fragen nach Woher und Wohin an den Strand kamen, stand sie schon in einem uralten, ganz

steifen schwarzen Regenrock, der bei jedem Windzug rauschte, als wenn Steinkohlen abrutschen, einen alten Filz auf dem blonden Haar, und sah wie gewöhnlich etwas verfroren und milchig aus. Sie schalt heftig nach einem Boot hinüber, das sich weigerte, ihr ein Beiboot zu schicken; von dorthier kam Hohn und Spott in lauten Rufen durch Wind und Segelklatschen zurück. Weit und breit an den Bojen tanzten Boote, und in jedem schrumpften, verstaute, refften und riefen sie. Dahinter, auf dem bewegteren Strom, der weithin in frischem, kaltem Blau schimmerte, kreuzten einige Ewer mit dunklen Segeln stromab. Wenn sie unterm Windstoß sich neigten, lief das Wasser ihnen übers Deck; und lief im breiten, schimmernden Fall wieder zurück, wenn sie sich langsam hoben. Von Nienstedten her ragte ein schöner grauer Afrikadampfer massig und mächtig auf und kam langsam herauf. Es war trotz des gerade sprühenden Regens ein heller schöner Herbstmorgen.

Das Beiboot kam und brachte sie an Bord. Karl Kröger, der Mitbesitzer des Bootes, fing sogleich an, herumzorumoren, hier zu suchen, dort zu schirren, dort zu bessern, wobei er immer so ebenweg knurrte, daß alles, was in Weiberhände geriete, in Unordnung käme. Sie verstaute indes Brot und Milch unter die hintere Ducht und lachte dazu. Jan Guldts nestelte vorn an der Fock. So verweilten sie auch noch, als die Arbeit getan war, und hielten sich so möglichst fern vonein-

ander und sahen sich nicht an. Und waren selig und furchtsam, daß sie einander nahe waren.

Nun fingen vom Strand her zwei Menschen in unförmlichen schlechten Röcken, alte blaue Mützen auf den Köpfen, der eine unendlich groß, der andere breit und stämmig, mit lauter Stimme an, herüber zu rufen und zu pfeifen. Im Nu war sie im Beiboot und ruderte an Land.

Er sah mit gerunzelter Stirn hinüber und sagte: „Wer sind denn die?“

„Ein paar Maschinenbauer“, sagte Karl Kröger. Sie haben Ostern das Gymnasium verlassen und arbeiten nun praktisch auf einer Werft. Der Große schlägt etwas stark und unnötig mit seinen großen Knochen herum und hat die größten im Mund; darum nennen wir ihn ‚Slahdood‘. Er ist aber ein netter Mensch. Der andere, der Kurze, ist immer sehr vernünftig und fürs Ordentliche, darum nennen wir ihn ‚Meister‘. Das kleine runde Mädchen, das da noch angetrabt kommt, nennen wir ‚die Kuff‘; sie ist Lehrerin oder so was. Auch ’n netter Mensch.“

„Wenn sie alle nette Menschen sind“, sagte Jan Guldt, „warum ist die kleine Eva Gött es denn nicht? Warum bist du dann so unfreundlich mit ihr?“

„Ich??“ sagte Karl Kröger und sah Jan Guldt verwundert an, „unfreundlich? Hast du schon mit ihr gesegelt? Na, dann weißt du auch nicht, wie sie ist! . . . Wir sind nicht unfreundlich gegen sie; wir haben sie

alle gleich gern; es ist bloß die richtige Behandlungsweise, verstehst du. Das wirst du auch selbst einsehn.“

Sie kamen nun an und wurden so vorgestellt, wie sie vorhin genannt waren.

Und dann ging es los. Sechs Boote ringsum legten sich in gleicher Weise auf die Seite. Das Wasser sprang am Bug und lief rauschend an Bord entlang. Ein Lied klang im frischen Winde, bald von Wind und Segeln verdeckt, bald laut über das Wasser.

Der kleine Meister bediente die Fock. Der große Slahdood saß in der Mitte und führte gelegentlich die Wasserschaufel, die in seiner Hand wie ein passender Holzlöffel aussah. Karl Kröger bediente Steuer und Großsegel. Jan Guldts neben ihm sagte zuweilen ein gleichgültiges Wort und sah verstohlen nach seiner Liebsten.

Sie hatte sich neben Slahdood gesetzt und hatte den alten Filz abgenommen, und die hellern Strähnen wehten über das blonde Haar hin, und die Augen schimmerten in klarem, dunklem Grün. Sie hatte Garn und Nadel hervorgeholt und fing an, dem großen Slahdood den aufgerissenen Ärmel zu nähen. Das ging nicht lange in Frieden. Da sie von Zeit zu Zeit wenden und alle unterm Baum durch nach dem andern Bord hinüber mußten, schrie der Riese bald unter der Nadel und behauptete, er wäre gestochen. Er sagte, es wiederhole sich immer die alte Geschichte: sie täte erst fürsorglich und bedauerlich, worüber er dann weich würde, zumal er doch keine Mutter mehr hätte, aber

immer wieder mißbrauche sie seine Gutmütigkeit und nähe ihm die Jacke flottweg ans Fell. Er schrie laut übers Wasser, sie solle jedes Nähen lassen, und zapelte wie ein ungeheurer Fisch am Zwirnsfaden. Karl Kröger schimpfte über die Unruhe. Die kleine Kuff lachte so stark und innerlich, daß es aussah, als wenn sie heftig litt. Der kleine stramme Meister sagte mit ernstem, ruhigem Tadel: „Du hast alle deine Schlechtigkeiten richtig wieder mit an Bord gebracht. Ich brauch’ sie dir nicht aufzuzählen, Eva Göttl!“

Sie verteidigte sich ernsthaft: ob sie den Menschen so laufen lassen könne, der schon an und für sich durch seine Größe alle Kinder erschrecke? Ob man ordentlich nähen könne, wenn so ein Tölpel wie Karl Kröger am Ruder säße? Man solle ihr das Ruder geben!

Da hoben sie alle die Hände und sahen einander an, als wenn sie jetzt völlig irre redete, und sagten: „Gott bewahre, das haben wir einige Male getan! Nie wieder! Nie wieder! Das nicht! Wenn du etwas tun willst, so halte deine schmucke Nase schräg, daß wir der blauen Möwe vorbeilaufen, die uns wieder den Wind wegnehmen will.“ Und nun schalten und wüeten sie nach der blauen Möwe hinüber, die ihnen richtig den Wind wegnahm, daß sie fast nach Luv kenterten.

Bei all dem Gewirr und Getue hatte sie immer noch eine kleine Gelegenheit, so im Vorbeistreichen ihn anzusehen, so eigen versteckt und fremd, und doch so

lieblich selig, daß ihm Feuer über die Haut lief und aus den Augen sprang.

Der große Slahdood, der seine Augen auf sie geworfen hatte, war der einzige, der etwas merkte. „Was hat das Mädchen heute?“ sagte er mit großem Drohen. „Sie hat ja ganz andere Augen, scheint mir? Was ist sie hübsch? Was tut sie verschämt? Was wird sie rot?“ Und er drohte ihr mit gewaltigen Armbewegungen und einer Stimme, die von den Höhen widerhallte: „Was hast du vor, Teufelin? Willst du die Sirene spielen? Ein Schwung von mir, und du fliegst oben auf den Mühlenberg und bist unschädlich! Denn von daher reicht deine piepige Stimme nicht, und deine grünlich schillernden Augen auch nicht.“

Sie sah ihre beiden Gegner von oben bis unten an, so als wenn sie eine Stelle suchte, wo ihnen die Seele nicht ordentlich im Leibe säße, und fing an, boshafte Bemerkungen über sie zu machen, besonders über ihre braunen, narbigen Hände. Sie behauptete, sie schlügen absichtlich mit ihren Hämmern vorbei und auf die eigenen Knöchel und Finger, um mit ihren Narben den richtigen Eindruck von Arbeitern zu machen. In Wahrheit ständen sie überall im Wege, und sie wüßte von einem Arbeiter, daß der kleine Meister wegen seiner Strammheit zuweilen als Lot eine Verwendung fände, und der große Slahdood als balkentragender Elefant.

Der kleine Meister mahnte sie wieder mit bedächtiger Stimme, nicht völlig den Verstand zu verlieren,

wofür sie ihm die Schaufel auf die Füße warf. Da war ihre Geduld endlich am Ende. Der kleine Meister hielt ihr die Handgelenke zusammen, damit sie mal sähe, sagte er, was ein Schraubstock wäre, und der große Slahdood band ihr einen Strick darüber, und hielt sie so, wie ein störrisches Kälblein, an einer kurzen Leine.

Sie bat Karl Kröger um Hilfe, aber er sagte, es geschähe ihr recht. Sie warf einen Blick nach Jan Guldt; der aber sah zufällig übers Wasser. Da quälte sie die großen Jungen: sie könne nicht so stillsitzen, sie fröre entzwei und sie sollten sie loslassen. Sie glaubten es ihr nicht und sagten: „Wir kennen dich genau; wir wissen, daß deine Augen, wenn du ernstlich kalt wirst, blau werden; sie sind aber jetzt noch grün; also füge dich und laß dein Reden, es nützt dir doch nichts.“

Als sie nach einer Weile wieder mit sehr beweglicher Stimme bat, wurden sie unsicher und sagten: „Es ist ja freilich wahr, man kann den Süllberg durch deine Backen hindurchsehn, aber wir glauben dir nicht, weil du uns immer betrügst, und, wenn dir das gelungen ist, uns noch dazu verhöhnst. Es wird uns nicht leicht, aber wir müssen hart gegen dich sein; deine Eltern sind immer zu gut mit dir gewesen.“ Als sie aber schließlich behauptete, sie fühle schon, wie ihr Herz langsamer und leiser schlug, und zugleich die Brauen hochzog, daß sie wie hohe, bange Bogen über den Augen standen, ließen sie sie los, worauf sie sich still

und artig neben Karl Kröger ans Ruder setzte, und dann und wann so ganz verloren die schimmernden, grünen Augen in Jan Guldts warf.

Als sie aber so saß, dauerte es nicht lange, da lag ihre Hand neben der von Karl Kröger auf dem Ruder. Und bald schob sie Karl Krögers Hand ganz langsam und sicher vom Ruder herab. Und bald, da er notwendig seine Pfeife stopfen mußte, hatte sie auch das Großschot in der Hand.

Sie sahen es alle. Sie wußten auch alle, daß es eine bedenkliche, ja ungeheuerliche Sache wäre. Aber, was sollten sie machen? Wenn Karl Kröger meinte, er könne es verantworten? Es war ganz seine Sache! Was ging sie das an? . . .

Es ging eine Weile ganz gut. Aber dann, plötzlich, fiel sie vom Wind ab. Der Wind schoß breit und heftig ins Segel. Im selben Augenblick schoß schon das Wasser ins Boot. Und nur die Geistesgegenwart Karl Krögers, der ihr das Großschot aus der Hand riß, und das gewaltige Gewicht Slahdoods, der die Hände an der Want, seinen mächtigen Oberkörper außer Bords warf, richtete das Boot wieder auf.

Sie schimpften und tobten lärmend, wie alte Seehelden, und gossen alle Mann das Wasser heraus und wurden sofort einig, daß sie mit einem solchen Menschen an Bord nicht weiter segeln könnten, und stießen dabei unheimliche, dunkle Worte aus, so, als wenn sie die Sünderin, sobald sie das Land erreichten, sofort zerstückeln und verbrennen würden. Die kleine

Kuff saß mit krummem Rücken und sah mit tränenden Augen auf den großen Slahdood, der am lautesten schrie und die Augen rollte und die großen Hände nach dem Lande ausstreckte, wo Gericht sein sollte, und lachte stumm und heftig.

Die Sünderin sagte mit großen zornigen Augen: „Warum gab Karl Kröger mir das Steuer, und gar das Großschot? Der Mensch ist ja völlig von Verstand! Hat er die Schuld oder ich? Ihr wollt es ja gerade so haben, und seid niemals eher zufrieden, als bis es so gekommen ist!“

Sie schüttelten die Köpfe, und der kleine stramme Meister sagte ruhig und bedächtig: „Du bist ja immer schlimm, Eva Gött; aber heute bist du verrucht; ich überlege mir wohl, was ich sage. Aber wir werden ja sehen, woher es kommt. Vielleicht fängt die Liebe bei dir an. Vielleicht wirst du krank! Wir können aber darauf keine Rücksicht nehmen; wir werden strafen, wie unser Gewissen vorschreibt.“

Sie hielten aufs Land zu und rutschten unterhalb des steilen Abhangs auf den Sand. Der große Slahdood stieg aus, nahm Eva Gött, die ihre Arme sofort um seinen Hals schlug, dazu noch allerlei nasses Segelwerk und den Eßkorb, und ging so aufs Trockene. „Bist du verliebt?“ schrie er. „Rette dein Leben und sag, daß du in mich verliebt bist!“

Aber sie lachte an seinem Hals und schüttelte den Kopf, und warf ihre Augen in die Jan Guldts, die überselig lachten.

Sie fanden eine Stelle, wo sie, an Sträuchern sich haltend, hinaufklettern konnten und stiegen unter vielem Schelmen und Lärmen hinauf und breiteten oben auf der steilen, windigen Höhe in einer kleinen Senkung, die von Eichenkratt und jungen Tannen umstellt war, ihre Vorräte aus und aßen anfangs in leidlichem Frieden.

Als aber der größte Hunger gestillt war, fing der kleine stramme Meister mit der Untersuchung an und sagte in seinem ehrenfesten dunklen Brustton und mit einem Atemholen, das zu Beginn solcher Sitzungen ständig zu sein schien: wie sie dazu gekommen wäre, das Boot fast auf die Seite zu legen? Es wäre von größter Bedeutung, daß man dies entdecke. Sie wisse wohl nicht, was in ihrem Innern vorgegangen wäre?

Sie ging mit ihren jungen Augen über alle hin, offenbar guter Dinge und voll Behagen, daß sie sich alle Gedanken über sie machten und sagte: „Das weiß ich ganz genau. Ich sah Slahdoods Beine so lang und breit durchs ganze Boot liegen; da war ich neugierig, zu sehen, wie er sie zusammensuchen würde, wenn das Boot plötzlich volliefe. Es war sehr komisch. Was ist denn sonst dabei? Wir können ja alle schwimmen; auch waren fünf Boote in der Nähe.“

„Du hast ganz recht“, sagte er ernst und freundlich; aber es war lauter Hohn. „Was ist dabei? Wir sind ein bißchen naß geworden, und wir haben unsre schöne neue Schaufel verloren.“

Sie sagte: „Die hat Slahdood gestohlen.“

„Ruhig!“ sagte er finster, „das ist eine törichte Rede! Du weißt, daß es erlaubt ist, Ruder, Schaufeln, Dollen, überflüssiges Tauwerk und dergleichen zu nehmen; ja, wenn man nicht entdeckt wird, sogar ein ganzes Beiboot. Aber aus Unfug ein ganzes Boot voll Wasser werfen, das ist nicht erlaubt. Man tut das nicht, Eva Gött! Man segelt, man segelt gut; man segelt scharf; ja, man wirft wohl gar mal um, wenn der Augenblick der Leidenschaft gekommen ist. Aber man segelt nicht schlapp; man segelt nicht falsch; und man wirft ein Boot nicht um aus Unfug. Denk' einmal einen Augenblick nach und sage: Wie entsteht es in deiner Seele? Was bricht zuerst durch dein Gehirn? Neugierde, sagst du, wie Slahdood seine Beine zusammenbrächte?“

„Ja“, sagte sie und sah ihn behaglich an. „Es ist gerade so wie mit der alten Mausefalle, die wir zu Hause haben.“

Sie saßen alle mit offenem Mund. Der große Slahdood schrie rauh auf.

„Ruhig“, sagte der kleine Meister mit großem Mitleid. „Rede weiter, Eva Gött! Versuch', uns zu sagen, welche Ähnlichkeit zwischen deiner ehrlosen Tat und eurer alten Mausefalle ist.“

Sie sah wieder alle an und sagte: „Wenn ich die Falle abends aufgestellt habe, dann schnappt sie meist von selbst, ganz ohne Grund, wieder zu, manchmal nach einer halben Stunde, manchmal mitten in der Nacht. So schnappt es auch in mir, ganz plötzlich, ohne Grund, manchmal dann und manchmal dann.“

Sie nickten alle verständnisinnig, als wenn sie sagten: So haben wir es uns gedacht!

Der kleine Meister winkte ruhefordernd mit der Hand. „Du willst also sagen, daß es etwas völlig Unaufgeklärtes, etwas Mystisches ist; es kommt aus der dunklen Tiefe, in der Geister und Ungeheuer brauen, wie im Beowulf, der hier irgendwo in dieser Gegend gespuht hat.“

Jan Guldt, der vom Beowulf nichts wußte, sagte plötzlich hitzig: „Freilich kommt es aus der Tiefe, nämlich aus der Tiefe ihres Geschlechts, von ihren Vorfahren, denke ich.“

Sie sahen alle auf ihn, erstaunt, daß er in diese würdige Verhandlung eingriff, die Meisters Privileg war, und über sein Gesicht, in dem die hellste Güte lachte. Eva Gött sah ihn auch an und dachte in lauter Seligkeit: „Du lieber, lieber, wundervoller Mensch!“

„Ja“, sagte er mit hellem Lachen. „Sie hat ihr Wesen gewiß von ihren Vorfahren. Ihre Eltern oder Großeltern, oder noch weiter zurück, die Voreltern, sind wohl einsame und wunderliche Leute gewesen. Der eine hat vielleicht, wenn er auf seinem Fischewer wochenlang einsam in der Nordsee trieb, in seiner Kajüte einen toten Butt auf den Tisch gelegt und dann, als Grabmal über ihm, aus den harten Weizenklößen, die seine Frau ihm mitgab, eine Pyramide gebaut, die zu seiner Verwunderung immer wieder zusammenfiel. Seine Frau hat vielleicht, wenn sie zur selben Zeit, zu Hause, allein in ihrem Bett lag, die Gewohnheit

angenommen und ausgebildet, sich auf alle vier Seiten zu werfen, und dabei jedesmal zu fragen: „Wo ist nun die fünfte?“ Und so weiter. Es ist sicher, daß sie von einer solchen Art von Leuten abstammt. Das sieht man ihr ja auch an.“

„Nun seht ihr“, sagte sie großartig, „daß ich gar keine Schuld habe!“

„So ist es doch nicht“, sagte er eifrig und mit fröhlichem Zorn. „Sie hat die Pflicht, wenn die Großeltern in ihr den grauhaarigen Kopf heben, ihren wunderlichen Willen zu dämpfen. Wenn der Pott plötzlich überkochen will, muß sie sagen: Halt stopp! und muß ihn mit einem neuen Einfall plötzlich vom Feuer weg auf die kalten Steine setzen.“

Sie sah hinter seinen Augen die brennende Liebe, und es lief ihr wieder durch alle Glieder und verwirrte ihre kleine heiße Seele so, daß sie die Hände, die sie erheben wollte, um ihr Haar aus den Schläfen zu streichen, nur bis zu den Ohren brachte, so daß sie wie eine anmutige kleine Henkelfigur dasaß, und ihn schämig fröhlich ansah.

Aber Slahdood rief mit großer Stimme: „Wer glaubt das?“ und sah sich wild um. „Glaubt einer dem Gesicht, das sie jetzt macht? Genug der Reden! Es spricht aus ihrer Tat eine solche Ehrlosigkeit, und der Spott heute abend im Klub wird so vernichtend sein, daß ich vorschlage, wir stoßen sie hier den Abgrund hinab, was zugleich ein rechtes Symbol ist, daß wir

sie aus unserer Gemeinschaft stoßen, und daß sie in die Tiefe gehört.“

Sie kroch in einiger Sorge an den Abhang und sah hinunter und sah, daß er steil war, aber doch bis ganz hinunter rutschbar und sagte: „Das wäre etwas für dich, Slahdood, hier hinunter zu fahren. Da könntest du einmal eine Tat tun, die deinem großen Mund entspräche. Damit auch er Vergnügen davon hätte — denn er ist das Vergnügungssüchtigste an dir — würden wir dir erlauben, beim Hinunterfahren wie zehn Stiere zu brüllen.“

Slahdood ging auch auf den Knien an den Rand, sah hinunter und sagte: „Es ist zu steil. Man kommt rasch unten an, aber viel!“

Nun knieten sie alle und sahen über den Rand den Absturz hinab, der wohl dreißig Meter war, und sahen wohl, daß die ganze Fläche schön eben hinabging, aber sagten alle: „Es ist viel zu steil.“

Jan Guld, der so oft von der hohen Bramstenge herab auf die wogende See gesehen und vor jeder Waghalsigkeit wie ein junger Jagdhund gierte, sah auch hinunter und sagte leise und zornig zu sich selbst: „Wenn man will, muß man da doch hinunterkommen können?!“ Er fühlte nicht mehr, wie ihm eine Hand weich über den Ärmel strich. Er hatte mit einem Ruck die Jacke fortgeworfen, und, indem er den Kopf mit wildem Willen zurückwarf, die erhobenen Arme als Steuer, glitt er rasch und sicher, mit dem Hinter-

kopf den Sand pflügend herab, und landete unten auf den Füßen.

Slahdood lobte die Fahrt mit lauter, tobender Stimme. Der kleine Meister sagte mißbilligend und bedeutsam: „Er sagte zu Eva Gött, sie solle ihre Launen vom Feuer setzen; aber er selbst läßt sie überkochen.“ Karl Kröger war blaß geworden und sagte: „Er nimmt es immer gleich als Ehrensache, so ganz für seine eigene Rechnung, und ist dann unvernünftig, eigensinnig und wild. Sein Großvater, der Kaptän bei Hollmann war, soll auch so 'n wilder Mensch gewesen sein.“

Eva Gött kniete am Rand, verschlang ihn mit den Augen, wandte sich um und sagte zornig: „Schwatz doch nicht von seinem Großvater. Wenn er mir gefällt, was geht es euch an?“

Da lachten sie alle und sagten: „Nun... wer will euch denn auseinanderbringen? Zwei überkochende Töpfe auf demselben Feuer: das wird ein Gebrodel!“

Er kam wieder herauf, ein wenig blaß und mit kalten Augen. Die Mädchen räumten das Eßgeschirr beiseite. Die Knaben waren dabei, sich Platz auszusuchen, um ein wenig Mittagsruhe zu halten.

Der große Slahdood erhob seine Stimme und fragte: „Wo willst du liegen, Eva Gött?“

Sie sah rasch um sich und erkannte, daß sie Jan Guldt würde sehen können, wenn sie sich neben Slahdood legte und sagte scheinheilig: „Ich bin ja immer gern bei dir“, und legte sich neben ihn, und ihren

Kopf auf seinen Arm, den er ausgestreckt für sie hingelegt hatte.

So lag sie und sah nach Jan Guldts hinüber, der, den Kopf auf die geballte Hand gestützt, über Wasser und Land sah, und nicht nach ihr hinüber, damit sie es nicht heftig nähme und auch rechte Mittagsruhe hätte und einschlief. Sie aber dachte nicht an Schlafen, sondern wollte seine Augen fangen. Da sie es nun nicht vermochte, wurde sie unruhig und bewegte sich.

Slahdood sah zur Seite auf sie und empfand wieder mit dumpfen Sinnen die Veränderung, die neue frische Süßigkeit ihres Wesens, und sagte leise und grimmig: „Ich kann es ertragen, wenn du still liegst. Wenn du dich bewegst . . . das kann ich nicht ertragen.“

Sie dachte: „Was geht mich der große tapsige Mensch an?“ Lag eine Weile still. Dann bewegte sie sich wieder.

Da sagte er zum zweiten Male ernster: „Du bist heute anders als sonst, Eva Gött. Ich habe nichts dagegen. Aber du liegst jetzt still. Sonst passiert, was du noch nicht erlebt hast.“

Sie dachte wieder: „Was geht mich der große Mensch an?“, lag eine Weile wieder still; dann bewegte sie sich wieder.

Da sagte er zum dritten Male als ein ehrlicher Mensch und in großer Not mit leiser, ernster Stimme: „Eva Gött, ich kann das nicht ertragen; ich bin ein sterblicher Mensch. Lieg still, sonst geschieht etwas Furchtbares.“

Sie dachte wieder: „Was geht mich der große Mensch

an?‘, und lag eine Weile wieder still, dann bewegte sie sich.

Da bog er seinen Arm, in dem sie lag, und zog ihren Kopf so an sich heran, und küßte sie, daß sie nicht atmen konnte.

Sie war betäubt vor Überraschung, Schmerz und wildem Zorn. Davon stockte ihr der Atem. Und sie wurde auf der Stelle ohnmächtig, was ihr noch nie im Leben passiert war.

Jan Guldts hatte die ganze Szene in den Augenecken gesehen und meinte, sie hätte nach ihm hinübergeschuhlt, um zu beobachten, ob sie sicher wären, und schelmten und küßten da heimlich, und hätten es schon oft und immer so gemacht. Er stolperte totenbleich auf und stürzte lautlos ins Gebüsch, das hinter ihm zusammenschlug.

Er stürzte davon. Er bohrte die Hände in die Höhlen der Augen, die entsetzt waren von dem, was sie gesehen hatten und immer noch sahen. Völlig außer Fassung, verzweifelt, entsetzt, lief er über das lichte, sandige Feld ins Land hinein und lief so stundenlang. Zuletzt saß er lange unter einer dünnen Tanne und starrte mit fliegendem Atem über das Feld und starrte in völlige Vernichtung seines Lebens. Heiße Tränen stürzten ihm aus den Augen.

Nach einigen Stunden kam er soweit, daß er an seine Brust griff und seinen Atem zwang, langsamer zu gehen, und mit wilder Kraft nach Haltung suchte.

Und wie er sich so zusammenriß und das Entsetzen

unter sich zwang, schoß er bei seiner Natur sogleich weiter und geriet sofort in einen wilden, eiskalten Hohn: Unglück über Unglück über ihn! Schande und Armut! Und Elternlosigkeit und Einsamkeit und Untreue! Es war ganz und gar sinnlos, wie es ihm in der Welt ging, und wie es überhaupt in der Welt zuging! Aber er wollte es wohl überstehn! Der Mensch kann auch allein seinen Weg durch die Welt gehn und das Rechte tun und auf sein Recht bestehen, einerlei ob Gott oder Menschen ihm beistehn oder nicht.

Er irrte noch stundenlang in dem hohen, dünnen Feld dahin, indem er von Hügel zu Hügel ging und zu den Tannengruppen trat und die Hände gegen die Brust preßte, ruhiger zu atmen, und sich immer mehr steilte, so wie die Bäume, zwischen denen er stand, steil und stuk in der dünnen, sandigen Erde standen. Es war schon Abend und dämmerig, als er von der Straße her nach Oevelgönne und ins Haus der Alten kam.

Als er in die niedrige Stube trat, die von den hohen dichten Linden schon dunkel war, saß die alte Frau mit ihrem Strickzeug auf dem gewohnten Platz am Ofen. Auf der Bank aber am Fenster, auf der er geschlafen und gelernt hatte, saß ein älterer Mann mit kleinem, schmalem, kurzgeschorenem Kopf und scharfen, unsteten Augen, die wie von Fieber glänzten.

Er wußte gleich, daß es der Sohn der Alten war, und wunderte sich, daß er so aussah. Der Trunk hatte dem

Gesicht noch nichts von seiner Schärfe genommen; er hatte nur den fiebrigen Schein erhöht, der in den Augen stand.

„Da ist er“, sagte die Alte zu ihrem Sohn.

Der Bootsmann beugte sich vor und legte die magere Hand um die Tischkante und sah mit bange suchenden Augen in die von Jan Guldts, die kalt und scharf wie Messer waren, und sagte mit verbender, drängender Stimme: „Sag mal ... hättest du nicht Lust ... eine Reise mit der Anna Hollmann zu machen ... gerade mit der Anna Hollmann?“

Jan Guldts sagte jäh überrascht und hochfahrend: „Warum soll ich das?“

Der Bootsmann schob die Hand noch weiter an der Tischkante entlang und umklammerte sie, daß die Knöchel seiner braunen, mageren Hände weiß waren, und sagte: „Du brauchst bloß zu sagen, daß du mit willst!“

Er sagte kalt und höhnisch: „Das weiß ich. Die Leute laufen euch ja immer wieder weg, sobald sie können.“

Der Bootsmann drängte seine hagere Brust gegen den Tisch und warb mit hervortretenden Augen und heiserer Stimme: „Möchtest du nicht mal auf dem Schiff fahren, auf dem dein Vater und dein Großvater gefahren haben? Und ... hör mal ... in Madeira bekommen wir einen Passagier: Hans Hollmann, den Chef. Möchtest du nicht mal einen Hollmann nahebei sehen?“

Da glühte ein verstecktes Feuer durch seine Augen. Ja . . . ja! Das kam zur rechten Zeit! Ja . . . dem Hollmann zu Leibe! Ja! Was sollte er sonst? Es war ihm gerade zumute danach!

Er sagte kurz und hochfahrend, fast jubelnd: „Ich fahre mit.“

7

Am anderen Vormittag stand er in der Halle des Seemannshauses unter den zwanzig Leuten, die für die Anna Hollmann anmusterten. Draußen war Regenwetter und die Halle war halbdunkel. Die Leute standen schweigend, einander unbekannt, naß und verfroren; meist gute, tüchtige Menschen, von dem vielen jungen Volk, das noch gleichgültig und unberaten, ohne Ziel und Ehrgeiz dahinlebt, wohin der Zufall sie treibt. Sie hatten nicht gleich ein gutes Schiff finden können; oder sie hatten sich nicht ordentlich bemühen mögen; oder sie waren durch irgendeine Begebenheit rasch verbittert, wie Jan Guldts; oder einer oder der andere wollte einmal auf einem Hollmannsdampfer gefahren haben, um miterzählen und mitschimpfen zu können, worauf der ganze Hafen schimpfte; sie dachten alle: ‚Einmal und nicht wieder! Wir überstehen wohl Schmutz, Hunger und Fieber, und das schlechte Schiff dazu.‘ Der kleine vierzehnjährige Junge, der mit dastand und mit großen fragenden Augen um sich sah, war vor einigen Tagen

aus einem holsteinischen Dorf hereingekommen und von seinem Vater, der von guten und schlechten Schiffen nichts wußte, an das erste beste vergeben. Einige Heizer und einer der Matrosen waren heruntergekommene Leute. So bekamen sie alle, gut und böse, ihren Zettel und empfangen ihren Tod.

Da er noch seinen Schiffssack von seinem Wirt holen mußte, kam er später und allein des Weges ihnen nach. Hinter ihm trug ein Matrose den Sack. Er hätte ihn selbst tragen können, aber nach seiner inwendig sauberen Art unterstrich er die neue Würde, die er nun als Steuermann hatte. Er ging steil und ein wenig steif dahin, so im Gefühl eines besonders rechten und tapferen Weges und ganz und gar sauberen Gewissens, so recht in der Glanzstunde eines echten Niedersachsen. Nachdem das Mädchen ihn so schmäählich getäuscht und alle Hoffnungen dieser Art so zerbrochen hatte, ging er nun schon wieder ernst und still seinem Beruf nach! Und er ging auf die Anna Hollmann, um auf den Planken, auf denen Vater und Großvater gelebt und gelitten hatten, ein Wort mit einem Hollmann zu reden!

Am Baumwall gingen zwei Männer und sahen im Gehen so über den Hafen, der in Nebel und Rauch lag. Es schienen Kapitäne zu sein, vielleicht solche, die den Beruf aufgegeben und irgendeine Stellung an Land hatten. „Sieh“, sagte der eine, „da geht ein Hollmann hinaus.“ Der andere sah nach dem Dampfer hinüber, von dem im nebeligen Regen nur die

Umrisse zu sehen waren, sah wieder vor sich hin und sagte im Weitergehen gleichmütig: „Der hat wieder zweihundert Tons zu viel geladen; und es ist ein morscher alter Kasten. Es ist ein Wunder oder ein Zufall, daß es ein Jahr lang mit den Hollmanndampfern gut gegangen ist!“ Und sah noch einmal hin und sagte: „Wenn unser Herrgott den in der Biscaya trifft!“ ...

Jan Guldt stand still und sah nach dem Dampfer hinüber, der, tief im Wasser, langsam und schwer stromab ging. Das trübe Wasser und der fallende Regen ließen ihn wohl noch tiefer liegen; es war, als wenn er schon im langsamen Sinken war. Es kroch ihm einen Augenblick etwas Grausiges ans Herz und starrte ihn mit fragenden, entsetzten Augen an: daß es etwa anders laufen könnte, als er sich vorstellte: daß er es mit Gott zu tun bekommen könnte, statt mit den Hollmanns: daß da eine furchtbare Falle Gottes für ihn liegen könnte ... und das Haar kroch ihm auf dem Kopf. Aber gleich tat er es weit von sich. War seine Sache gut und rein? Ging er nicht auf schieren Wegen? Die sollten schlecht ablaufen?! Das wollte er doch sehn!

Am Baumwall bestieg er den Jollenführer und fuhr nach dem Segelschiffhafen, wo das Schiff an den Pfählen lag. Über mehrere Schuten hinweg kletterte er an der Sturmleiter an Deck.

Es war eine laute unordentliche Tätigkeit an Bord, wie immer kurz vor Abgang eines Schiffes. An beiden

Luken kreischten und klirrten die Winden, rasselnd und klirrend sanken die Demijons voll Rum und Arrak in den Raum hinab. Er stolperte über Kohlen- und Aschenhaufen nach dem Gang und fragte den Koch, der mit schmutziger Schürze und plumpem Gesicht mit dem Schiffshändler handelte, nach seiner Kammer. Er bekam den kalten und gleichgültigen Bescheid, daß er auf dieser Reise mit dem Bootsmann zusammenwohnen sollte, und fand die Kammer, die mit ihren rohen Möbeln, alten Bettstücken und schmutzigen Wänden erbärmlich aussah und dazu noch muffig roch. Das kleine blinde Bullauge, durch das ein stumpfes Dämmerlicht hereinfiel, war nicht zu öffnen. Es hatte auch nicht viel Sinn, daran zu rütteln, es mußte auf See doch geschlossen bleiben, da das Schiff so tief lag, daß selbst eine ruhige See ihre Spritzer hereinwarf. Es wurde ihm wieder schwer ums Herz, und es wollte ihn wieder mit entsetzten Augen ansehen. Aber er wehrte ihm wieder mit seinem hochfahrenden Mut: „Will ich Gutes oder Böses?“ und verstaute seine Sachen, so gut es ging. Dann ging er wieder hinaus und übernahm die Aufsicht über die Arbeiten an der einen Luke. So verging Stunde auf Stunde.

Gegen Abend kam ein Beamter aufs Schiff, es vor der Abreise zu besehn. Da der erste Offizier nicht an Bord war und der zweite beschäftigt, mußte er, der dritte, die Begleitung machen. In einem Rettungsboot fehlten Beil und Wasser. Im Kartenhaus fehlten mehrere Notsignale. Aus der Kiste mit den Korkwesten

stieg ein Geruch von verdorbenem Leinen auf. Der Beamte, der dies und das plauderte, damit er nicht noch mehr sähe, legte im Weitergehen die Hand auf seinen Arm und sagte freundlich: „Sie sorgen dafür, nicht wahr, daß diese Gegenstände vorschriftsmäßig an Ort und Stelle sind?“

Jan Guldts rechte sich und wurde rot vor Scham über die Zumutung und sagte: „Was denken Sie, was der Kapitän für ein Gesicht machen würde, wenn ich ihm das sagte?“

Der Beamte sah ihn von der Seite an und sagte gleichmütiger und sehr viel kühler: „Nun... ich will es ihn wissen lassen.“

Dann gingen sie in den Maschinenraum, wo der zweite Maschinist, der auch zum erstenmal mitfuhr, schon in heißer Arbeit war. Seine eingefallene Brust arbeitete heftig, und der helle Schweiß lief ihm über das rußige Gesicht. Der Beamte fragte dies und das und ging langsam, als wenn er sich umsähe, seines Weges. Als sie den Gang zwischen den Kesseln entlanggingen, waren die Platten eine Strecke lang frisch mit Sägespänen bedeckt. Der Beamte ging ein wenig zur Seite, daß er sie nicht beträte, und achtete es nicht, und ging weiter. Der Maschinist hinter ihm sah Jan Guldts an, rakte mit dem Fuß durch die Späne und zeigte auf das blanke Wasser darunter. „Leck“, sagte er leise, „an allen Ecken!“ und sah Jan Guldts mit einem erbarmungswürdigen Blick an.

„Jetzt kann ich allein gehn“, sagte der Beamte. „Ich danke Ihnen“, grüßte und ging wieder nach oben.

„Der Kessel leckt“, sagte der Maschinist wieder und setzte sich auf die Bank, und sah sich verloren um: „und alle Lager sind ausgelaufen, und überhaupt...“

Jan Guldt wurde durch die verzweifelte Stimme des Mannes zornig und sagte hart: „Was soll das: überhaupt?“

Der Maschinist weberte mit dem Twist in der mageren braunen Hand hin und her und suchte nach Worten. Aber plötzlich übermannte es ihn. Er legte den Kopf in beide Hände und weinte und sagte: „Ich habe Kinder zu Hause und muß für Brot sorgen, sonst hätten mich keine zehn Pferde auf einen Hollmann gebracht. Ich bin ein Mensch, der Unordnung und Schmutz nicht vertragen kann; ich weiß, ich werde mich in dieser Maschine zu Tode arbeiten. Wenn das Essen gut wäre, so könnte ich vielleicht noch bestehen, aber ich habe heute mittag wohl gemerkt, wie es damit steht. Der Kaptän und der Koch haben die Verpflegung in Händen und schinden uns, was sie können, und teilen den Raub. Ich weiß, ich sehe meine Kinder nicht wieder. Ich werde einer von den vielen sein, welche die Hollmanns in den Tod bringen.“

Jan Guldt stand eine Weile mit finsterem Gesicht neben dem Weinenden, wollte etwas sagen, konnte aber nicht ankommen, da der Mann immer so ebenweg weiterklagte. Er wandte sich ab und ging mit

stillem Gesicht nach der Messe, um zu Abend zu essen.

Als er hereinkam, saß der Bootsmann schon am Tisch und aß. Er hob den hageren grauen Kopf und sagte mit einem wilden Glanz in den überscharfen Augen: „Da bist du ja!“ Der Steward brachte die Speisen, und sie fingen an zu essen.

Nach einer Weile lachte der Bootsmann grell auf und sagte: „Sag mal, warum gingst du auf die Anna Hollmann?“ und sagte mit kaltem Hohn, als Jan Guldts ihn mit verschlossenem Gesicht ansah: „Merkwürdig, daß ein Mensch etwas tut und tun muß und weiß nicht, warum!“

Jan Guldts sagte mit verwunderten funkelnden Augen: „Wer redet von ‚muß‘? Ich tu’, was ich will, und nicht, was ich muß! Ich bin ganz freiwillig hierhergekommen und fahre nur diese eine Fahrt. Weil ich will!“

Der Bootsmann sah ihn an, wie wenn er die Worte eines Narren gehört hätte, sagte aber nichts.

„Denk’ du lieber an dich selbst“, sagte Jan Guldts höhnisch. „Wie ist es möglich, daß du vierzig Jahre auf diesem verschmutzten Kasten fährst, und bei diesem widerlichen Essen!?“

Der Bootsmann schwieg, und sie sahen sich eine Weile an, genau nach dem Munde, als wenn sie auf ein Geheimschloß sähen und warteten, daß es aufspränge. Dann tat der Bootsmann einen langen Atemzug und sagte ruhiger, und wie ein Mensch, der nach einer langen Mühsal ein Ende, wenn auch ein bitteres,

dict vor sich sieht: „Nun, wenn wir erst auf der Rückreise und in Madeira sind, dann wird alles gut! Dann sind die drei alten Genossen mal wieder auf der Anna Hollmann, die vor vierzig Jahren miteinander darauf waren: Hans Hollmann und ich und Jan Guldt! Freilich nicht der alte Jan Guldt, sondern sein Enkel. Aber das ist ja gleich. Dann kommt alles in Ordnung.“

Jan Guldt sah forschend und finster in die scharfen grauen Augen, die von bitterer, wilder Genugtuung brannten. „Was soll denn dann in Ordnung kommen? Wie? . . . Sagen Sie es doch!“ schrie er wütend. „Was sehen Sie mich an, als wenn ich ein Narr bin?!“

Der Bootsmann lachte heiser auf: „Du wirst es schon erfahren!“ sagte er. „Warte nur bis Madeira! Warte nur! Wenn wir drei erst wieder auf der Anna Hollmann zusammen sind!“

„Mensch“, sagte Jan Guldt mit wilder Verachtung. „Was geht mich an, was du und der Hollmann miteinander getan habt. Mein Großvater war jedenfalls bei bösen Dingen nicht beteiligt. Er war ein rechtlicher Mann.“

Der Bootsmann wollte lachen und reden; aber er schlug sich mit der Faust vor den Mund und sagte heiser und würgend: „Ich kann schweigen! Ich kann schweigen! Alles zu seiner Zeit!“ und ging hinaus.

Nach einer Weile ging auch er hinaus und wieder an seine Arbeit an der Luke. Es war dunkel geworden.

Die Winden kreischten wieder; die Stauer unten im

Boot und im Raum redeten miteinander. Eine Laterne vom Bootsdeck herab beleuchtete die nächtliche Arbeit und den sprühenden Regen. So verging die Nacht.

Gegen Morgen ging die Anna Hollmann, schwer überladen, zu ihrer letzten Fahrt die Elbe hinunter, die in Nebel und Regen lag.

8

Das Leben verlief wie auf tausend anderen Dampfern; nur daß auf der Anna Hollmann, wie auf manchen Schiffen auf allen Meeren, jeder Friede, jede Freude und jedes gute Lachen fehlten.

Der Kapitän, ein großer, steifer, dunkler Mann, sagte auf der Brücke kein unnötiges oder gar ein freundliches Wort; mit kurzer, kalter Stimme gab er seine Anweisungen. Er lebte in seinem kleinen Raum, auf dessen Sauberkeit er hielt, für sich; aß gut und trank gut und trank viel. Seine Stirn schien immer weiter zurückzuweichen, seine dicken Schnurrbartenden standen immer dicker und steifer. Seine häßlichen Augen, die etwas hervorragten, schwammen nur eben über ihnen wie in Tran.

Der Koch stand mit seiner langen, haltlosen Figur in seiner schmutzigen Küche und buk aufs beste für den Kapitän und aß auch selbst von dieser Speise. Der übrigen Besatzung brachte er mit stummem, totem Gesicht ein pappiges Essen, das er lieblos zusammen-

schmierte. Es sprach kein Mensch mit ihm; er wohnte allein hinter seinem toten Gesicht, hinter dem er sich verschanzte. Er hatte immer heimlich Furcht wegen des Zustandes des Schiffes und befragte sich zuweilen wie harmlos nach diesem und jenem, bald nach der Außenhaut, bald nach dem Boden, bald nach der Maschine, und beschloß bei jeder Wolke am Horizont, bei jeder Nebelfahrt im Kanal, bei jedem Fieberfall auf dem Casamance, dem Fahren ein Ende zu machen; aber seine Habsucht ließ ihn immer wieder mitgehen.

Der erste Offizier, ein feiger, unmännlicher Mensch, den die Reederei schon jahrelang in dem Glauben erhielt, daß sie ihn bald zum Kapitän machen wollte — sie dachte nicht daran, es zu tun; er ging auch so immer wieder mit — stand und ging demütig hinter dem Kapitän her. Der zweite Offizier, der mit dem ersten zusammen in einer Kammer wohnte, war ein schwerfälliger, gleichmütiger Mensch, der wenig sagte. Er äußerte nur zuweilen, daß seine Braut, deren Bild er in der Hand hatte, sobald er seine Kammer betrat, das beste Wesen in der ganzen Welt wäre. Er hielt das Bild in seiner breiten ehrlichen Hand, bald nah, bald fern, bald tief, als besähe er sie von allen Seiten; und wenn gerade jemand vorüberging, hörte er ihn Zärtlichkeiten murmeln, wie etwa: „Du söte Deern! Du lütte Zuckerpoppl“ oder dergleichen.

Der erste Maschinist war ein Trinker und schon ganz verdummt. Er wußte zwar auch in seiner Trunkenheit in der Maschine, die er seit zwanzig Jahren

bediente, aufs genaueste Bescheid, und griff mit wunderbarer Fähigkeit mit seinen halbblinden Augen und seinen zitternden Händen nach Ventilen, Hähnen und Kannen; aber die Maschine war während seiner Zeit völlig heruntergekommen. Er verbarg diesen Zustand aber auf jede Weise und mit aller Schlaueit, derer sein stumpfer Geist noch mächtig war, und die Reederei in ihrem Geiz ließ es so hingehn. Sonntags morgens, nachdem er sein schmutziges, ölstarrendes Zeug gewechselt hatte, stand er, noch nüchtern, im frischen grauen Hemd, eine Stunde lang an der Reling und versuchte mit den Vorübergehenden, und sei es dem Jungen, ein Gespräch zu führen. Indem er den Angeredeten mit unsicheren Augen fest anzusehen versuchte, pflegte er dann zu sagen, daß er das Trinken erst angefangen hätte, seit er auf diesem Schiff fahre, das irgendwie, wie ihm schiene, verhext und verflucht wäre; nur die Maschine wäre in Ordnung; der andere solle doch machen, daß er davon käme und das Schiff nie wieder betreten. Wenn er das gewichtig und umständlich herausgebracht hatte, ging er wieder in die Maschine herab und nahm einen tüchtigen Schluck aus der Flasche, die unterm Pult in der Handreiche stand.

Der zweite Maschinist stand in seiner Freiwache mit roten Wangen und mit brennenden Augen an der Reling und atmete, soviel seine schmale Brust fassen konnte, und erzählte Jan Guldts zwischen den Atemübungen, was alles an der Maschine verdorben, und

wie sie verkommen wäre, und daß es nur eines guten Sturmes bedürfe, dann gäbe es einen Knacks und sie bräche, oder der Kessel ginge auseinander. Aber wenn das auch nicht geschähe, ob Jan Guldt es würde aus- halten können, in einer solchen Maschine zu arbeiten? Und er sah Jan Guldt mit seinen fiebrigen über- scharfen Augen an. Er wurde täglich schwermütiger und magerer und legte Messer und Gabel immer früher nieder, weil ihm vor dem Essen ekelte, und war Jan Guldt wegen seines kümmerlichen Aussehns und Klagens halb widerwärtig und halb betrüblich.

Der Bootsmann ging meist mit irgendeinem Hand- werkszeug, ganz veraltetem und verrostetem Kram, Hammer, Zangen oder Stangen, seiner Arbeit nach und unterhielt sich dabei unter Knurren und Murmeln mit diesem Handwerkszeug, indem er es bald an- feuerte, bald es lobte, bald es schalt. Wenn er zufällig an der Reling entlangkam, blieb er wohl stehn und starrte mit geweiteten Augen ins Wasser, wie die Leute sagten: ‚als wenn er lauter Tote treiben sieht‘; ebenso stand er zuweilen vor den Luken, als wenn sie offen wären, und in einer Haltung, als wenn er hinein- horchte. Die Leute hielten ihn mit zu raschem Urteil für nicht ganz richtig im Kopf; sein stilles Wesen und graues Haar hielt sie aber ab, ihn zu necken. Mit Jan Guldt, seinem Kammergenossen, sprach er nach jener ersten Unterredung kein Wort. Nur murmelte er zuweilen, wenn Jan Guldt in der Nähe war, die Worte, die er damals gesagt hatte, und die ihn offenbar immer

beschäftigten, und lachte dabei mit wildem, höhnischem Spott: „Hans Hollmann! Und ich! Und der alte Kaptän Guld! Ehrenwerte Leute!“

So lebten sie alle untereinander fremd und verfeindet. Nur vorn auf der Back wurde zuweilen gelacht. Sie schimpften auf den Kapitän, dem sie die häßlichsten Namen gaben, und sie spielten dem Koch einen Streich, wo sie konnten. Sie wurden mager, und durch die Sonnenbräune ihres Gesichtes erschien ein mattes Grau der Blutlosigkeit, ihre Augen wurden glanzlos, und ihre Bewegungen matt und willensarm. Aber sie merkten es nicht und trösteten sich, indem sie von den Schiffen sprachen, auf denen sie früher gefahren waren und es gut gehabt hatten; und sprachen von der Heimkehr.

Endlich, nach langer, kläglich langsamer Fahrt, liefen sie unter heißem, windstillem Himmel in das glühende Delta des Casamance. Und nun jagte sich die Arbeit ohne Pause.

Jan Guld stand in Hemd und Hose, einen alten Korkhelm auf dem Kopf, als Häuptling über den Neger, die unten in den Schuten auf den Erdnußsäcken standen und unten im Raum schrien und riefen. Stunde für Stunde stand er in der dumpfen, schwülen Hitze neben der rasselnden Winde auf demselben Fleck. Dann, wenn an diesem Ort die Arbeit getan war, ging es zu einer andern Faktorei. Die Sonne war brennend heiß; abends stiegen feuchte, schlimme Dünste auf, krochen die Nacht durch an Bord und

bedeckten die Planken mit weißlichem Schimmer. Träge zog das Schiff durch den Schlamm. Dann kam wieder eine Faktorei, und die Winde kreischte wieder, und die Neger schrien. Und die alte sündige Anna Hollmann lag tief und schief, als wollte sie da auf der Stelle liegenbleiben und allmählich im schlammigen Wasser, umlagert von Dünsten, verschimmelt und verrostet versinken.

Am zwölften Tag gegen Mittag, als eine besonders schwüle Hitze über dem Wasser lag, wurde einer der Matrosen, ein stiller, blasser, von der schlechten Nahrung entkräfteter Mensch, vom Kapitän roh angefahren, und als er nicht antwortete, unter irgendeinem Vorwand nach dem Kartenhaus gerufen und dort geschlagen. Er stand danach eine Weile stumm an der Reling, als wäre er dahin gepflanzt, dann sprang er mit einem wilden Schrei über Bord und verschwand sogleich im Wasser. Der zweite Maschinist hatte sich bald nach dem Einlaufen in den Fluß in seine Koje gelegt, wo er mit großen fieberblanken Augen um sich sah und nach Atem rang. Er konnte nicht mehr sprechen und wohl auch nicht mehr denken. Von den übrigen waren zwei vor dem Zusammenbrechen. So kamen sie zur letzten Faktorei.

An diesem Abend kam Jan Guldt am Eingang zur Messe vorbei, blieb stehn und horchte wider Willen auf das quälige Atmen des Maschinisten. Neben ihm arbeitete der Bootsmann mit seinem stillen Gesicht am Treppengeländer, das beim Bootaussetzen ver-

bogen war. Jan Guldts sagte: „Du könntest das Hämmern lassen, Bootsmann; es quält den Maschinisten.“

Der Bootsmann hielt an und sagte spöttisch: „Was ist das auf der Anna Hollmann!“

„Hast du Schlimmeres auf ihr erlebt als dies?“ sagte Jan Guldts. „Zwei sind so gut wie tot, und zwei sind krank.“

„Ach“, sagte der Bootsmann, der durch irgend etwas erregt schien und Lust zum Reden hatte, „was ist das? Ende der Fünziger, als wir die Mecklenburger nach Amerika brachten und aus unseren großen Tonnen mit Schweinefutter versahen, und das drei Wochen lang...“

„Was hattet ihr denn da für ein Tier von Kapitän?“

„Oh, ein tüchtiger Mann!“ sagte der Bootsmann und höhnte ihn mit seinen Augen an. „Der verstand sich darauf, sie hungern und dürsten zu lassen und nebenbei noch einen Extrataler an ihnen zu verdienen. Ich erinnere mich: Es waren mal vier Kinder gestorben, von zwei oder drei Familien, kleine hellhaarige Kinder. Sie waren in alte Säcke gewickelt und lagen steif und schier jedes auf seinem Brett auf der Reling, hier an dieser Stelle, auf demselben Eisen. Oben guckte ein kleines helles Haar aus dem Sack, ein ganz kleines, und unten hier und da ein weißer Zeh. Die Väter standen zur Seite, die Mütter lagen jammernd auf dem Deck. Zwischen ihnen vor den Brettern stand ein Gelehrter, der aus Berlin geflohen war, hielt die Totenrede und sagte so dies und das, was ihn damals

in Berlin ins Zuchthaus gebracht hätte. Unser Kaptän stand mit seiner Hakennase — gerade wie die deine — und seinen kalten Augen dicht neben ihm und hörte genau und gern zu; denn er war ein kluger Mensch und las gern in Büchern. Er hatte Freude an klugen Reden; aber es ging ihm nicht ans Herz.“

„Wie hieß das Tier?!“ sagte Jan Guldts . . . „Er verdiente noch einen Taler extra, sagst du?“

„Ja“, sagte der Bootsmann und lachte kurz und wild auf; es klang aber wie Schluchzen. „Als die vier Kinder über Bord gerutscht waren, forderte er noch von jedem Vater für Brett und Sack einen Taler.“

„Wie hieß das Tier?“ sagte Jan Guldts mit glühenden Augen. „Wie hieß er? Es war hoffentlich kein Deutscher!“

„Ich komme noch auf den Namen“, sagte der Bootsmann, „hör erst mal weiter. Als das Geschäft mit den Mecklenburgern und Preußen abflaute, suchten die Hollmanns anderswo in der Welt ein anderes Geschäft, das ihm ähnlich wäre. Sie waren nie nach einem anständigen Geschäft aus, wie die anderen Reeder, sondern suchten immer, wie ein Geier nach Aas, nach einem schlechten Geschäft den ganzen Erdball ab. Und da ging die Anna Hollmann, so um das Jahr siebzig, auf den Negerhandel. Es war die Zeit, da er im Norden schon verboten und vorbei war; auch in Brasilien war er schon verboten. Dort stand er aber noch heimlich in Flor. Nun . . . wir legten die Schwarzen fast aufeinander, und wenn sie krank

wurden, fackelten wir nicht lange und warfen sie über Bord und verdienten ein riesiges Geld an ihnen. Die Sache wurde aber von Jahr zu Jahr gefährlicher... Nun hatte der alte Hollmann, der, mit dem meine Mutter zuweilen vor ihrem Hause noch redet, zwei Söhne, der jüngere, Hans, mit mir im gleichen Alter, der jetzt Chef des Hauses ist und in Madeira an Bord kommt.“

„Ich kenne ihn“, sagte Jan Guldts kurz. „Ich bin in Blankenese mit ihm zusammengestoßen.“

„Und noch einen anderen. Dieser andere, Heinrich Hollmann, war ein freundlicher und gutherziger Mensch. Also kam der Alte auf den Gedanken, ihn loszuwerden. Er schickte ihn also nach Brasilien mit dem Auftrag, dort die heimliche Verbindung mit einigen Regierungsleuten noch fester zu knüpfen; und wollte es dann Gott überlassen, ob er lebendig wiederkäme oder nicht. Nun, wir kamen mit der Anna Hollmann von Afrika, bis an die Luken voll Neger, vor Brasilien an und blieben draußen liegen. Unser Kapitän fuhr an Land, traf dort mit Heinrich Hollmann zusammen und verhandelte mit ihm. Der Tisch zwischen ihnen mag voll genug von schlimmen Papieren gewesen sein. Genug, die Polizei kam und nahm sie beide gefangen. Als es dunkel wurde, schickten sie Boote mit Kanonen hinaus, um auch uns zu greifen; aber der erste Steuermann merkte, wie es stand, und dampfte in See, warf die Neger auf einer Insel an Land und fuhr nach Hamburg. Die beiden Gefangenen

aber, unser Kapitän und der Heinrich Hollmann, wurden auf der Insel Fernando Noronha auf zeitlebens gefangengesetzt. Sie waren gegen vierzig, als sie in Gefangenschaft kamen und müssen jetzt so um siebzig sein; können also immer noch leben.“

Jan Guldts sagte mit lachenden Augen und knirschenden Zähnen: „Gut, daß sie da sitzen! Die Hauptsache ist, daß dieser Kaptän da sitzt. Wie heißt das Tier?“

„Der heißt genau wie du“, sagte der Bootsmann, als wenn er mit seinem alten rostigen Hammer in Jan Guldts Brust stieß.

Jan Guldts schrie laut auf: „Du?!“ sagte er mit beengtem Atem.

Der Bootsmann sah ihn mit seinen funkelnden Augen an und sagte nichts.

Jan Guldts hielt mit beiden Händen die Stange fest, über die vor vierzig Jahren die Bretter mit den toten Kindern gerutscht waren, und konnte kein Wort aus der bedrängten Brust herausbringen.

„Wenn nun Hans Hollmann in Madeira an Bord kommt“, sagte der Bootsmann stumpf und dumpf, „dann sind wir alle drei wieder auf der Anna Hollmann: Hans Hollmann und ich und Jan Guldts. Darauf habe ich dreißig Jahre gewartet.“

Jan Guldts kam soweit, daß er wieder sprechen konnte, und sagte stöhnend: „Was gehn mich Eure Schlechtigkeiten an?“

„O“, sagte der Bootsmann, „der Heinrich Hollmann,

der da auf Fernando Noronha sitzt, hat auch nichts verbrochen: er war aber ein Hollmann. Du bist der Enkel von Jan Guldtt! Und Jan Guldtt war der Schlechteste, den ich je gesehn habe; denn er war schlecht, obgleich er Freude am Guten hatte.“

Jan Guldtt schrie wild und schlug an seine Brust: „War er schlecht, so bin ich rein, von den Fußsohlen bis zu meinem Haar.“

Der Bootsmann sah ihm einen Augenblick fast furchtsam in das stolze, leuchtende Gesicht, und ein Zug von Verzweiflung stand jäh in seinen Augen. Aber dann fand er sein stumpfes, stieres Vertrauen wieder und sagte ruhig und fest: „Du heißt Jan Guldtt; und in Madeira kommt Hans Hollmann.“

Da konnte Jan Guldtt wieder hell und schön auf-lachen, wieder fest in seiner großen schönen Sicher-heit: „Was soll denn geschehen, Mensch? Soll die Anna Hollmann etwa mit uns dreien untergehen? Eurer Sünden wegen?“

Der Bootsmann verstand es anders, sah ihn angst-voll an und sagte: „Du gehst doch nicht in Madeira von Bord? Das tust du nicht! Nein! Du bist tapfer, wie der alte Jan Guldtt, und tust es nicht!“

„Ach!“ sagte Jan Guldtt und lachte noch einmal hell und höhnisch auf: „Ich... aus Angst von Bord gehen? Ich? Ich? Ich will euch beide zusammen sehn! Ich will an euch beiden sehn und probieren, ob Gott ein gerechter Mann ist! D a s will ich.“

Die Anna Hollmann war nach dem Tode des zweiten Maschinisten noch acht Tage auf dem Fluß und an der Küste; dann kroch sie, kaum fünf Knoten die Stunde, nach Madeira zu.

Der Kapitän brachte ein überladenes Schiff heim und hatte auch gute Privatgeschäfte gemacht. Er strich seine Schnurrbartenden, daß sie starr wie Heidebesen standen, und trug seinen hölzernen Kopf noch steifer. Der Koch zählte wieder und wieder das Geld, das er am Tabak und am Reis für die Neger verdient hatte, und fand wieder, wie immer auf der Rückreise, daß es lange nicht genug wäre, und fing an, heftiger am Proviant zu sparen. Der Maschinist stand am Sonntagmorgen im frischen Hemd an der Reling, hielt jedem Vorübergehenden dringlicher seine Mahnrede und ging dann eiliger in seine schmutzige Maschine hinunter, als stiege er in seine eigene schmutzige Seele. Der erste Offizier sah seine ewige Hoffnung, Kapitän zu werden, gegen Ende der Fahrt immer wieder schwinden; es ging ihm, je näher dem Ziel, Mut und Glaube aus; er schlich demütiger und stiller hinter dem Kapitän her. Der zweite ging seine Wache und redete in seiner Kammer lauter und zärtlicher mit dem Bild seines Mädchens, da das Wiedersehen näherkam. Die Mannschaft schimpfte, daß sie ihr Lebtage kein Hollmannschiff betreten wollte; und trösteten sich mit Hamburg, das sie in drei Wochen erreichen sollten.

Zwei hörten und sahen von dem allen wenig. Sie sahen sich, wenn sie aneinander vorübergingen, mit raschen, forschenden Augen an und warteten, ob der andere nicht wieder von der großen Sache anfinge, die ihre Seelen erschütterte; und warteten auf Madeira.

Und eines Morgens, unter blauem Himmel und weichem Wind, lag es wie ein Blumengarten auf dem blauen Meer. Um zehn waren sie, von Booten umschwärmt, auf der Reede; abends, gegen acht, war das Schiff wieder rein. Da wurde der erste Offizier an Land geschickt, Herrn Hans Hollmann zu holen.

Jan Guldts hatte noch viel mit dem Übernehmen von Früchten zu tun, und noch sonst allerlei Arbeit und keine Zeit, sich umzusehn. Die Maschine fing wieder ihren mühsamen, stoßenden Gang an, und die Anna Hollmann fuhr wieder in See; und er hatte immer noch zu tun. Es war zehn Uhr, als er endlich so weit war, sich vor seiner Wache, die um zwölf anfang, noch einige Stunden hinzulegen.

Als er sich seiner Kammer näherte, hörte er ein Stöhnen und Röcheln, daß er die Tür aufriß und in den dunklen Raum hineinrief, was da wäre. Er bekam keine Antwort. Da machte er Licht und sah den Bootsmann auf dem Fußboden sitzen, mit verglasten Augen, wie einen Schwerkranken, ja wie einen Sterbenden; sein Atem ging rasselnd ein und aus, als wäre ihm die Kehle verriegelt, und sein Gesicht war von wilden Schmerzen verzerrt. Er nahm ihn auf und versuchte, ihn auf den Rand der Koje zu setzen, wobei er ihm

gut zuredete und ihn fragte, was denn geschehen wäre. Der Kranke gewann auch allmählich soweit die Sprache wieder, daß Jan Guldts verstand: Der an Bord Gekommene wäre nicht der Chef des Hauses, sondern ein Knabe gleichen Namens, „ein lütten Jung“, wie er sagte, also wohl ein Neffe oder Vetterssohn.

Jan Guldts war vor den Kopf geschlagen. Wozu nun all der Schmutz und die Entbehrung und die Gefahr im Fieber und auf dem schlechten alten Kasten! Er hatte so deutlich den Glauben gehabt, als winkte ihn Gott auf die Anna Hollmann. Er schüttelte den Bootsmann, diesen falschen Boten Gottes, und sagte mit wilden Augen: „Sag mir jetzt: warum wolltest du, daß ich auf die Anna Hollmann ginge? Quälen dich die vielen bösen Fahrten mit dem alten Jan Guldts, und sollte der junge dich auf gute Gedanken bringen? Und was hast du mit Hans Hollmann zusammen verbrochen? Du sollst es mir jetzt sagen! Heraus damit!“ Und er schüttelte ihn, wie wenn er es herausschütteln wollte, und schrie immer wieder: „Heraus damit!“

Der Bootsmann saß geduckt und stier da, das Kinn in die Brust gebohrt, die Augen auf den Boden und ließ Jan Guldts wüten. Als der aber nicht nachließ, sagte er mühsam, mit ringendem Atem: „Es ist nicht allein das mit Jan Guldts... all die vielen schlechten Fahrten... Als Jan Guldts und Heinrich Hollmann in Brasilien gefangengenommen waren und wir zurückkamen, da kam hier in Madeira Hans Hollmann an Bord und fuhr mit uns nach Hamburg. Er hatte eine

ältere Verwandte bei sich, die hatte eine Jungfer mit an Bord gebracht, ein kleines Ding, noch ganz jung. Die wollte er haben. Aber sie wollte ihn nicht. Wenn sie ihn bloß sah, schrie sie schon. Da sagte er an einem windigen und regnerischen Tag zu mir . . . in der Biscaya . . ., ich sollte sie nach der Ecke am Gang locken, da wo wir neulich an der Reling besserten . . .“ Er schrie laut auf und wand sich in furchtbaren Schmerzen.

„Weiter!“ sagte Jan Guldt, und stieß ihn hin und her, als wollte er ihn zerbrechen und die Geschichte aus den Trümmern nehmen.

„Da wollten wir sie fangen“, sagte der Bootsmann wimmernd. „Ich sollte Geld haben und nachher auch das Mädchen. Als sie aber plötzlich merkte, daß wir sie greifen wollten, und sie unsre Gesichter sah und sich nicht retten konnte, verlor sie Sinn und Verstand . . . und sprang über Bord . . . Sie sagten nachher, sie hätte Selbstmord begangen, und Hans Hollmann ging in Hamburg frei an Land. Ich aber konnte nach all dem Schrecklichen, das ich an Bord der Anna Hollmann erlebt hatte, nicht mehr weggehn. Ich mußte dableiben und im Geist alles immer weiter sehn und weiter tun, was ich gesehn und getan hatte. So fahr' ich nun vierzig Jahr mit all dem Schreien und Röcheln und mit all den Toten, die rundum im Wasser treiben.“

„Und nun?“ sagte Jan Guldt. „Was sollte nun geschehn?“ Und stieß ihn hart hin und her.

„Ich dachte immer . . .“, sagte der Bootsmann und

preßte seine knochigen Hände fest ineinander. „Ich dachte immer, Hans Hollmann würde noch einmal an Bord kommen und mit mir fahren, und dann sollte Gott Erbarmen haben und uns mit der alten verfluchten Anna Hollmann in die Tiefe nehmen und dem Jammer, in dem ich bin, ein Ende machen. Und da hörte ich eines Tages: Auf der nächsten Fahrt kommt er an Bord! In Madeira, wo er damals auch an Bord kam! Und an demselben Abend, als ich diese Nachricht bekam, traf ich dich! Und du gingst mit! Der Enkel von dem bösen Jan Guldts, der mich in all das Stöhnen und Sterben gebracht und mich gelehrt hatte, es gleichgültig anzusehn! Da dachte ich: Nun werden wir alle drei wieder auf der Anna Hollmann sein! Nun gehn wir Schmutzigen mit der schmutzigen Anna Hollmann in die Tiefe und sinken bis in die Mitte der Erde!“ Und er lachte mit wildem, verzweifelterm Hohn und schlug mit den geballten Händen seinen grauen Kopf.

„Weiter!“ sagte Jan Guldts. „Weiter!“ und würgte ihn.

Der Bootsmann griff nach seinem Hals und sagte, als er wieder Luft gewann: „Die Anna Hollmann hat in den letzten drei Jahren kein schweres Wetter erlebt. Und nun kommt das! Ich weiß es! Es kommt schweres Wetter! In der Biscaya . . . Und da geht sie unter. Denn sie ist ganz und gar, und durch und durch verkommen und verdorben. Und Hans Hollmann ist nicht da!“ Und plötzlich hob er beide Hände zu Jan Guldts und

jammerte flehentlich: „Sag mir, was ist das? Was ist das für eine Welt? Er soll mit uns! Jan Guldt und Hans Hollmann haben sich an meinem Leben vergriffen, sie haben mich in Sünde und Fluch gebracht... mein ganzes Leben in Schmutz und Blut... Die Gesichter!... All die Jahre! Und wie das Mädchen schrie, als es auf der Reling stand! Du bist hier... Hans Hollmann soll auch hier sein! Er soll hier sein! Er soll mit hinunter!“ Er verfiel in Raserei, knirschte mit den Zähnen und wand sich an der Erde.

Jan Guldt stand mit finsternen Augen und sah auf ihn herab, ratlos und verstört. Dann riß er sich zusammen und ging hinaus.

Draußen stellte er sich ans Ende des Ganges an die Treppe und suchte sich zu besinnen. „Was sagte der alte verzweifelte Sünder? Die Anna Hollmann ist verdorben und mürbe und geht unter? Und ich mit? Ich, der gerechte und unschuldige und schmucke Jan Guldt? Der nächste Sturm drückt uns ins Wasser? Stehen da unten im Westen nicht schon kleine graue Wolken? Irrsinn! Wahnsinn! Wenn es so kommt... ah, da will ich doch noch ein Wort mitreden! Das lasse ich mir nicht gefallen! O nein! Da geh' ich dagegen an... wenn es so kommt... bis in den Tod hinein! Ja... durch den Tod hindurch! Das sollte ich mir gefallen lassen? O nein! Nein! Habe ich Hans Hollmann harte Dinge ins Gesicht hinein sagen wollen, so wollte ich mit Gott noch ganz anders reden..., wenn die Sache den Weg läuft!“

Als er noch so stand, in Zorn und Hochmut am ganzen Leibe bebed, und Gott anknirschte, hörte er eine freundliche Kinderstimme hinter sich, sah sich aufs höchste überrascht um und sah einen Knaben von etwa dreizehn Jahren vor sich, schmal von Gliedern und Gesicht mit blauen, überklaren Augen und dunkelblondem, weich gewelltem Haar. Man sah seiner ganzen Erscheinung an, daß seine Sinne der Schönheit nachgingen. Er fragte höflich, wo wohl der Bootsmann wäre; er könne einen seiner Koffer nicht öffnen.

Jan Guldts war nach seiner Weise gleich bei der Sache und bei der Hand. „Ich will es selbst versuchen“, sagte er, holte einiges Geschirr und kniete bald in dem kleinen behaglichen Raum vor dem Koffer und sprach trotz seiner Erregung mit herzhafter Stimme und Art über den Fall. Im Nebenraum kramte eine ältere bäurische Frau, seine Begleiterin, in Koffern und Wäsche.

Die frische natürliche Art des jungen Schiffsmannes machte den Knaben wohl zutraulich. Er sprach dies und das. Dann nahm er sich ein größeres Herz und sagte langsam, und man merkte, wie er Sicherheit täuschte: „Ich bin schon viermal in Madeira gewesen, wegen meiner Lunge, die etwas bedenklich ist... es wird aber besser mit ihr. Zweimal fuhr ich mit einem Woermann und zweimal mit der Hamburg-Bremer Afrika-Linie, noch niemals mit einem unsrer eignen Dampfer. Es kommt mir aber vor, als wenn die Leute

hier auf der Anna Hollmann mindestens ebenso vergnügt und freundlich sind wie auf den anderen Schiffen.“

Jan Guldts hörte, worauf der Knabe hinauswollte, lag sofort auf der Lauer und sagte ebenso tastend: „Warum sollten sie denn nicht ebenso vergnügt und freundlich sein?“, und sah ihn, noch unsicher, mit kalter Erwartung an.

Da fühlte der Knabe, daß seine innersten Gedanken erkannt wären und zugleich, daß er auf unerbittlichen Widerstand und harte Wahrhaftigkeit stieße, und sein Gesicht überzog sich jäh mit Röte.

Da zuckte es blitzhell durch Jan Guldts Seele: „Licht! Licht! Darum bin ich auf die Anna Hollmann gekommen! Ich soll diesem Knaben sagen und ihm zeigen, wie es mit den Hollmannsschiffen steht, damit er einst, erwachsen und Mitchef der Firma, der Schmach ein Ende macht und der Herr starker Schiffe wird.“ Und er sagte kurz und brott, recht als ein Jonas vor Niniveh: „Die Schiffe, mit denen du gefahren bist, sind gut und gut im Stande, und die Leute auf diesen Schiffen haben es gut; aber die Hollmannsschiffe sind schlecht und schlecht gehalten, und die Leute auf ihnen haben es schlecht.“

Die Lippen des Knaben zitterten heftig, und in seiner Kehle schluckte ein heißes Weinen auf. Er suchte es zu bezwingen und würgte mühsam die Worte heraus: „Sie haben es mir in der Schule . . . auf dem Spielplatz . . . schon dreimal gesagt.“

Sie schwiegen eine Weile. Jan Guldts arbeitete mit

einer gebogenen Wiere im Schloß und sah gerecht und finster darein; der Knabe schluchzte leise.

„Wenn du groß bist“, sagte Jan Guldts sicher und siegreich, „und ein Wort mitzureden hast, so in zehn Jahren, mußt du sorgen, daß es anders wird. Du mußt nicht dulden, daß die Firma, wie jetzt, vom Hunger und Not und Tod anderer Menschen lebt, sondern vom redlichen Verdienst, der übrigbleibt, wenn die Arbeiter ihr anständiges Leben und Teil bekommen haben, so wie andere Reeder es auch machen.“

Der Knabe hob das Gesicht, das er an der Erde gehabt hatte, und versuchte, mit einer altklugen kurzen Bewegung beider Hände, die dem künftigen Mann eigen gewesen und gut gestanden hätte, zu zeigen, daß diese Sache bereits durchaus feststände, und sagte: „Ich will nicht eher zufrieden sein, als bis unsere Reederei ebenso vornehm ist wie die anderen.“

Jan Guldts jauchzte inwendig in heller Freude. „Gott war groß; und Jan Guldts sein tapferer Anwalt!“ „Wenn du willst“, sagte er, „so besuch’ mich morgen in meiner Kammer, dann will ich dir alles erzählen, was ich von der Anna Hollmann weiß. Ich will dir auch alles zeigen, wie es hier ist, und dir erzählen, wie es auf den Schiffen anderer Reedereien steht und hergeht.“

„Ich komme“, sagte der Knabe, „ich will alles genau wissen, daß mich nachher niemand belügen kann.“

„Dann weißt du“, sagte Jan Guldts mit alter sicherer Weisheit, „wie ein einfacher Mann alle diese Dinge ansieht, und wie ihm zumute ist, und kannst deine

Sache gut machen, und kannst doch reich werden... Sieh, dein Koffer ist offen... Nun geh' ich...“ Und wischte sich mit dem schönen weißen Taschentuch, das er sich bei seiner Standeserhöhung, damals nach bestandnem Examen, gleich gekauft hatte, den Schweiß weg, der ihm rund ums rotblonde Haar stand.

Er ging hinaus und kam wieder in seine Kammer und stieß den Bootsmann, der gebückt mit den Fäusten an den Schläfen, auf der Koje saß, an die Schulter, und sagte mit froher, sieghafter Stimme: „Du, Bootsmann, ich weiß jetzt, warum ich auf die Anna Hollmann gekommen bin! Ich, der Enkel von dem alten bösen Jan Guldts, werde dem Enkel von dem alten bösen Hollmann erzählen und zeigen, was seine Väter verbrochen haben! Er ist ein guter Mensch! Mit ihm werden die Hollmanns andere Leute werden! Siehst du, so ist es!“

Der Bootsmann hatte die Hände vom Haar genommen und sah Jan Guldts mit blinden Augen an. „Er ist gut?“ sagte er. „Er ist gut, sagst du?“ Und er nickte höhnisch und lachte wild auf. „So! Ja! Dann kannst du sicher sein, daß die Anna Hollmann ver-saufen wird! Die guten Hollmanns müssen immer weg, entweder sie sterben an Schwindsucht, oder es geht ihnen wie Heinrich Hollmann in Brasilien, oder wie diesem. So war es immer bei ihnen. Die Guten gehen ab. Nun weiß ich sicher, daß wir in den Tod fahren! Und Hans Hollmann ist nicht da! Wo ist Hans Hollmann? Er soll mit! Er soll mit!“ Und er schrie

und verfluchte Gott, daß seine Welt ein verruchtes Narrenhaus wäre, und schlug mit der geballten Faust seinen grauen Kopf. „Er soll mit! Er soll mit zu Wasser! Er soll mit in den Tod.“

Jan Guldts saß ihm gegenüber auf dem Stuhl neben dem blinden Bullauge, die geballten Fäuste auf den Knien, nun doch plötzlich wieder von den grausen Zweifeln befallen. „Ich... untergehn? Ich... mit der Anna Hollmann?“ Das Haar sträubte sich ihm in rasendem Zorn. „Ich? Dagegen kämpfe ich bis in den Tod. Ja... durch den Tod hindurch! Das soll Er sehn!“

10

Es hatte keinen Sinn, daß er mit dem Kapitän oder dem ersten Offizier über den Zustand des Schiffes sprach. Er überlegte, ob er es dem zweiten Offizier sagen sollte; aber der ehrliche Junge konnte neben seinem täglichen Dienst und dem Bild seines Mädchens weitere Gedanken sicher nicht fassen. So konnte er nichts tun, als unauffällig die beiden Boote nachsehn. Und trug so allein den wilden bitteren Gedanken, daß sie in einem Schiffe säßen, das beim ersten tüchtigen Stoß in die Tiefe ginge.

Aber er ertrug den Gedanken, ja er spielte mit ihm kraft seines übermütigen, ja höhnischen Glaubens, daß Gott ‚gerecht‘ sein müßte und diese ‚Gerechtigkeit‘ sich zeigen müßte. „Ich sollte mit der Anna Holl-

mann in die Tiefe? Ich? Der an Bord gegangen ist, zu rächen, zu bessern? Ich? Der reinste und gradeste aller Steuerleute? Und dieser Knabe, der die Sünde seiner Väter gutmachen will? Das ist nicht möglich. O nein! Das kann nicht geschehn. Gottes Wege sind wohl wunderbar; aber wir bitten uns aus, daß sie keine Fuchsschliche sind!

Wenn er am Tage Freiwache hatte und eben seine Kammer betreten hatte, klopfte der Knabe leise und höflich an und kam mit behender Wendung über den hohen Süll und setzte sich neben das Bullauge auf den Holzstuhl, während Jan Guldts auf der Koje saß, wegen der oberen Koje vornübergebeugt, die Hände auf den Schenkeln. Der Raum war so eng, daß ihre Knie fast aneinanderstießen und ihr Atem ineinander ging, gleich wie zum Zeichen ihrer Heimlichkeit und Einigkeit.

So beredeten sie alles, was Jan Guldts wußte: Was der alte Hollmann am Weg in Oevelgönne vom Wagen herab mit seinem Dienstmädchen besprochen hatte, und wie Kapitän Guldts auf der Anna Hollmann Weiße und Schwarze gepeinigt und manchen über die Reling geschoben hatte; wie das junge Ding in seiner Angst über Bord sprang; und von denen, die auf dem Casemance starben, von jedem Schiffe, das untergegangen war, von dem verkommenen Zustand der Anna Hollmann, von dem Schmutz und widerlichen Essen und von der ganzen Roheit des Hungersystems. Der Knabe sog das alles wie einen bittern Trank, mit

krauser Stirn, aber in guter Haltung, tief und tapfer in sich, daß er nichts im Kelche ließe. Denn er hatte die Absicht, den Becher einst, vom Boden herauf, neu zu füllen, mit gutem Trank.

Wenn er dann alles mit vielen Fragen — die deutlich zeigten, daß er für praktische Dinge keine Begabung hatte — immer neu ergründet hatte, atmete er tief auf, wie nach einer zu schweren Rechenaufgabe, und fing an, mit weicher, ängstlicher Seele, mit einer wehen, schlimmen Freude am phantastischen Schweifen und Bilden, mit dieser unheimlichen Anna Hollmann zu spielen, mit ihren Planken, Stengen, Treppen und Räumen. Er fragte nach den Stücken des Schiffs, die noch von jener Zeit her an Bord wären, bat Jan Guldtt, mit ihm hinauszugehn, und sah scheu nach den ungefügen alten Relingstützen, nach der Treppe, nach dem Aufbaudeck und den alten Eisenplatten am Heck, und erzählte mit Augen, die von körperlicher und seelischer Erregung brannten, daß er in der vorigen Nacht, ob schlafend oder wachend, die ganzen Räume wie im Dämmerlicht durchsehn hätte: vier Stockwerk übereinander und alle voll Menschen, die wie dicke dunkle Schichten dagelegen; sie hätten gestöhnt vor Mangel an Nahrung und Luft, und indem ihr Stöhnen lauter geworden, hätte es zuletzt die Wände des Schiffs gedehnt, daß die Spanten geknarrt und die Nieten sich gelockert hätten, so daß er das blanke Wasser und darin die hellen Fische mit ihren großen glotzenden Augen gesehn hätte. Aber bange wäre er

nicht. Gott würde nicht dulden, daß sie beide, die sie unschuldig wären, ja anderer Leute Schuld endlich beiseite schaffen wollten, untergingen.

Jan Guldts nickte mit tiefem Ernst dazu, mit seinen funkelnden Augen und dachte: „Der vergißt sein Lebtag nicht, was er auf der Anna Hollmann gehört hat, und wird Wunderdinge tun, wenn er groß sein wird“, und seine hochmütige Seele schwoll vor Wichtigkeit und Gerechtigkeit.

Da griff der Knabe nach seinem Arm und fragte leise und wichtig, ob er ihm etwas zeigen solle. Er führte ihn den Gang entlang in seine hübsche Kammer, die von der hängenden Lampe wohligherleuchtet war, und zeigte über der Kommode an der Wand eine wohlgelungene Zeichnung vom Innern einer Kirche. Es war eine Dorfkirche von ehrwürdigem Alter, die Mauern gewaltig dick, die Fenster in ihnen in ziemlicher Höhe und nicht groß, die Türen niedrig. Um den Altar, der ein schlichtes Bildwerk vom Heiland und seinen Aposteln trug, standen schöne steinerne Gewölbebogen als feste Wachen um das Heilige.

„Sehen Sie“, sagte er leise, „ich fahre mit meiner Mutter und Schwester im Juli immer nach Sylt, wo wir ein eigenes Haus haben. Da geh’ ich zuweilen mit einem alten Weber, unserm Nachbar, über Land, wenn er seine Arbeit austrägt. So kamen wir einmal zusammen nach Keitum und gingen um die Kirche, fanden sie offen und traten ein. Der Weber setzte sich in eine der letzten Bankreihen, so daß er das ganze Innere

der Kirche vor sich hatte; ich ging indes in der Kirche umher. Als ich dann wieder zu ihm kam, sah ich, daß er betete, indem er sozusagen mit geweiteten Augen alles übersah, was von seinem Platz aus zu sehen war: die Bankreihen, die Wände mit ihren Fenstern, die Wölbungen um den Altar und den Altar selber. Er sah so aus, als wenn Gott in all seiner Heiligkeit den ganzen Raum füllte und der Saum seines Kleides auf den grauen Fliesen lag. Ich setzte mich zu ihm und sah auch hin und wartete, ob es mir auch so ginge; denn es stand deutlich in seinen Augen, daß der Ort ihn beten machte. Und sehn Sie: als meine Gedanken zuerst hinauswollten und wie gefangene Schwalben gegen das Fenster flogen, bogen sie immer sachte im Bogen der Fenster um, und wie sie aus der Tür wollten oder am Altar vorbei, bogen sie überall wieder um, gefangen durch die starken Mauern und wieder nach innen geleitet durch die schönen, festen Bogen. Und bald gaben sie es ganz auf, zu fliehen. Sie spielten und wogten um die Wölbungen des Altars und durch den ganzen Raum, schöne, weite Gedanken, voll von schönem Glauben an Gottes Güte und Hilfe, die niemals wanken kann. So saß ich selig und friedlich eine lange Zeit.“

Jan Guldt war bedeutend mehr der Enkel des alten harten Kapitäns Guldt als der Knabe ein Enkel des harten Hollmannsgeschlechts. Er verstand es nicht. Die Wunder der Natur hatten den früh über alle Meere Gefahrenen kaum je erregt; die Wunder der Kunst

hatten ihn nie gerührt. Er fragte mit der Neugier eines Menschen, der seinen Erzähler, der abgeschweift ist, wieder auf den rechten Weg bringen will: „Was geschah nun weiter? Was tat nun der Mann?“

Der Knabe war im Anblick des Bildes versunken; er saß offenbar wieder in dieser Kirche von Keitum und mußte sich erst wieder zurechtfinden. „O“, sagte er, „weiter nichts!... Ja, doch noch etwas! Als wir beide lange still gesessen hatten, sagte der Weber zu mir: ‚Gaubst du wohl, was ich und viele hier heimlich glauben?‘ ‚Was glaubt ihr?‘ sagte ich. ‚Wenn die Dämmerung kommt‘, sagte er, ‚kommen hier in diese Kirche Tote, die hier auf den Kirchhöfen liegen und die auf den Watten und im fernen Meere gestorben sind, und sitzen hier in ihrer alten Kirche, zuweilen wenige, zuweilen dicht gedrängt, so wie die Sehnsucht sie hertreibt aus ihren Gräbern oder aus dem Meere oder aus der Luft oder von den Sternen, oder woher sie kommen. Sie sitzen auf den Bänken und lehnen an den Stuhlwangen, sie sitzen auf der Galerie und auf den Brüstungen der Fenster und sehen mit schönen stillen Gedanken nach dem Altar.‘ So sagte der Mann, von dem meine Mutter sagte, daß sie nicht glaube, daß er lügen könnte. Ich bin dann noch oft in der Kirche gewesen und bin dort immer still und glücklich gewesen. Und darum habe ich sie aus dem Gedächtnis hier gezeichnet, und ich glaube fest und sicher, daß alles gutgehn wird.“

Jan Guldt sah das Bildwerk an, indem er sich nach

vorn beugte, als wenn es ihn interessierte, und legte sich die Sache, die er nicht verstand, zurecht, indem er dachte: „Er betet hier vor dem Bild, daß die Anna Hollmann bis Hamburg dicht bleibt, und daß er den Mut hat, seinem Onkel allmählich zu sagen, was er über die Firma denkt.“

So war also der junge Passagier. Ein so kluger, feiner und fast heiliger Mann. Und die Anna Hollmann, die fast vierzig Jahre gelaufen hatte, sollte gerade auf dieser Reise untergehen, zwei solche Leute an Bord?

Darum ging Jan Guldt auf seiner Wache mit langsamen würdigen Schritten auf der Brücke auf und ab und sah mit ruhevollen Augen auf das weite, schönwogende Meer und erwog die höchsten Dinge und sah, wie so mancher Niedersachse in Moor und Heide und auf den weiten Meeren, der ewigen Macht durch Herz und Nieren. Wie wunderbar war dies gegangen! Wie glücklich sein rascher Sprung auf die Anna Hollmann! Ja, ein ehrlicher, fester Mensch vermag viel! Er stürmt wohl den Himmel und rüttelt die Engel wach, da sie träumten. In den Freiwachen, in den Nächten schlief er den schönen Schlaf, der den Gerechten versprochen ist.

So ging es acht Tage lang. Das Schiff lief langsam, träge, mit mühsam stoßender Maschine, tief im Wasser, nach Norden der Heimat zu. Da kam die Biscaya. Und der zweite und dritte Tag ging vorüber, und die Biscaya war fast überwunden. Sie sahen nach dem

Feuer von Uschant aus. Da kam der Sturm. Am Morgen wehte noch der leichte Südwest und das Wetter war hell. Um Mittag flaute der Wind ab und war so zwei Stunden still. Dann kam im Nordwesten eine dunkelgraue Wolke auf, andre schoben sich nach, zogen höher und schoben sich wie pralle Säcke aufeinander. Die Wolken stiegen rasch höher und fingen an, sich zu vermischen und lose zu treiben. Gleich danach jagte die erste Bö mit stiebendem Regen über das Meer, das sofort voll starker, stürzender Seen lief; um sechs Uhr abends hatten sie die kurze, stoßende Art, die man an der Biscaya kennt. Doch wurde der Sturm auch durch die ganze Nacht nicht stärker als ein rechter Biscaya Sturm.

Die Anna Hollmann hielt sich zuerst ganz gut; denn sie war von Haus aus ein glücklich gebautes Seeschiff. Als aber der Sturm sich auslegte und so recht in Kraft kam, war die verkommene Maschine nicht mehr imstande, sie gegen die anlaufende See zu halten. Eine Zeitlang gelang es ihr; aber bald wurde das Schiff wieder durch dwarslaufende Wellen zur Seite gestoßen und erduldete die schweren Schläge der Seen. Da es überladen war, fielen sie darüber her wie Streiter über einen schweren Mann, der in den Knien liegt. In weniger als einer Stunde war Gefahr vorhanden, daß die Luken, die samt den Scherstöcken alt und an den Enden abgenutzt waren, diese Schläge nicht lange ertrügen.

Der Kapitän, der anfang nüchtern zu werden, ließ

einige Bohlen, die auf dem Aufbaudeck verstaubt lagen, herunterholen, und Jan Guldt stieg mit dem stärksten Matrosen, beide Wurfleinen um den Leib, auf das Vordeck hinab und laschten sie auf den Luken fest; aber es waren nur vier Bohlen vorhanden; für mehr war nicht gesorgt. Aber wenn auch diese Arbeit für die Dauer Erfolg gehabt hätte: die Anna Hollmann war verfault und am Ende ihres Daseins. Die Ketten, die Laschungen, die Luken, die Maschinen und vor allem die Außenhaut und ihre Vernietung: es hielt den schweren Erschütterungen der Sturzseen nicht mehr stand.

Kurz bevor sich die Dämmerung über die grauen stürzenden Wogen legte, kam der Bootsmann auf die Brücke und meldete über drei Fuß Wasser im Raum. Er schrie die Botschaft mit verzerrtem Gesicht, die Augen auf Jan Guldt gerichtet, wie ein Mensch, der einen wilden bösen Triumph verkündet. Als sie ihn noch ansahen, kam eine schwere See über, zerbrach das morsche Luvboot, warf sich, die Trümmer im schäumenden Rachen, über das Maschinenskylight gegen das andere Boot, riß auch das mit fort und beide über Bord. Zwei Matrosen, die dabei waren, die Boote besser zu laschen, wurden mit weggewaschen. Im selben Augenblick brach der Leitblock der Ruderkette. Das Schiff legte sich völlig dwars und ließ die Seen hilflos über sich hingehn.

Der Bootsmann, die beiden Hände um die Stange der Treppe, wandte sein verzweifelteres Gesicht zu Jan

Guldt und schrie jammernd, mit wilder weher Klage, durch den Lärm von Wind und See: „Nu geht in'n Dood, Jan Guldt... Unn Hans Hollmann ist nicht hier.“

Jan Guldt sprang mit wildem Gesicht gegen ihn, faßte ihn schwer an die Schultern, und indem er ihn die Treppe herunterriß, schrie er: „Noch lange nicht! Noch lange nicht. Noch bin ich da!“

Sie nahmen mit vier Mann Werkzeug, warteten die Gelegenheit ab und liefen nach achtern und machten sich an die Arbeit, das Reserveruder einzuschalten. Jan Guldt arbeitete wie ein Tiger in der Falle; der Bootsmann mit stumpfer gewohnter Pflicht. Die beiden Matrosen, in heißer Arbeit, von Schweiß und Wasser überströmt, schimpften auf die verrosteten Ketten und Bolzen, und daß auf dem Schiff nichts in Ordnung wäre, und es fehlte nicht viel, so müßten sie hier versaufen. Der Bootsmann schrie mit wildem, wahn-sinnigem Lachen dazwischen: „Merkt ihr denn nicht, daß wir schon dabei sind?“ Aber sie schimpften und versuchten zu lachen und sagten, soweit wäre es noch nicht.

So arbeiteten sie eine Stunde oder zwei: da war das Ruder in Betrieb. Jan Guldt stellte sich mit dem Matrosen und dem Jungen daran. Der Mond schien bald hell, bald von jagenden Wolken verdeckt. So kam Mitternacht. Und sie hielten das Schiff leidlich gegen die See.

Aber bald nach Mitternacht, als er so in Gischt am

Ruder stand, rechts von ihm der kleine Junge, links der Matrose, kamen besonders heftige Seen über, erst zwei starke, dann mit gewaltigerm Stoß die dritte, daß die Anna Hollmann vom Bug bis zum Heck heftig beberte und schütterte. Gleich darauf hatte er ein undeutliches Empfinden, so als wenn das Schiff nun leblos wäre; es wich auch zurück und lag wieder völlig machtlos quer zur See.

Es war ihm nicht klar, was geschehen war, und er schrie die andern an.

Der kleine Junge hatte es zuerst erfaßt und schrie ihm zu: „Die Maschine stiehlt!“

Er wollte es nicht glauben, wischte sich Wasser und Schweiß vom Gesicht und machte dem Jungen ein Zeichen, nach vorn zu gehen und nachzusehn, und deutete noch auf die nächste See. Aber der kleine, ernste, tapfere Junge war schon unterwegs. Die See faßte ihn und riß ihn weg.

Da stand Jan Guldts noch eine Weile mit dem Matrosen da am Ruder. Als aber die Maschine nicht wieder ansprang, laschten sie es fest und liefen nach mittschiffs.

Am Anfang des Ganges, an der Maschinentür, stand der erste Maschinist im Handgemeine mit zwei Heizern, die versuchten, ihn in die Maschine hinabzustoßen, aus der ein dünner Dampf heraufwallte. Sie schrien immerfort: „Du hast sie verkommen lassen; darum müssen wir hier versaufen.“ Sie rissen ihm die Hände los, die sich am Geländer und am Türgriff

klammerten, und stießen ihn mit wilden Flüchen in die tote Maschine hinab.

Jan Guldts sprang die Treppe hinauf, an den beiden andern Heizern vorbei, die sich verrottete Schwimmwesten um die Brust banden und dabei aus ihren Flaschen tranken. Er lief an ihnen vorbei und trat auf die Brücke. Der Kapitän, vom Sturm und wohl auch von neuer Trunkenheit schwankend, versuchte vergebens ein Fanal anzuzünden. Zwischen seinen Bemühungen schrie er: „Wo's der Bootsmann? Wo's der Bootsmann? Er sagt allen, daß wir untergehn, und verhext uns mit seinem verrückten Glauben.“ Der erste Steuermann stand mit seiner dürftigen Gestalt dicht hinter ihm und suchte ihm zu helfen. Der zweite stand stumm und steif, eine schöne männliche Figur, etwas größer als Jan Guldts, an der Luvseite an der Reling und sah über das Wasser, und verstohlen auf das Bild seines Mädchens, das er in der nassen Hand hielt.

Da sah Jan Guldts, daß kein Kommando mehr da war, und ging wieder hinunter.

Er ging hinunter, den Knaben zu holen, und kam in den Gang, auf der Seite, wo die Küche war. Da standen da die letzten Matrosen, Ernst des Todes in den bleichen Gesichtern, bis an die Knie in dem jagen den Wasser. Sie griffen nach seinem Ölrock an der Brust und suchten im Brausen des Sturmes und Rauschen und Klatschen des Wassers, mit ihm zu reden, und fragten ihn, ob es seine Meinung wäre, daß der

Kapitän und der Koch ebenso schuldig wären wie die Hollmanns, daß sie hier so jung und so elend sterben müßten. Wenn es so wäre — dem Hollmann könnten sie ja leider nicht ans Leben —, so wollten sie doch verhindern, daß jene beiden im ehrlichen Seemannstod die Hände höben, und wollten sie in die Maschine stoßen, wo der Maschinist schon läge. Sie wären ehrliche und ordentliche Leute, auch aus ordentlichen Häusern und fühlten sich frei von irgendwelcher Schuld. Gerechtigkeit und Justiz müssen sein; darin unterschieden sich Menschen vom Tier.

Er verstand sie völlig und liebte sie wegen dessen, was sie sagten, da es so recht von seinem Blut war; aber er hatte ja einen ganz anderen Glauben als sie. Er schrie laut und sicher und mit flammenden Augen: „Glaubt doch nicht, daß wir sterben! Gott soll mich verdammen, wenn ich glaube, daß wir hier sterben?! So wahr ich hier stehe, es wird Hilfe kommen! Ich weiß es! Ich weiß mehr als andre Leute!“

Sie rissen ihn herum und zeigten nach der Luke, auf der, wenn die See sich einen Augenblick verlief, im Mondschein gesunkene Stellen durch die Persening erschienen: „Die hält keine zehn Minuten mehr.“

Aber er stieß mit den Füßen auf und schrie wie sinnlos und schwor sich: „Ich weiß, wir gehn nicht unter. Tut es nicht! Wartet noch! Geht hinauf und seht: es kommt Hilfe. Ich weiß es! Ich weiß es von Gott selbst!“

Er verließ sie und ging tiefer in den Gang hinein

und riß mit Mühe die Tür zum Raume des Knaben auf, der von der Lampe erhellt war. Das erste, was er sah, war die Wärterin, die in dem kleinen Nebenraum tot vor ihrer Koje kniete, den vorgebogenen Hals im Strick. Der Knabe saß mit stummen, trockenen Augen auf der Kommode, vor dem Bild der Kirche. Das Wasser schülperte durch die Kammer.

Als er Jan Guldt sah, jammerte er auf: „Der Bootsmann war hier und sagte uns, wir gingen nun gleich unter. Da sagte sie, sie wollte nicht lebendig in das schreckliche Wasser und wolle sich erhängen, und hat es getan.“

Er preßte den Knaben an sich und sagte, unbekümmert um all den Graus, mit seinem ganzen engen Starrsinn: „Sei ganz ruhig! Wir gehn nicht unter. Komm mit! So! Fest die Füße! Glaube sicher, wir gehn nicht unter! Es ist nicht möglich! Es kommt irgendwelche Hilfe! Sieh, dies Unglück sollte gerade geschehn; es sollte gerade bis zum Äußersten kommen, damit du all das Verruchte so recht deutlich erkennst und selbst erfährst. Halt dich tapfer! Komm, wir wollen den Bootsmann suchen.“

Er ging, den Knaben an der Schulter, der sich tapfer aufrecht hielt, den Gang zurück, und stieß die Tür auf. Der Bootsmann saß auf seiner Koje, eine unsagbare Qual in dem kleinen grauen Gesicht. Er hob den Kopf und jammerte: „Warum ist Hans Hollmann nicht hier? Warum nicht? Was ist das für ein Tod, so allein?!“

Jan Guldt riß ihn auf und sagte: „Auf! Komm mit!

Wir gehn nicht unter! Wir drei haben ein Wort zu sagen in Hamburg! Und ein Ding zu tun! Wir sollen zu Hans Hollmann gehn und mit ihm reden! Wir dreil Die alles erlebt haben: der Knabe durch hundert Jahr; ich und du durch fünfzig Jahr. Die andern mögen untergehn — das weiß ich nicht; ich kenne ihr Leben nicht —, aber wir werden die beiden Gefangenen auf Fernando Noronha, wenn sie noch leben, und Hans Hollmann mit diesen unsern Augen sehn. Auf! Ich weiß, was ich sage!“

Da gingen sie hinaus auf den Gang: der Knabe, dem das Wasser zuweilen bis an den Leib stieg, an Jan Guldts Hand, dann der Bootsmann, von dem Knaben am Arm gehalten. Als sie an der Tür des Kochs vorbeikamen, sahen sie unter der schwelenden Lampe seinen Tisch umgestoßen, Rechnungen und Geldscheine im Wasser zerstreut; er selbst war nicht mehr da. Mit großer Mühe, vom Wasser umgisch, von übergehenden Seen getroffen, kamen sie die Treppe hinauf, die in ihren Nieten wankte, und erreichten das Aufbaudeck.

Die Heizer standen noch wie vorhin, sahen mit vorgetretenen Augen übers Meer und sangen irgendeinen englischen Kirchengesang und tranken dazu. Nicht weit von ihnen stand der zweite Steuermann, steif und gerade wie immer, eine schöne niedersächsische Bauerngestalt, ganz allein. Zuweilen sah er auf das Bild seiner Braut, das er in der nassen Hand hielt, und hob es an den Mund und küßte es; es war schon nichts mehr von dem Bilde da, er küßte die graue

nasse Pappe; zuweilen hob er seine Augen und sah über das dunkle graue Meer nach Hilfe aus. Die drei Matrosen, die vorhin bei der Kammer des Kochs gestanden hatten, standen Schulter an Schulter neben dem Ausgang zur Brücke, die Arme um des andern Kreuz gelegt und sahen ins Weite; in der Hand des Mittleren, den sie auf diese Weise festhielten, glitzte ein Messer. Dann und wann beleuchtete das rote Feuer einer Rakete von der Brücke her die finstere Szene; jagende Böen schleppten und zerrten Regen und Nebel mit sich und erstickten den Schein. Sie stellten sich, an den Schultern sich haltend, neben die Matrosen.

Sie standen noch nicht lange, da wurde vorn die zweite Luke eingeschlagen, bald darauf auch die erste. In schweren Massen palschte und schlug die See in den Raum, die soviel Menschen und Gut gesehen hatte. Es war, als wenn er es gierig schluckte, wie satt aller Qual, Mühe und Arbeit. Die Anna Hollmann sank langsam tiefer.

Als das Oberdeck völlig unter Wasser verschwunden war, riß der Matrose, den sie in der Mitte hielten, sich los und sprang mit einem wahnsinnigen Schrei auf die Brücke. Er schrie mit erhobenem Messer den Kapitän an und zeigte den Weg übers Aufbaudeck nach der Treppe. Seine beiden Genossen sprangen an seine Seite. Da ging der Kapitän in guter Haltung, an den Stangen sich haltend, an den Leuten vorüber nach der Treppe, und stieg wie ein Mensch, der ins Bad

steigt, ins Wasser, das ihn fortriß. Der Matrose ging wieder zurück und stand wieder, nun ruhig, zwischen seinen Freunden, und starrte übers Meer.

Jan Guldt stand, den wankenden Knaben am Arm, die andere Hand im rasenden Grimm geballt. Er sah, daß es im nächsten Augenblick in die Tiefe ging, und wütete und raste in seiner wilden hochmütigen Seele gegen Gott und knirschte und fletschte ihn an wie ein Tiger: „Wenn ich ins Wasser soll, so geh’ ich meinen eigenen Weg. Ich lasse es mir nicht gefallen. O nein! Damit ist es nicht zu Ende! Ich . . . ich will zu Kapitän Guldt und zu Hans Hollmann. Ich will.“ Er schüttelte den Knaben und riß den Bootsmann an sich und schrie mit wilder Gebärde: „Wir wollen mit Kapitän Guldt und Hans Hollmann ein Wort reden, und mit Dem da oben! Wir dreil Wir wollen ihnen vor’s Gesicht treten, daß ihnen die Augen übergehn! Wir drei. Da ist die letzte Welle unterwegs. Da . . .“

Die Anna Hollmann gluckste und schülperte einmal hin, einmal her, als wenn sie wirr im Kopf wäre; dann schoß sie schräg zurück und lag unter Wasser. Die klammernden Menschenhände wurden mit rasender Gewalt losgerissen. Die Hände hoben sich. Sie kamen hoch und trieben zur Seite.

Jan Guldt meinte, er hätte den Knaben noch im Arm und neben dem wäre der Bootsmann. Der Ölrock und ein Stück vom Kartenhaus trugen ihn; er konnte es gerade mit ausgestreckten Armen umfassen . . . Eine Woge über ihn. Wieder herauf. Aber es war

doch vergebens. Gegen tausend Meilen Wasser! Vergeblich! ... Eine Woge! Sie trifft nicht, sie hebt ihn. Aber... die Sinne wollen doch vergehn. Aber nicht nachgeben! Nicht nachgeben. Unterwegs! Wir dreil Zu Kapitän Guldt! Mühsame Arbeit! Messer in der Faust! Festhalten! Hindurch durch den Tod... Durch die enge, quälige Tür...

Eine Viertelstunde später, im ersten Morgengraun, kam ein kleiner dunkler Dampfer des Wegs; mit starkem Bug und starker Maschine pflügte er wacker die schweren Wogen und zog sicher seine Furche. Gleich hinter ihm kam ein großer grauer, sauber und schön, ein Wörmann oder Union Castleline, Lichter wie goldene Schnüre; sicher und schön zog er seine Bahn. Danach kamen, in doppelter Kiellinie, auf ihrer Fahrt nach den Azoren, zehn deutsche Kriegsschiffe. Schwer lagen sie im Wasser, in ihrem Erz sich wiegend wie in grauem Ordensmantel. Voran fuhr, geradeaus ihren Weg, die Deutschland, als wenn sie sagte: Seht das neue starke Vaterland! Das neue große und gerechte Deutschland! Mutter und Hort aller ihrer Kinder! Zehn Meter ihr zur Seite trieb die tote Anna Hollmann eben unter Wasser, mit dem Bug nach unten hängend, eine furchtbare Gefahr. Der Mann am Ausguck sah geradeaus und hob dann und wann die Hand, um das Band der Mütze zur Seite zu werfen, das der Nordwest ihm ins Gesicht warf. Er sah nicht die jungen Menschen, die, ein wenig gekrümmt und die Hände im Schoß, in den Wellen trieben, als wenn

sie die Hände von der letzten Arbeit, die schwer und hart gewesen, hatten sinken lassen, und ausruhten.

Er sah auch Jan Guldt nicht, der den wilden Kopf zurückgebogen, auf seinem Olrock und an der zersplitterten Holzwand auf der ruhiger werdenden See trieb, dann und wann von einer Welle überspült, betäubt, von dem ungeheuren Erlebnis in allen Sinnen verwirrt, aber um den knirschenden Mund und die aufgeblähten schäumenden Nüstern den rasenden Willen, Recht zu fordern, seine Sache und sein Recht durchzusetzen, auszuführen, was er sich vorgenommen.

Jan Guldt, der Enkel von dem alten Hollmannkapitän, war unterwegs.

11

In diesem Willen, der alle Hindernisse leicht überwand, glitt er die Welle, als wäre sie eine gläserne Schrägung, hinauf, steil und steif, ohne die Füße zu rühren, und stand mühelos, durch denselben zornigen Willen getragen, über der wogenden See, deren Kämme an seine Füße spritzten. Der Knabe stand neben ihm zur Rechten, und neben dem Knaben der Bootsmann.

Sie sahen sich um und sahen die treibenden Gefährten und die Anna Hollmann eben unter Wasser. Dann aber schauten sie mit ihren ernsten Augen weithin über die wogende See, über der es von Osten

her tagte, und wußten gleich, wohin die Fahrt ginge, und machten sich auf.

Da sie die Kälte durch die nassen Kleider fühlten, zogen sie die Jacken fester, und glitten nun so dahin, ohne Widerstand des Sturmes oder der Luft, dicht über den Wellen, gradeaus, rasch, aus einer inneren freien, starken Kraft des Willens, heißen finstern Zorn im Herzen, wie ihn der Landmann auf Tiere hat, die ihm die Felder verwüsten, gegen die er auszieht, sie zu töten. Es war aber so, daß er diesen Willen zugleich für die beiden Gefährten mit in der wilden Brust trug. Darum waren sie auch immer ganz steif in einer Reihe mit ihm, wie wenn sie durch eine eiserne Stange miteinander verbunden waren. So glitten sie Meile nach Meile, in fliegender Fahrt, ohne Mühe, nach Westen zu, bis Land vor ihnen auf dem Meere stand.

Da mäßigten sie ihre Fahrt und schwankten wie eine Fahne, wenn der Wind nicht stetig ist, und sahen, so langsam näherkommend, bald die Hütte, mit breitem weißlichem Schilf gedeckt, und fuhren in schneidender Fahrt darauf zu und standen im Husch unter dem mittleren der drei hohen Bäume, die breitästig und dichtbelaubt fast bis zur Hütte reichten. Keine dreißig Schritt vor ihnen, vor dem dunkeln Türloch der Hütte, hockten die beiden an einem kleinen Feuer nach Art der Wilden in den Knien, und aßen ihr Morgenbrot. Das Meer rauschte hundert Schritt zur Seite mit leiser Brandung an den sandigen Strand. Das ganze Bild hatte etwas, eben was ein Bild hat,

so als wenn es plötzlich ausgelöscht werden könnte, oder als wenn es nur im Geist gemalt war, oder als wenn es ein Nebelbild oder Abschein dessen war, was vor einer Zeit hier an dieser Stelle gewesen war... Doch wer kann über diese Dinge reden oder hören, ohne daß die Seele von bangem Grauen erfaßt wird und die Gedanken, die sich dennoch sammeln wollen, wie eine Herde Schafe auseinanderlaufen, über denen in der Nacht die Raben schreien.

Sie standen also nebeneinander, genau in Reih und Glied, unter dem Laubdach des mittleren Baumes. Und Kapitän Guldt und Heinrich Hollmann hockten mit weißem Haar und gelben verrunzelten Gesichtern, ausgemergelt von Sonne und Fieber, vor ihrem kleinen Holzfeuer. Auf ihren Stirnen, von denen sie die großen abgegriffenen Strohhüte zurückgeschoben hatten, stand eine eingebrannte gelbe Narbe in Form eines Rades mit vier Speichen.

„Wie lange sind wir nun hier, Guldt“, sagte Heinrich Hollmann mit weicher, müder Stimme.

Kapitän Guldt lachte hart und höhnisch auf: „Fragst du immer dasselbe? Meinst du, daß ich einmal anders antworten werde? Fünfzehn Jahre auf Fernando Noronha, und nun zehn Jahr in dieser Hütte.“

Heinrich Hollmann sah still vor sich in die kleine Flamme. Dann sagte er mit wehem, nagendem Schmerz weich und traurig: „Ich möchte die Alster und die Kirchtürme noch einmal sehen, ehe ich sterbe.“

„Das sagst du immer“, sagte Jan Guldt hart und

zornig. „Was soll das? Du weißt doch, daß du nicht heimkannst, mit dem gelben Bleß auf der Stirn!? Willst du so bei Hollmann im Kontor oder bei ihnen zu Hause im Gartenzimmer sitzen? Hältst du jetzt deinen Mund?“

Heinrich Hollmann duckte sich vor den harten Worten und schwieg eine Weile, während er seine großen, furchtsamen Augen immer wieder nach dem andern warf. Dann sagte er zagend und leise: „Ich habe in jedem Jahr, nun schon zehnmal, einen Brief an das Haus an der Alster geschickt. Der Krämer im Dorf sagte mir immer, wenn ich ihn abschicken mußte, damit er zur rechten Zeit ankam.“

Kapitän Guldts nahm ein Scheit aus dem Feuer wie zum Hieb oder Wurf und sagte mit zitternder Wut: „Wann sollte er denn ankommen?“

„Zu Weihnacht“, sagte Heinrich Hollmann kläglich und bückte sich zur Seite.

Kapitän Guldts aber traf ihn schon mit dem kantigen Holzstück hart an der Schulter und sagte zu dem Aufweinenden: „Habe ich dir nicht verboten, von uns nach Hause zu melden? Sollen sie an der Alster und in Blankenese über uns lachen: über unsre fünfzehn Jahre Fernando Noronha, über unsre dünnen Fiebergesichter und über das Rad auf unsrer Stirn? Sollen sie sagen: Seht, die haben vor fünfundzwanzig Jahren noch Menschen verkauft! Seht, das sind die letzten, die noch mit Menschen gehandelt haben! Seht, das wandelt noch unter den Lebendigen! Seht, das will

noch das neue Jahrhundert sehn? Hast du nicht soviel Ehre im Leibe, daß du schweigst und wartest, bis das verdammte Leben aus ist, und der verdammte Tod kommt?“

Der Geschlagene sagte mit leisem Jammern: „Ich habe immer spanisch geschrieben und fast unleserlich, und auch ohne Namen, bloß daß etwas von mir, ein Stück Papier und ein paar Buchstaben, nach der Heimat kämen und in das Haus. Ich sehe es ja nicht wieder.“ Und er hob die Hände und sagte mit wildem Schmerz in dem verdorrten Gesicht: „Sag mir doch, Kaptän, warum muß ich so unsagbar leiden? Die entsetzlichen Jahre auf der furchtbaren Sandinsel, wo ich das schreckliche Spanisch lernte und die furchtbaren Gebetbücher auswendig konnte und die deutschen Bücher vergaß, die meine Seligkeit waren, so daß ich sie nun nicht mehr lesen kann, und nach deutschem Land und deutschen Büchern so wildes Heimweh bekam, daß ich in Trübsinn fiel! Und nun zehn Jahre in dieser elenden Hüttel! Wenn du draußen im Kahn sitzt und Fische fängst, sitze ich und seh übers Wasser nach der Heimat. Ich kann sie mir nicht mehr vorstellen; ich weiß nichts mehr von ihr, als daß sie wunderbar frisch und schön ist.“

Er schlug die Hände gegen die Schläfen und rautte sich das dünne, eisgraue Haar und jammerte: „Sieh, du hast das Kommando über die Anna Hollmann freiwillig übernommen, du wolltest mit meinem Vater und Bruder zusammen reich werden und beobachtetest,

ein kalter, kluger Zuschauer des Menschentheaters, und lachtest unter Rauben und Schinden, ich aber, du weißt es, und Gott weiß es auch . . . ich war mit dreißig Jahren noch ein lebensfremder Mensch. Ich wußte nicht, was ich tat, und was ihr tatet.“

Der Kapitän hatte das Holzscheit wieder ergriffen, das er ins Feuer zurückgeworfen hatte, und sagte mit wild funkelnden Augen: „Was schiert mich und Gott, ob du ein weiches Herz hattest und unschuldig warst? Meinst du, daß er danach fragt? Du bist hier, weil du mitgefangen worden bist. Und ich freue mich, daß du hier bist, daß ich einen von den verfluchten Hollmanns hier habe, an denen ich meine Wut auslassen kann, wenn ich an sie denke. Du! du!“ Und er schlug ihn mit dem Holz.

Jan Guldts mit seinen beiden Gefährten unter dem Baum hörte und sah das alles und dachte in wildem Zorn: ‚Was ist nun Gott? Und wo ist er?‘ Und schrie nach ihm. Aber sein Zorn schrie nur innerlich in seinem Herzen; er konnte weder den Mund zum Schelten rühren, noch die Hand zum Schlagen. In ihrem Herzen wühlte und quälte grimmiger Zorn; aber sie standen stumm und gerade. ‚Ich muß weiter-sehn‘, dachte er mit knirschendem Herzen, ‚ob es bei Hans Hollmann ebenso steht.‘

Da machten sie sich wieder auf.

Es wehte ihnen ein scharfer Wind schräg entgegen; aber sie durchschnitten ihn leicht und zogen genau in der Richtung der Heimat, von seinem starken,

großen, zornigen Willen getragen, den er wie in der linken Hand trug, die er am steifen Arm mit wilder starrer Kraft geballt hielt. Zuweilen sahen sie Schiffe fahren, bald einen Segler, bald einen Dampfer; einmal war eine große Bark gerade in ihrem Weg; sie glitten an der Takelung vorbei, der eine hier, der andre da, dem Windhauch gleich, der sich auseinandertut und wieder zusammenfindet. Als sie die englische Küste vor sich sahen, zögerten sie eine Weile, wie Fahnen-tuch im unsteten Wind, ob sie sich aufschwingen und den Weg geradeaus über England oder nördlich herum den Wasserweg nehmen sollten. Sie entschieden sich für den Wasserweg, weil er schierer und ihnen als Seeleuten bekannter war. Die Küste, im Morgendunst, wick zu ihrer Seite. Vorüber. Fern an den friesischen Inseln und an Helgoland stand die schneeweiße Brandung. Vorüber. Der silbergraue Sand von Scharhörn stob; aber ihre Füße glitten rascher. Wie Möwen, die am Morgen, wenn die Nebel weichen, ihres Weges ziehn, doch völlig in ihrer Menschengestalt, Schiffbrüchige, Ertrunkene, noch triefend von Wasser, die Jacken hochgeknöpft wegen der Morgenkühle, glitten sie die Elbe hinauf, hoben sich und glitten über Hamburg und ließen sich jenseits der Alster nieder. Sie glitten durch wohlgepflegte Gärten und dann geradenwegs in ein Haus hinein, das sich wie ein Tor vor ihnen auftat, und standen in einem behaglichen Zimmer, das nach dem Hintergarten führte.

Da saß Hans Hollmann mit seiner zierlichen Figur

in der Ecke eines breiten Stuhls, die Zeitung in der Hand, an einem Tisch, und eine alte schöne Frau von siebzig Jahren, die im Hut und Mantel ihm gegenüber-saß, redete mit ihm.

Sie sagte mit Tränen in den Augen und zuckendem Mund: „Ich bin ja nicht blutsverwandt mit euch Hollmanns, bin nur eine angeheiratete Verwandte; aber ich trage euren Namen. Und ich komme von seiner Mutter, die auf dem Fußboden liegt und die Erde mit ihren Händen schlägt. Dreizehn Jahre ist er alt geworden. Mit dreizehn Jahren in einen solch raschen jammervollen Tod.“

Hans Hollmann ließ seine Zigarre rauchen und sagte ernst und tadelnd: „Um einen Jungen soviel Aufsehn!“

Sie sagte in aufflammendem Zorn: „Es ist dir wohl recht, daß er dahin ist?“

Er sah wieder in seine Zeitung und sagte dann gleichmütig: „Ich habe nicht soviel Interesse an ihm, daß ich sagen könnte: es wäre mir recht oder nicht. Du kannst nicht leugnen, daß es sehr viele Menschen gibt, und daß viele jung sterben. Und nun gar zur See.“

Die alte Frau schüttelte den grauen Kopf, während sie die Hände rang, und faßte sich und sagte: „Wenn unsre Schiffe gut und stark wären und es wären eins oder auch zwei oder gar sechs untergegangen, so würde der ganze Hafen sagen: ‚Schade! Es tut uns leid um die Menschen und um das Schiff und die Reederei.‘ Aber nun es unsre Schiffe sind, sagt der

ganze Hafen, alle Arbeiter, alle Matrosen, alle Kapitäne, alle Reeder: „Natürlich die Hollmanns! Es mußte so kommen!“ ... Wir Hollmanns sind von vielen Menschen, von sterbenden Seeleuten, Eltern, Müttern, Kindern verflucht und werden es noch auf sechzig Jahre sein; denn die Kinder spüren unsre Untaten für alle Zeit ihres zerstörten Lebens.“

Hans Hollmann strich die Asche von seiner Zigarre und sagte lächelnd: „Das alles klingt doch nach was Rechtem! Man bekommt so eine Empfindung, daß wir Hollmanns doch fixe Leute sind.“

Die Frau nickte stumm und bitter: „Wir tragen ein Brandmal wie dein Bruder Heinrich. Bekommt deine Schwester oder dein Halbbruder noch immer am Weihnachtsabend jene entsetzlichen Briefe mit den paar unleserlichen spanischen Zeilen? Weiß dein alter Vater davon, hat er sie gesehen, und hat ihn davor geschaudert?“ Sie warf die Hände vors Gesicht und weinte heftig auf und sagte unter heißem Schluchzen und wildem rasenden Aufstöhnen: „Ich wollte, daß endlich ein großer Schlag gegen uns käme, der uns vernichtete, der uns die Ehre nehmen wollte; das Seeamt oder ein ehrbarer Kaufmann...“

Hans Hollmann lachte laut auf und schüttelte den Kopf und sagte: „Da sieht man, daß du wirklich nichts verstehst.“ Und damit hob er seinen zierlichen Körper aus dem Stuhl und sagte ernst: „Ich muß ins Geschäft. Du hast nun sechs Stunden Zeit — ich denke, du fährst heute noch nicht wieder aufs Land, sondern bleibst

mein Gast —, so kannst du dir überlegen, was du sonst noch an gepfefferten Gedanken hast.“

Die alte Frau war aufgestanden und sagte kurz und hart: „Ich war noch niemals wieder dein Gast, soviel ich weiß, seit damals, vor fünfundzwanzig Jahren, auf jener Fahrt, auf der meine junge Begleiterin über Bord ging, die mir tags vorher geklagt hatte, daß du sie mit deinen Anträgen verfolgtest...“ Sie sah ihn an und ging hinaus.

Jan Guldt stand mit seinen Begleitern noch einen Augenblick, um zu sehen, wie Hans Hollmann sein würde, wenn er allein wäre. Er beobachtete aber nichts weiter, als daß er leise und völlig ruhig zu sich sagte: „Nett, daß der Bootsmann nun auf dem Grund der Biscaya liegt..., der alte Säufer...“ und dazu mit dem Finger knipste.

Da dachte Jan Guldt in rasendem Zorn: „Was ist nun Gott? Und wo ist er? Und warum hört er nicht?“ Und schrie nach ihm. Aber sein Zorn schrie nur innerlich in seinem Herzen; er konnte weder den Mund zum Schelten rühren noch die Hand zum Schlagen. In ihrem Herzen wühlte und quälte der grimmigste Zorn; aber äußerlich standen sie stumm und steif da. „Nun ist es Zeit und eilig“, dachte er in seinem innern bösen Wüten, „daß ich Ihm Selbst meine Meinung ins Gesicht sage.“

Damit wandten sie sich um, glitten wieder aus dem Hause, dessen Türen und Wände zurückwichen...; und nun, von noch wilderem Willen und Zorn getragen,

die Gesichter kalt und hochmütig emporgerichtet, flogen sie, Pfeilen gleich, schräg hinauf, weit, weit, bis sie in blaue Nacht gerieten, die endlos sich weitete, und flogen durch sie hin, weit, weit, bis sie zuletzt vor hohe Mauern kamen, die in dem dunklen Grau wie von hellerm grauen Stahl blinkten.

Jan Guldt klopfte da an, wo eine Tür schien. Er klopfte wild, kurz und hart, daß ihn die Hand schmerzte. Aber es klang doch nur, als wenn im stillen Zimmer eine Fliege gegen einen Balken schlägt. Und es geschah nichts.

Da öffnete der Bootsmann den Mund und sagte: „Nun siehst du: was hast du nun von deinem unschuldigen Leben und deinem Glauben, daß alles schön sein und in Ordnung kommen muß? Du siehst, daß alles des Teufels ist und des Teufels bleibt. Wäre ich armer Mensch nur in meiner Kammer geblieben, wo ich war, als du mich fandest. Ich will wieder nach der Anna Hollmann zurück und will mich in meine Kojen legen, so naß sie auch ist, bis Himmel und Erde in Stücke gehn.“

Da legte der kleine Hans Hollmann mit seiner weichen Bewegung seine Hand auf den Arm des Bootsmanns und sagte: „Geh nicht dahin! Dort hast du immer all die bösen Dinge um dich, die dich so lange schon quälen. Komm mit mir: ich weiß oben in Sylt eine alte feste Kirche. Da sitzen in jeder Nacht viele Tote beieinander — es sind auch Seeleute darunter — und freuen sich, daß sie da im Schutze der

starken Mauern sitzen, und sehn nach dem Altar und glauben, daß Gott sie in fester, guter Hand hat.“ So sagte er mit lieblicher Stimme und langte mit seiner zarten Hand auch nach Jan Guldts und sagte leise: „Komm du auch mit.“

Aber Jan Guldts riß seinen Arm los und lachte mit hellem Hohn und schrie mit großer Stimme gegen die eiserne Mauer, indem er die Dinge, die seine Seele zerrissen, aus seinem Munde stieß.

Da gingen die andern beiden von ihm fort, um nach Sylt zu gehn.

Er aber schrie mit großer Stimme: „Heinrich Hollmann! Kaptän Guldts! Die Auswanderer! Ihre Kinder! Die Neger! das Mädchen! Die toten Kameraden! Mein Vater! Meine Mutter! Ich, der Steuermann Guldts... Und du sagst nichts?! Du läßt es hingehn und immer wiederkommen tausend Jahr?“ und schlug mit den Fäusten gegen die Tür. Aber es klang klein und kläglich.

Da raste er jäh und tobend auf; er vergaß Sinn und Vernunft. Er warf sich mit dumpfen Flügen mit dem ganzen Körper gegen die Tür.

Von diesem Stoß wurde sein Geist betäubt, plötzlich, mit einem Schlag.

Er wußte wohl noch, wo er war, und hatte auch noch das dumpfe Gefühl, daß er Gott, vor dessen Tür er stand, verachtete, und spie noch zum Zeichen dafür gegen die Tür; aber der wilde rasende Zorn war weg.

Seine Seele war voll von einer dumpfen, verächtlichen Gleichgültigkeit.

Völlig gleichgültig stand er da und überlegte, was er nun tun und beginnen sollte. Und da schien ihm nach einigem Nachdenken das Beste — wenn es denn so grau und sinnlos um die Welt stand —: er wollte als Seemann weiter dienen, aber auf einem kleinen einsamen Schiff, und so seinen Lebensfaden zu Ende spinnen. Und er wandte sich und machte sich wieder auf und kam so, in solchem dumpfen Zustand, zum Meere.

Als er das Meer sah, überlegte er weiter, wohin er sich wenden sollte, und meinte, es wäre das beste, er ginge nach London und suchte dort Dienst auf einem von den vielen großen Tramps, die alle Meere pflügen, die heimatlos und freudlos um den Erdball kriechen, wie grämliche Käfer um einen harten und sauren Apfel. Das wäre, schien ihm, das einsamste, gleichmütigste und gleichgültigste Leben. Ja, das wollte er tun.

12

Fischer, die nach bestandenem Sturm hinter dem deutschen Geschwader herum heimfuhren, sahen ihn in der hohen Dünung treiben, von seinem Ölrock und dem zerbrochenen Kartenhausdeck getragen. Der Mund war fast geschlossen, die schaumbedeckten Nüstern unnatürlich geweitet; in dem ganzen nach hinten gewor-

fenen Gesicht stand ein Zug wilden, grausamen Willens; die linke Hand war so geballt, daß, als man sie auseinanderzog, in ihrer Fläche vier tiefe Wunden saßen. Da er soviel Willen in seinem toten Gesicht hatte und so jung war und gerade in ihrer Fahrt trieb, zogen sie ihn ins Boot und legten ihn neben die Luke des Fischkastens in Windschutz und Sonnenschein, der allmählich hervorbrach, und deckten ihn mit ihren alten Seeröcken zu, die sie auszogen, da die Böen aufgehört hatten.

Bei ihrem einsam gelegenen Dorf, südlich von Uschant, trugen sie ihn an Land und, ohne ihn hinzulegen, gleich weiter in das nächste Häuschen, das eine Fischerswitwe von noch guten Jahren mit ihren beiden halbwüchsigen Knaben bewohnte. Dort legten sie ihn auf die kleine gelbliche Lehmziegel, die tiefer ins Haus hinein sich etwas verbreiterte und zur Küche wurde, und sagten mit gutmütigem Scheiz zu der Witwe: „Wenn er wieder auflebt, Jeanette, sollst du ihn haben. Du mußt uns aber zur Hochzeit laden; denn wir haben ihn dir gebracht.“ Dann gingen sie zu ihren Frauen.

Die Witwe fühlte, so gut sie es verstand, nach Puls und Atem, meinte, daß er mehr erschöpft und erstarrt als ertrunken wäre, und packte ihn warm mit allem zu, was sie an Decken hatte, und legte sieben große Steine vom Herd, die noch warm vom Morgenkaffee waren, dicht an seine Seite entlang, so daß es schon wie ein Grab, mit Steinen eingefriedigt, aussah. Dann

ging sie mit ihren Knaben an die Arbeit auf ihr kleines Feld, die letzten Kartoffeln aufzunehmen, und dachte: „Heute abend ist er tot“, und betete für seine im Dunkel wandernde Seele.

Als die Sonne hochkam, so um Mittag, und den kleinen gelben Raum milde wärmte, brach er einiges Wasser aus und wurde davon etwas wacher und lag einige Zeit dumpf und stumpf, wie ein Mensch nach einem furchtbaren Sturz tun mag, und dachte so dumpfen Sinns weiter: es wäre in der Tat das beste, er ginge auf einen Tramp. So lag er, stumm und dumpf, die Augen halb geschlossen.

Die Sonne stieg und kam in die halbgeöffnete Tür und legte sich als ein sauberer goldener Stab der Länge nach neben ihn und rückte langsam und steif an ihn heran. Als sie so weit nahegekommen war, daß sie die dunkelgrauen Herdsteine schon in helle und dunkle Hälften geteilt hatte, kam ein kleines vierjähriges Mädchen, sah ihn daliegen und den Sonnenstab neben ihm und war wohl neugierig, was das werden würde, da der Liegende mit den Augen plinkte, setzte sich auf die Schwelle und sah ihn eine ganze Weile unverwandt an. Sie hatte in ihrem kleinen Kopf eine Ahnung, daß der Sonnenschein durch die Tür beschnitten würde, und versuchte, die Tür weiterzuöffnen. Als sie es nicht vermochte, ging ihr die ganze Sache zu langwierig, und sie ging fort. Dann setzte sich eine Schwalbe dahin, wartete auch eine Weile, nickte

und wippte stahlblau im Sonnenschein, und machte es dann ebenso.

Er sah das alles nicht, obgleich er die Augen schon halb öffnete. Er lag in dumpfen Sinnen und quälte sich mit der Grausamkeit eines alten Mannes, der einen andern Greis mit einem brennenden Holzschelt schlug, und mit der Verruchtheit eines schmalen Menschen mit eiligen Bewegungen, der mit einer alten Frau verhandelte, und daß Gott zu dem allen nichts tat noch sagte, hinter eisernen Mauern wohnte und eiserne Ohren hätte, so groß wie eine Tür. Was sollte er anfangen, wenn es so mit der Welt und mit Gott stand? Was beginnen? In der Kirche auf Sylt sitzen, wie die beiden andern? Wer waren diese beiden andern? Woher kam der alte graue Seemann mit dem kleinen Gesicht und der zarte Knabe in sein Leben? Er wußte, daß sie seine unglücklichen Gefährten gewesen waren. Mehr wußte er nicht. Es war alles grau und wirr und kalt. Das einzige war und blieb, er nähme auf einem Tramp Heuer, wo die Heimatlosen immer bleiben und die andern wechseln. Er hatte ja nichts anderes gelernt als Seemann sein. Also weiter nach London. Warum hatte er seine Reise unterbrochen? Was lag er hier noch lange, als wäre er hierhergeworfen, zwischen Steinen?

Er warf die Decken zurück, daß die Steine zur Wand rollten, und stand taumelnd auf und ging einige Schritte nach der Tür zu, völlig dumpf im Kopf. Er wunderte sich, daß die Reise nun plötzlich langsamer

ging als vorhin, machte wieder einige Schritte und stand in der geöffneten Tür, die Augen noch halb geschlossen, die Zähne aufeinandergepreßt, einen dumpfen Fluch auf den blauen Lippen. In seinem trockengewordenen rotblonden, wirren Haar spielte und jauchzte die Sonne.

In dem Augenblick kam die Frau mit ihren beiden Knaben vom Felde um die Ecke des Hauses. Sie ließen Spaten und Säcke fallen und schrien in Ausrufen, die er nicht verstand. Er sah sie gleichmütig an, über die plötzliche Begegnung etwas verwirrt, aber über ihre fremdartigen Gesichter und Kleider nicht weiter verwundert; denn er war ja unterwegs durch fremde Länder; aber verwundert, daß er nicht wußte, welche Richtung er nun gehn sollte. „Nach London“, sagte er, und deutete mit der Hand an, daß er die Richtung nicht wußte.

Nun faßte die Frau sich so weit, daß sie ihm bedeutete, er solle erst essen und trinken, und nötigte ihn auf den Steinsitz am Herd und machte sich eilig zu schaffen, ließ auch die Kinder laufen und springen und fachte mit einem Holzfächer das Feuer an und wunderte sich zwischen all ihren Hantierungen nach Frauenweise mit vielem Händezusammenschlagen über die Begebenheit. Dann setzte sie ihm den heißen Kaffee vor und gab ihm schönes braunes Brot, und er aß und trank gewaltig und atmete kräftiger und gewann mehr Leben. Aber seine Seele wühlte dumpf in ihren schweren Erlebnissen mit den beiden alten

Leuten vor der Hütte und dem kleinen Mann im Gartenzimmer und vor den eisernen Mauern, die in der weiten dunkelgrauen Finsternis aufragten. Sie fragte ihn nach seinem Namen, indem sie, auf sich und ihre Kinder deutend, ihre Namen nannte; aber er wußte ihn nicht. Sie fragte ihn nach dem Namen des Schiffs, indem sie das hölzerne Schifflein ihrer Knaben, das an der Decke hing, mit Namen nannte; aber er wußte auch das nicht. In seiner Seele stand nur groß und breit das, was er mit seinen beiden armen Gefährten auf weiter Luftfahrt erlebt hatte, und aus diesem Erlebnis kam immer wieder der dumpfe, gleichmütige, mutlose Wille: Weiter, weiter! Nach London! und er fragte wieder, indem er sich nach Seemannsweise im fremden Land der englischen Sprache bediente, nach dem Weg zum nächsten Hafen und nach London.

Die Frau, sonst wehrhaft und nicht auf den Mund geschlagen, wußte nicht, was sie tun sollte, ihn noch zu halten. Sie gewann noch Überlegung und Zeit, ihm eine alte Wollmütze ihres Mannes auf den Kopf zu stülpen; dann mußte sie ihn gehn lassen.

Die Knaben liefen ihm auf ihr Geheiß eine ganze Stunde lang nach, wobei sie immer, wenn sie ihm näherkamen, furchtsam stillstanden und dann, wenn die Entfernung zwischen ihnen größer geworden war, wieder vortrabten und ihm zuriefen, wie er gehen solle. Dann zeigten sie ihm am letzten Kreuzweg die große Straße und die fernere Richtung. Er wurde in

der schönen Abendluft soweit wach und der Dinge mächtig, daß er merkte, daß sie nun nicht weiter mitwollten, und daß er sich nun bedanken mußte. Er streckte die Hand nach ihnen aus und versuchte, ihnen zu sagen, daß er wünschte, daß sie das nicht erlebten, was er erlebt hatte — wobei er wieder nur an die wilde Fahrt zu dreien dachte und an die jammervolle Erkenntnis, die sie gebracht hatte —; aber sie wichen furchtsam zurück und stoben davon und verschwanden wie junge Pferde in einer Staubwolke.

So kam er nach dem nächsten Hafen und von da nach Brest. Er sagte unterwegs immer nur den Namen der Stadt, wohin er strebte, er hatte aber noch keine Erkenntnis davon, wo er wäre. Von Brest fuhr er als Matrose auf einem kleinen schmutzigen Stückgutdampfer nach Plymouth. Wenn die Schiffsgenossen ihn fragten, woher er käme, sagte er in einem Ton, in dem seine trostlosen und überlegenen Erfahrungen sich ausdrückten: „Weither.“ Wenn sie weiter in ihn drangen, wehrte er kurz ab, wie ein Mensch, der kraft dieser großen Erfahrungen das Recht zu haben glaubte, kurz zu sein. So gelangte er am achten Tage seiner Reise, ohne ein Stück Geld zu brauchen, nach London, völlig dumpfen traumhaften Geistes in bezug auf alle Vergangenheit, die vor Untergang der Anna Hollmann lag, die ganze Seele erfüllt und in Beschlag genommen und zerquält von dem schweren Erlebnis der Fahrt zu dreien. Diese, mit ihrer bösen Erfahrung von Gott und Gerechtigkeit und Menschenseele, stand breit und

finster in der Seele. Seine Sprache war gleichmütig und dumpf, der volle schöne Klang, der sonst in schönem Glockenton in ihr mitgesungen hatte, war verschwunden.

Er sah weder links noch rechts und suchte den Hafen ab, einen Tramp zu finden, der ihn mitnähme. Er fragte auf einigen vergebens an, da er seinen Namen und Herkunft nicht nennen konnte und mit einer Art von stumpfem Eigensinn und starrer Selbstverständlichkeit darauf bestand, als Offizier zu fahren. Zuletzt kam er auf einen gewaltigen Dampfer von sehr ödem Aussehn, der mit Stückgut nach Port Adelaide in Australien ging, wo er neue Order empfangen sollte.

Sie wollten ihn als Matrosen mitnehmen; aber da er sich nicht auf seinen Namen besinnen konnte und weiter nichts wußte, als daß er von Plymouth käme, und nicht die geringste Auskunft sonst geben konnte, gab es Schwierigkeiten. Aber der erste Offizier, der ein Sportsmann war und die Wände seiner Kabine mit fünfzig Preisen geziert hatte, die er von London bis Singapore und von Kapstadt bis San Franzisko auf dem grünen Rasen erworben hatte, sagte in der frischesten englischen Art: „Was schiert uns das, Kapitän? Der Junge hat eine gute Haltung und hat rot-blondes Haar. Die Rotblonden haben uralte Rasse und altes Feuer noch vom Heidentum her. Sehn Sie nur das Gesicht!“

So fuhr er als Matrose auf der Alberta wieder in See.

Die Mannschaft hatte ihn gern und war freundlich mit ihm. Sie nannten ihn „Tom Ginger“, wie der englische Seemann die Rotköpfe nennt, weil sie die Farbe des eingemachten Ingwer haben, hatten Spaß an dem Namen und kümmerten sich im übrigen nicht viel um den wunderlichen Fall. Der Erste aber hatte weiter ein scharfes Interesse an ihm, das noch wuchs, als er feststellte, daß der Fremdling eine gute Schulbildung hatte und ein tüchtiger Navigator war.

Nach drei Wochen begab es sich, daß der dritte Offizier, der mit dem Keim einer schweren Krankheit an Bord gekommen war, sich hinlegte und starb. Da schlug der Erste dem Kapitän vor, daß sie den Fremden in die Kajüte nähmen, indem er sagte: „Wert ist er es, Kaptän; dafür bürge ich. Und ich glaube, wir tun auch sonst ein gutes Werk. Was mag der arme Mensch Schweres erlebt haben, daß ihm die ganze Vergangenheit verschüttet ist!“

So wurde „Tom Ginger“ dritter Offizier und machte im folgenden Jahr, nachdem sein Gönner ihn eifrig in Sprache und Schrift unterrichtet hatte, sein englisches Examen und fuhr wieder auf der Alberta.

13

So fuhr er nun wieder, ein wortkarger, stiller Mann, in seiner, wie von einem Waldbrand verödeten

und von Rauch und Nebel durchzogenen Seele nichts weiter als, gleich Nebelfetzen, die Erlebnisse und Gestalten jener schrecklichen Fahrt und das dumpfe, gleichgültige Mißtrauen gegen das Leben und gegen die ganze Welt. Er machte es sich in diesen dumpfen, bittren Gedanken so recht heimisch, indem er sich immer wieder alle Einzelheiten der Fahrt vor die Seele stellte. Mit dumpfem, gleichmütigem Hohn verglich er das Schicksal der Guten und Bösen: des alten bösen Kapitäns vor der Hütte und seines zarten, mißhandelten Gegners, des zierlichen, behenden Mannes in seinem schönen Gartenzimmer und der beiden armen Gefährten in der Kirche auf Sylt, die er sich sehr düster dachte. Er sah sie alle wie im Nebel hantieren, hörte undeutlich ihre Reden und Gegenreden und sah ihre Gesichter; aber er wußte nicht, wie sie hießen und von wo und wie sie in sein Leben gekommen waren.

Wie ihm nun so im Lauf von drei, vier Jahren dieser neue Zustand, nämlich diese stumpfe, kalte Schwermut, sozusagen heimisch und handlich wurde, kam doch allmählich und sachte ein stilles Wundern und Suchen über ihn, ein Begehren, in den Nebel hineinzudringen, um zu sehen, was in ihm wäre, oder um ihn herumzugehen. Er sagte sich, daß doch irgend etwas dahinter vorhanden sein müßte, ein Land, in dem bekannte Menschen und Dinge wohnten. Aber wenn er ein wenig hineinzudringen versuchte, kam

alsbald die Furcht über ihn, daß er sich darin verirren und verwirren könnte.

So kam ihm allmählich der Gedanke, mit irgendeinem guten und klugen Menschen über seinen Zustand und seine Sache zu sprechen und also gewissermaßen in dessen Begleitung hineinzudringen. Es verging aber ein Jahr und noch eins, und es waren in diesem Zustand fünf Jahre vergangen, und er hatte bei seiner Schwerblütigkeit und jetzigen Scheuheit noch keinen gefunden, der ein rechter Mann dazu wäre, die verzwickte Geschichte anzuhören.

Als sie aber eines Tages im Hafen von Montreal in Canada lagen und er in die innere Stadt gegangen war, um sich einmal im dichten Menschentreiben zu ergehen, und in einer Wirtschaft saß, gefiel ihm ein Mann im langen schwarzen Rock, den man in Deutschland Lutherrock nennt, offenbar ein Pastor. Es schien, daß er Vermögensstücke, Bahnaktien oder dergleichen verkauft oder gekauft hatte, wahrscheinlich für seine Gemeinde, und daß er mit seinem Handel zufrieden war. Er saß mit einigen seiner Farmer, die ihn zu größerer Sicherung des Unternehmens begleitet hatten, und sprach über Aktien, Tarife, Weizenpreise, Vereinigte Staaten und Gott, und sprach weltklug und fromm zugleich und war bei Whisky und Wasser in jene behagliche Großartigkeit geraten, die sich noch zu verbreitern wünscht und eine Disputation mit dem Teufel als höchstes Vergnügen unternehmen würde.

Jan Guldts fühlte das undeutlich und hatte ja mit

so etwas Ähnlichem aufzuwarten, hatte auch ein unbewußtes Gefallen an der ländlichen, baumfesten Frömmigkeit, obgleich er selbst völlig aus ihr herausgefallen war und nichts mehr von ihr wußte. Er schob seinen Stuhl an den Pastor heran, stieß seine Pfeife auf der Lehne ab und sagte: „Reverend, darf ich Ihnen eine Geschichte erzählen?“ Und nun legte er das Wrackstück seines Daseins vor ihn hin, das, was ihm allein von seinem ganzen Leben übrig geblieben war: die Fahrt zu dreien, und machte zum Schluß eine Bewegung mit der Hand, die bedeuten sollte: Mehr ist da nicht.

Der Pastor hatte erst seine kurze Pfeife sinken lassen, die er quer im Mund gehabt hatte, dann die breiten Schultern und zuletzt fast das Herz, als er diese dunkle Geschichte hörte und merkte, daß der hagere Mensch mit dem vergrübelten edlen Gesicht weiter nichts in der Seele trug. „Es war da Meer“, sagte Jan Guldt und fuhr mit seiner Hand sachte über die Lehne des Stuhles... „und wir schwebten darüber und machten uns dann unterwegs.“ Und schwieg mit offenem Mund, der Antwort gewärtig.

Der Pastor nahm als erstes seine Pfeife wieder auf, aber noch ganz aus Gewohnheit, dann auch die Schultern; dann allmählich straffte sich auch sein munteres Herz wieder. Er sagte leise und unsicher: „Sie haben alles vergessen: Eltern, Namen, die ganze Jugend mit allen Gespielen? Es muß ein furchtbares Ereignis in Ihr Leben getreten sein.“ Und er sah noch einmal

eindringlich in das Gesicht. Da sah er die tiefliegenden Augen und die starken Knoten über den Augen und die verwegene Schroffheit des ganzen Gesichts und sagte, gewissermaßen langsam und sprungbereit an die wunderliche Sache heranschleichend, mit tastender Stimme: „Wäre es vielleicht möglich, daß Sie eine Art von ‚Benüßelung‘ getroffen hätte?!“

„Was ist das?“ fragte Jan Guldts, der das englische Wort nicht verstand.

„Das will ich Ihnen genau sagen“, sagte der Reverend, schon sicherer. „Als ich gestern im Zug hierherfuhr, sah ich von ungefähr auf einer Wiese, auf der noch vom Urwald her einige alte Bäume standen, einen jungen Bullen, wie er einen von diesen alten Bäumen ins Auge faßte. Er faßte ihn scharf ins Auge. Er bog sich ordentlich ein wenig zurück, um ihn noch schärfer ins Auge zu fassen. Dann beugte er den Kopf, und dann rannte er, Schädel voran, gegen ihn an. Mir schien, ich hörte fast den dumpfen, mächtigen Krach. Dann stand er, völlig betäubt, benüßelt wie wir es nennen, die Beine gespreizt, bewegungslos, und ich nehme an, ohne alle Erinnerung früherer Wiesen und Freunde. Ich halte für möglich, daß dies Ihr Zustand ist. Sollte es wohl möglich sein, daß Sie, so wie der Stier gegen den Baum rannte, den er hätte stehn lassen, um den er friedlich hätte grasen sollen, so Sie gegen Gott und Welt gerannt sind? Was meinen Sie dazu?“

Der arme Jan Guldts suchte einige Zeit vergebens in

seinem verschütteten Gehirn; dann öffnete er langsam seine linke Hand, in der er die Pfeife hielt, sah tief-sinnig in die innere Handfläche und sagte mit seiner tonlosen Stimme: „Ich habe hier in der Hand, sehen Sie, diese vier weißen Narben. Ich habe nie gewußt, woher ich sie etwa haben könnte: aber vor ungefähr einem Jahr, als wir in Wladiwostok Felle luden und der faule headman der Schauerleute mich drei Tage lang ärgerte und ich ihm am vierten an die Kehle sprang, da schmerzten mich diese Wunden. Also mögen Sie wohl recht haben.“ Und indem er von neuem in seine Hand sah, sagte er zögernd zu sich selbst: „Mir ist jetzt auch, als wenn sie damals, als ich nach London unterwegs war, frisch bluteten, ja, als wenn ich an einer weißen Straße saß und sie betrachtete.“ Er hob wieder den Kopf und sagte: „Aber was sollen die, gegen die ich dann so rasend angegangen bin, mir getan haben? Was ist das für ein alter Kaptän, der da mit dem andern am Feuer vor der Hütte saß, und wer ist der kleine Mann im Gartenzimmer, und wer sind die beiden, die mit mir waren, die dann nach der Kirche auf Sylt gingen? Ich weiß deutlich — ich höre noch den Ton seiner Stimme —, daß der Knabe sagte: ‚Kirche auf Sylt.‘ Und was habe ich mit dem Herrgott solchen ungeheuren Krach zu machen, mit dem Herrgott, der mir ganz fremd ist?“ Und er machte eine Bewegung mit der Hand, als wenn er einen Straßenhändler mit seinen Siebensachen von sich schob.

Der Reverend wiegte mißbilligend den breiten biedernden Kopf hin und her; dann sagte er ernst: „Ich enthalte mich, darüber zu urteilen, ob jene Wesen, gegen die sich Ihre Raserei gerichtet hat, sich wirklich gegen Sie vergangen haben, zumal was den letzten angeht, der, in meinen Augen, über jegliche menschliche Beurteilung erhaben ist...“

„So, so“, sagte Jan Guldts, „verzeihen Sie, Reverend. Aber sagen Sie, ob Sie mir raten können, was ich etwa tun könnte, damit es allmählich wieder klar in mir würde.“ Und er fuhr mit einer raschen Bewegung mit seinem rotbunten Tuch rund ums rotblonde Haar, wo der Schweiß in Perlen stand.

Der Reverend hatte die Pfeife wieder voll in Gang und freute sich, daß das Gespräch den sumpfigen Boden verließ und auf die feste Straße einbiegen wollte, auf der er jeden Sonntagmorgen marschierte. Er tat einen ordentlichen Zug aus seiner Pfeife und sagte: „Wenn ich einen Menschen sehe, der in seiner Art weichlich, breit und lässig ist, so sage ich zu dem: ‚Du mußt dich gerade und stramm halten, Tapferes, Kriegerisches lesen, mit festen Männern Umgang haben.‘ Wenn ich aber einen sehe“ — und er sah in Jan Guldts stilles Gesicht, in dem die wilde Kühnheit nur schlief — „der Neigung hat, die Zügel, an denen die ewige Macht uns führt, zwischen die schäumenden Zähne zu nehmen und gradeswegs gegen die Wand der Welt zu stürmen, dann sage ich zu dem: ‚Halt dich zu Bäumen, Kindern und Frauen, und lern’ von ihnen

das Gütige und Sanftmütige, und, wie es in der heiligen Schrift heißt: demütige dich unter die gewaltige Hand Gottes.“ Und er wischte sich über Stirn und Augen, wie er nach jedem Abschnitt seiner Predigt zu tun pflegte.

Jan Guldts merkte, daß es nun weiter nichts gab, nickte bedächtig, trank sein Glas aus, und nickte noch mehrere Male still vor sich hin. Dann bedankte er sich und ging.

Er nahm sich nun wirklich zusammen und versuchte, freundlich und mittheilsam zu werden und die erstarrte Seele an dem Lieblichen der Welt zu erwärmen. Wenn er in einen Hafen kam, ging er stille Wege unter Bäumen und hörte den Vögeln zu und sah den Kindern zu, die da spielten, ob ihm nicht in diesen Bildern die eigene Kindheit erschiene. Er sprach auch Frauen an, die wohl das Alter der Mutter haben konnten, ob ihnen nicht plötzlich das Gesicht der Mutter über die Schulter sähe. Aber er erinnerte nichts. Mit dem empfohlenen Bibelwort konnte er nichts anfangen, da ihm jeder Sinn für Gewaltiges, wie großer Zorn, großer Eifer, große Liebe, verlorengegangen war.

In solchem Zustand kam er sechs Jahre nach jenem Ereignis an einem frühen hellen Wintertage zum erstenmal wieder die Elbe hinauf, jetzt erster Offizier des Schiffes.

Er hatte bei seinen, wenn auch schwachen Grübeleien über seine Vergangenheit auch die Sprachen mit in Betracht gezogen, die er verstand, und hatte erst

gemeint, daß er von Kind auf Englisch gesprochen, da er bei seiner jetzigen Schwerfälligkeit und Wortkargheit diese Sprache leicht genug dachte und handhabte, und auch in den ersten Jahren eine nur Englisch sprechende Mannschaft an Bord war. Daß er dann, als er eines Tages im Munde einiger Matrosen das Plattdeutsche hörte, feststellte, daß er auch das verstand, konnte ihn nicht wundern, da es gesprochen wird, so weit auf der Erde Meereswogen gehn. Als er aber eines Tages in einem amerikanischen Hafen auch hochdeutsche Rede verstand, erschien es ihm wahrscheinlich, daß er ein Deutscher wäre. Darum fuhr er mit einiger Unruhe nach Hamburg hinauf.

Aber er fuhr an Blankenese und Oevelgönne vorüber, die in dünnem, stiebendem Schnee lagen, und empfand nichts, und sah die grünen Türme und die hohen alten Häuser am Hafen und erinnerte nichts.

Da fuhr er in aller Winterkälte, in schneidendem Ostwind, nach Norden hinauf, nach den ‚Gewürzinseln‘, wie der Seemann drollig sagt, kam trotz des Frostes glücklich nach Sylt hinüber, fand die Kirche, wie er sie undeutlich im Gedächtnis trug, sprach ein heimliches Wort mit dem jungen Pastor — der kann's bezeugen — und saß eine lange Winternacht in der Kirche von Keitum, dumpf wartend, ob er seine Gefährten sähe oder doch spürte, oder an dieser Stelle sonst irgendeinen kleinen Fetzen seines verschollenen Lebens sähe und erfaßte. Aber er saß da vergebens.

Und als er am neunten Tage die Elbe hinabfuhr,

schwieg auch der Strand von Oevelgönne und Blankenese wieder, obgleich nun auf seinem Sand und seinen Bäumen ein goldener Rest des Herbstes lag.

Es vergingen wieder einige Jahre, ohne daß der Zustand sich änderte, und es kam das siebente Jahr, das am Körper und Geist des Menschen oft eine wunderliche, geheime Rolle spielt. Da ereigneten sich bald nacheinander zwei Begebenheiten.

Die Alberta, deren Kapitän er nun war, lag im Hafen von Valparaiso und löschte Stückgut und war damit fertig und sollte gegen Abend wieder in See gehn. Da legte sich ein Hamburger Kosmosdampfer Heck an Heck neben sie. Als er festmachte, fiel ihm auf, daß der Kapitän des Hamburgers aufmerksam und dann verwundert nach ihm herübersah. Er achtete es aber weiter nicht.

Als er gegen Abend am Heck stand, um den Tiefgang abzulesen, trat der Kapitän des Hamburgers ebenfalls an sein Heck, als wenn er dasselbe vorhätte, sah dann aber auf, lüftete die Mütze und sagte auf Englisch: „Erlauben Sie: haben wir uns nicht gekannt, als wir ein Jahr lang zusammen in Blankenese, da an der Elbstraße, zur Schule gingen?“ Da der Verstörte scheu den Kopf schüttelte, fuhr der Hamburger fort: „Ich bitte um Entschuldigung; aber ich glaubte sicher, daß es so wäre.“ Damit hob er wieder seine Mütze und trat zurück.

Als der Kapitän der Alberta aber dann in der folgenden Nacht auf der Brücke hin- und herging, immer

hin und her und immer dachte: „Blankenese?! Blankenese?!“ und sich das Bild des ganzen Strandes da vor Hamburg, den er vor einigen Jahren gesehen hatte, in Erinnerung rief, war ihm, als wenn er fern im Dämmer und Nebel etwas sehn könnte, das er kennen wollte und müßte, so wie man im Nebel einen hellen Fetzen sieht, ist es ein Segel oder eine Nebelwand? Blankenese? Blankenese? Aber so scharf er auch in die Nacht hineinstarrte, er konnte nichts erkennen, als vielleicht einen Knaben, den die Mutter aus der Tür ließ, und der dann, die Schiefertafel unterm Arm, einen Weg bergan trabte.

Drei Monate später fuhr die Alberta die Themse hinauf nach London, und er stand in Unterhaltung mit dem Lotsen und sah zufällig, an einer flachen sandigen Stelle am Ufer, einen jungen Menschen auf einem Boot sitzen und sah unwillkürlich noch einmal wieder hin und zum drittenmal, und dachte, in sich verwundert: „Was geht dich der junge Mensch an, der da mit wehendem Halstuch auf seinem Boot sitzt!“ Da kam ein Mädchen, so von fünfzehn Jahren, aus dem Hause unweit des Boots, ging auf den Jungen zu und reichte ihm etwas. Er meinte, es wäre Brot, und meinte zu sehn, daß sie es mit langem, ausgerecktem Arm gab, wie wenn er bissig wäre. Da durchzuckte es ihn, daß sich sein ganzer Körper erregte, und in dem jähem, heißen Wunsch, mehr zu sehn — als wenn es galt, den Nebel beiseite zu schieben —, schlug er mit der Hand hin und her, daß der Lotse dachte, der

Kapitän neben ihm wäre von Wespen umflogen. Aber er sah nichts weiter, als daß er so wie jener und mit wehendem Halstuch auf einem Boot saß und ihm eine ein Stück Brot reichte. Er wußte aber nicht, ob es seine Schwester oder Liebste war, und starrte mit finstern Augen in den grauen Nebel, der auch in Wirklichkeit über der Themse lag.

Es war ihm aber nach diesem Ereignis, als wenn es nun doch heller werden wollte, und er lebte nun unbewußt in einer unruhigen Erwartung, die ihn zur rechten Zeit auch fähig machte, deutlicher zu sehn.

So kam endlich, nach zwei Jahren, die Lösung.

Da lief die Alberta zwei unbedeutende Hafenplätze Südspaniens an und lud Schwefelkies. Dann fuhr sie nach Norden, ihrem Bestimmungsort Hamburg zu. Als sie nun die Biscaya fast schon durchfahren hatte, nicht weit vom Kanal, kam ein Sturm auf. Das Schiff war vollbeladen und arbeitete besonders schwer, wie es bei Schwefelkiesladung zu sein pflegt; es hatte aber weiter keine Gefahr, da es stark gebaut und gut in-stand war.

Als sie schon ein oder zwei Stunden mit dem Sturm gekämpft hatten, kamen zwei Mann, von denen einer ein Deutscher war, auf das Aufbaudeck, um eines der Boote besser zu sichern. Durch das schwere Rauschen der See hörte er zuweilen einige Worte, die sie einander zuriefen.

Er hörte dies und das, worauf er nicht achtete. Dann hörte er, daß der Deutsche davon sprach, ob wohl der

„preußische Grenadier“ bald sichtbar würde. Dieser Ausdruck, den Hamburger Matrosen für den schwarz-weiß gestrichenen Leuchtturm von Uschant brauchen, berührte ihn wunderbar, so als wenn von einem alten, bösen Lied ein verwehelter Ton widerklang. Es kam, ihm unbewußt, eine weiche empfängliche Stimmung über ihn, die zugleich ängstlich war.

Gegen Abend sahen sie das Feuer von Uschant. Die See wogte weit in wilden kabbigen Wogengängen; Schaum jagte in merkwürdig breiten Streifen darüber hin. Der Mond ging auf.

Gegen zehn Uhr abends wurde von einer überstürzenden See die eiserne Treppe gelockert, die vom Aufbaudeck hinabführte. Gleich darauf ging der zweite Offizier, ein großer, vierschrötiger Mensch, die Treppe hinunter. Da das Deck gerade von einer See überlaufen war, sah es aus, als wenn er direkt ins Meer stieg. Da war ihm, als wenn er genau dies Bild schon einmal gesehen hatte: solche stürmische Mondnacht, auf dem Aufbaudeck neben dem Boot in Lee, und ein großer, starker Mensch geht die Treppe hinab in den Tod, und am Rand der nächtigen See ein Feuer, und er wußte, daß es das Feuer von Uschant war. Es durchschauerte ihn seltsam, und er atmete in schwerer Erregung mühsam.

Als er noch so stand, kamen die beiden Matrosen, der Amerikaner und der Deutsche, wieder in seine Nähe, um das Boot, das viel auszuhalten hatte, noch einmal zu laschen. Während sie sich die Handgriffe

zuriefen, hörte er, wie der Deutsche laut und stoßweise, zwischen dem Brausen und Rauschen der Natur, sagte: „Hier ist vor zehn oder elf Jahren die ...“ den Namen verschlang eine donnernde See — „untergegangen. Man meinte... mit Mann und Maus... Aber nachher... der dritte Steuermann... auf Sylt... in Keitum in der Kirche... denke dir... ist er gesehn worden... hat die ganze Nacht da gesessen... ist 'n Blankeneser Kind... hat in Altona die Steuermannsschule besucht. Der Untergang hat ihn wohl verrückt gemacht... was versteckt er sich sonst und irrt in der Welt umher? Er soll 'n Wüterich gewesen sein. Die, die ihn früher gekannt haben, sagen noch manchmal: „Ich kann alles, sagt Jan Guld.“

Er hörte es. In seiner Seele wogte es, und Himmel und Erde wogten mit, in rotem, brausendem Nebel.

In dem Augenblick kam eine mächtige See und gierte bis zu seinen Füßen herauf, daß es war, als wenn das Schiff unter ihm wegsank. Da fuhren leuchtende, glühende Blitze durch seine Seele. Einer nach dem andern, bündelweise, schlugen sie vor ihm nieder und erfüllten die ganze Welt mit ihrem Licht. „So stand ich... auf einem elenden Schiff... ich stand in rasendem Zorn... Solches Wetter riß mich in die See... Ewige Mächte, sagt mir... Anna Hollmann!“ schrie er und warf, geblendet von dem hellen Schein, die Hand vor die Augen. „Die Hollmanns! Der Großvater, ihr böser Knecht! Der Bootsmann! Der blasse

Knabel! Der Untergang! Der wilde, rasende Zorn! Im Meer treibend, zwischen den Zähnen des Todes...

Der zweite Offizier kam wieder die Treppe herauf, sah ihm ins geistrige Gesicht und sagte entsetzt: „Was ist, Kaptän?“ und griff nach seiner Schulter. Er schüttelte den Kopf und winkte dem Mann zur Seite und stand und sah übers Meer. Es ging erst gegen Mitternacht... Er aber sah in ein Land, über dem es unter wildem Wetterleuchten tagte.

14

Indes hatte die kleine schmale Eva Gött eines Tages, zusammen mit dem ganzen Land, erfahren, daß die Anna Hollmann in der Biscaya mit Mann und Maus verlorengegangen war. Nicht ein Boot, nicht ein Riemens, nicht ein Ring, nicht ein Mann war gefunden worden.

Sie erschrak über die Nachricht, die sie vor der Tür ihres Hauses empfing, so furchtbar, daß ihr der Atem stillstand und die Knie versagten. Als sie sich soweit erholt hatte, daß sie sich von der Schwelle wieder erheben und gehen konnte, ging sie in ihre Kammer, schloß hinter sich zu und legte sich aufs Bett und lag vierundzwanzig Stunden, und dachte mit allen süßen schmerzvollen Freuden an seine feste und ernste Gestalt und an seinen heißen Hochmut und Zorn, wobei ihr die Tränen immerzu die Schläfen herunter aufs

Kissen rollten, bis es auf beiden Seiten des blonden Haares naß war. Sie malte in diesen Stunden so heiß, mit solcher eifrigen Liebe an seinem Bilde, und mit solchen schönen, starken Farben, daß es nicht mehr in ihrer Seele erlöschen oder sich auch nur wandeln konnte, und schuf sich so, mit siebzehn Jahren, völlig unbewußt, in diesen Stunden ihr Lebensschicksal.

Der große Maschinenbauer schrieb ihr viele Postkarten von der Hochschule, mit den wunderbarsten Ansichten: mit Schlössern, die aus lauter Türmen zu bestehn schienen, mit grimmigen Schlägern über Kreuz, mit verfallenen Kirchhofswinkeln, mit einem bekannten Komiker mit großer pappener Nase, mit einem Paar Tauben, die sich schnäbelten, und tat so dar, daß sein Gemüt den verschiedensten Stimmungen fähig war. Sie beantwortete alle Karten Schlag auf Schlag mit allen Ansichten, die sie von Cuxhaven bis Hamburg zu Gesicht bekam, und mit höflichen Worten; denn in die Ferne und brieflich war sie aus Respekt vor dem Schreibwerk immer ordentlich und höflich. Als er aber dann in den Ferien heimkam und auf einer Segelfahrt — es war ein Jahr nach jener Fahrt nach Schulau — wieder im Schatten des Eichenkratts lag und die langen Arme zur Mittagsruh auseinander reckte, wagte er gar nicht, sie einzuladen; so still und schön war ihr Gesicht. In ihrem Gemüt stand und ging und schlief Jan Guldt und redete darin mit seiner schönen hellen Stimme. Er war so schön, mit seinem kurzen, rot-blonden Haar, und so hochmütig und für sich, und

sein rotes Halstuch wehte, und seine Stimme lachte so hell. Jan Guldt, der keinen Atem mehr hatte, raubte ihr noch den Atem. Dabei lebte sie weiter, so wie sie früher gelebt hatte, nahm an allen Segelfahrten des Klubs teil und tanzte im Winter mit allen jungen Steuerleuten, Studenten und Schülern, und war zu allerlei Schelmereien bereit.

Im dritten Jahr nach dem Untergang der Anna Hollmann, als sie einundzwanzig war, warb ein erster Offizier eines Hansadampfers um sie, ein stattlicher und wackerer Mann und Sohn eines Lotsen, und als sie zweiundzwanzig war, sein Freund, der nicht geringer war. Aber sie schlug es beiden ab, ohne einen Augenblick zu zögern, obgleich beide noch dazu tüchtige Segler waren und einen Übermut mit guter Laune trugen.

Karl Kröger, der von der Sache wußte und als Mann ihr Benehmen nicht begreifen konnte, nahm sie eines Tages beiseite und fragte mit gerunzelter Stirn und strengen Augen: was sie denn eigentlich wolle? ob sie anders sein wolle als alle andern Menschen? ob sie glaube, daß sie für alle Lebenszeit Mannesliebe werde entbehren können? Zuletzt sagte er gar mit runden Augen und großem Zorn: was aus dem Vaterland werden solle, wenn die schmucksten und besten Mädchen nicht Mütter würden?

Aber sie sah ihn nur immer mit ihren grünschillernden Augen an und sagte: „Ich kann nicht, Karl Kröger; glaub’ es mir, daß ich nicht kann. Es ist ganz

unmöglich.“ Zu so wundersamen Dingen wie Küssen und Kosen und Hochzeiten schienen ihr die beiden Hansaleute völlig ungeeignet; dazu hätte allein Jan Guldts getaugt.

So wurde sie allmählich fünfundzwanzig und sah noch immer schmal und fein aus und war noch immer, so oft sie im Boot saß, wie verfroren, und drehte noch immer in alter behender Weise den feinen Hals, zu sehn, ob die Genossen in den andern Booten rascher führen, und sie mit hellen Zurufen zu ärgern. Aber allmählich, da sie das andere Geschlecht nur in der Erinnerung Jan Guldts kannte und also die Hälfte des Lebens nicht erfuhr, bekam ihr Reden und Schelmen und ihr ganzes Gehabe doch eine etwas schmale und zierliche Art, die dem breiten und etwas derben jungen Volk bald fühlbar wurde, und ein- oder zweimal, mit aller Höflichkeit und Rücksicht, ins rechte breite Fahrwasser gebracht werden mußte. Sie ließ sich das ruhig gefallen; aber sie merkte, was die Glocke geschlagen hatte, und zog sich von der Jugend zurück und führte ihrem Vater den Hausstand, ruderte und segelte oft allein, und nahm sich der vielen kleinen Kinder einer armen Witwe an, die auf Arbeit gehn mußte, unter denen sie dann ein wohlwollendes, aber ernstes Regiment hielt. So lebte sie und war ganz glücklich und ohne Entbehren. Und dachte nicht: ‚Wie schade, daß kein anderer mich lieben und leben lehrt! Wie schade, daß Jan Guldts tot ist!‘, sondern dachte: ‚Wie schön und lieb war Jan Guldts! Wie wehte das rote Tuch um seinen

Hals! Wie kühn und zornig war er! Und liebte so den Mann, der allein auf der weiten Welt für ihre Seele paßte. Und so feierte und freite sie in ihrer feinen jüngerlichen Seele mit dem toten Jan Guldt.

Als so zehn Jahre seit dem Untergang der Anna Hollmann dahingegangen waren, kam eines Tages ein junger Steuermann, dessen Eltern seit einiger Zeit im Nachbarhause wohnten, nach vierjähriger Abwesenheit von China heim und trieb sich am Strand und in den Häusern der Nachbarn umher, um Unterhaltung zu suchen. Er trat eines Tages auch an ihre Küchentür, da sie gerade am Herd stand und Pfannkuchen buk. Er sah ihr eine Weile gedankenvoll zu, erzählte ihr, wie er jetzt merke, daß und wie er diese Kunst weiland als Junge auf seines Vaters Ewer verkehrt gemacht hätte, und sagte dann: „Sagen Sie, Fräulein Gött, erinnern Sie sich noch eines gewissen Steuermannsschülers Guldt, der vor ungefähr zehn Jahren hier beim Bootsbauer Bruhn arbeitete, weil er kein Geld hatte, und Sonntags mit seinem roten Halstuch auf Rudi Kleys Boot saß und sich das Magenknurren vertrieb, indem er mit Steinen nach den Stackpfählen warf? Er ging gleich danach mit einem Hollmann verloren?“

Sie hatte den Pfannkuchen vom Feuer geschoben und sich auf die Bank neben dem Herd gesetzt, weil ihr Kraft und Atem ausging, da sie so plötzlich und so laut und breit den Namen hörte, mit dem sie lebte. Mit Mühe sagte sie: Ja, sie erinnere sich des Jan Guldt.

Was er von ihm erzählen wolle? Und sah ihn in unsäglicher Verwirrung an.

„Ja“, sagte der redelustige Steuermann: „Als ich vor vier oder fünf Jahren, ehe ich nach China ging, oben auf Sylt, im Kirchspiel Keitum, meinen Onkel besuchte, gehe ich in der Dämmerung mit ihm über den Kirchhof, um das Grab seiner Frau zu besuchen. Es war Winter und harter Ostwind, und ein dünner Schnee wehte über die Gräber weg. Da kommt der Pastor mit einem Mann den Weg hinauf, dem ich schon in einiger Entfernung, trotz der Dämmerung, den englischen Schiffsoffizier ansah. Als sie dann näher kamen, glaubte ich deutlich Jan Guldt zu sehen! Ganz deutlich! So deutlich, daß mir ganz wunderbarlich zumute wurde. Denn man kannte ihn leicht — das müssen Sie zugeben — an seinem Gesicht und seinem Gang. Der ist tot, dachte ich, und geht doch hier? . . . Als ich am andern Tag den Küster fragte, wer der Fremde gewesen wäre, wußte er weder Namen noch Herkunft und wollte überhaupt nichts erzählen. Aber das machte uns ja nur neugieriger. Und so erfuhren wir denn auf Umwegen, daß der Fremde die Nacht in der Kirche zugebracht hatte . . . die ganze lange kalte Winternacht. Als der Pastor am andern Morgen noch in der Dämmerung in die Kirche gekommen war, hatte der Mann in der letzten Bankreihe gesessen, mit stillem und mutlosem Gesicht, und war aufgestanden und mitgegangen. Er hat dann noch beim Pastor etwas Morgenbrot genommen und ist dann wieder davongegangen.“

Eva Gött saß noch eine Weile stumm und rang nach Atem, die Hände auf den Knien, den Kopf sehr tief gebeugt. Dann hatte sie sich soweit in der Gewalt, daß sie sagen konnte: „Und Sie glauben, daß es Jan Guldt war?“

Der Steuermann schüttelte den Kopf und sagte: „Das sage ich nicht. Er ist ja doch mit der Anna Hollmann untergegangen! Und dann war da etwas an ihm, was nicht stimmte. Sie wissen doch, daß der Guldt so etwas Hochmütiges in seinem Gang hatte, so einen Schwung in den Schultern und auch in der Stimme. Das alles hatte der Mann, der neben dem Pastor ging, nicht. Der Mann hielt sich etwas steif, und seine Stimme war ohne Klang und Sang.“

Sie saß stumm da, den Kopf noch tiefer gebeugt, atemlos. Böse Not und Angst kroch ihr vom Herzen herauf nach dem Hals, daß sie heftig schlucken mußte. Was hatte der Mann gesagt? Er lebte vielleicht? Er hatte nicht mehr die sieghafte Haltung? Nicht mehr den Schwung der Schultern? Nicht mehr die liebe Stimme? Und wohl auch den Hochmut nicht mehr? Und nicht den wilden Zorn? Dann war er ja nicht Jan Guldt? Was war das für eine große Qual!

Der Steuermann stand noch immer da und erzählte, warum es Jan Guldt doch nicht gewesen wäre. Da sie aber wie ein Mensch dasaß, der eben blind und taub geworden ist, verließ er sie und ging ein Haus weiter.

Sie lebte nun einige Monate in unruhiger und qualvoller Unsicherheit, bald in der heimlichen, hell auf-

lohenden Freude, daß er am Leben sein könnte, bald in der heiß aufschießenden Angst, daß er so das Leben hätte, wie der Mann gesagt hatte: so ohne allen schönen Glanz und Mut; bald in der alten Seligkeit, daß er nicht mehr lebte, aber ihr eigen war.

Da kam eines Tages, an einem hellen Nachmittag im Oktober, Karl Kröger des Wegs, der nun schon Frau und Kinder hatte und an seines Vaters Stelle Lotse war, als sie vor der Türe stand und nach dem Wetter sah, das sie immer noch genau beobachtete, obgleich sie nur selten noch segelte. Er blieb stehn und hob die Arme und sagte: „Du, denke dir, Eva! Ich bitte dich, denke dir, was ich gehört hab! Neulich brachte ich einen Kosmosdampfer herauf und rede mit dem Kapitän, den ich von Kind an kenne — wir hatten uns jahrelang nicht gesehen —; da schlägt er mir plötzlich auf die Schulter und sagte: ‚Und nun kann ich dir noch das Merkwürdigste erzählen, was ein Mensch erleben kann!‘“

Eva Gött setzte sich kreidebleich auf die Schwelle, auf der sie stand, da ihre Glieder sie nicht mehr trugen, und bewegte die Hand.

Karl Kröger sah mit großen runden Augen auf sie herab und hatte alle seine Sicherheit verloren. „Was ist, Eva?“ sagte er. „Ich habe noch kein Wort erzählt, und du . . .“

Sie schluckte einige Male; dann sagte sie, wie ein Kind, das sprechen lernt: „Höre, Karl Kröger . . . Weißt

du, was der junge Mensch erzählt, der die Verwandtschaft in Keitum hat: daß er glaubt, er hat ihn gesehn?“

Karl Kröger erschrak heftig, da er nun so plötzlich sah, wie es um sie stand: daß sie Jan Guldts alle die Jahre über alles lieb gehabt hatte und seinetwegen ehelos geblieben war. Er erschrak gewaltig und sagte verwirrt und stockend: „Ach, der junge Mensch, der die Verwandtschaft auf Sylt hat . . . Ein Schwätzer, Eva. Wir wissen doch, daß er tot ist.“

Sie sah ihn mit übergroßen Augen an und sagte: „Wir sind nicht dabei gewesen, Karl Kröger, wie er begraben wurde, ob nun ein Mensch oder das Meer es besorgt hat . . . Was erzählte der Kapitän des Kosmosdampfers von Jan Guldts?“

Karl Kröger wollte ausweichen, da sie ihm mit ihrer merkwürdigen Angst in den Augen — warum war sie nicht außer sich vor Freude? — unverständlich und fast unheimlich vorkam. Er sagte: „Du weißt ja gar nicht, daß er von Jan Guldts erzählt hat . . . Und was erzählen die Menschen!“

Sie sah ihn wieder an, hob die Hand ein wenig und sagte: „Du mußt es mir ganz genau und wahrhaftig erzählen, Karl; besonders wie er ausgesehn hat.“

„Ja“, sagte Karl Kröger bekümmert: „er sagte also: ‚Erinnerst du dich Jan Guldts, der mit einem Hollmannsdampfer, ich glaube, es war die Anna, untergegangen ist?‘ Ich sagte: ‚Wie sollte ich nicht. Er war mein bester Freund! Es vergeht keine Woche, daß ich nicht an ihn denke.‘ „Nun“, sagte er, „denke dir! Als wir vor zwei

Jahren eines schönen Tags in Valparaiso ankamen, legten wir uns Heck an Heck mit einem großen englischen Tramp, der am selben Abend wieder in See wollte. Ich sehe so dann und wann in meiner Weise über den Nachbarn hin: wie er gebaut ist und was er für Mannschaft hat, da kommt der Kaptän nach dem Heck zu, um den Tiefgang abzulesen. Ich seh ihn an, und seh ihn wieder an . . . wie er so geht und wie er die Pfeife ausklopft, indem er mit dem steifen Zeigefinger dreimal darauf schlägt, und denke: wenn das nicht der Guldts ist, der mit dir ein Jahr lang in Blankenese in die Kinderschule und nachher in die Steuermannsschule ging?! Du kannst dir denken, wie mir wunderlich zumut wurde. Ich wagte nicht recht, ihn anzureden, da er mich ganz fremd ansah und so was Steifes in der Haltung und Gleichgültiges in der Stimme hatte, ja die Stimme Jan Guldts offenbar nicht hatte. Als er aber nach einer Weile noch einmal wieder ans Heck kommt, grüßte ich ihn und fragte, ob er mit mir in Blankenese zur Schule gegangen wäre. Er schüttelte aber den Kopf, nannte mit gleichgültiger Stimme irgendeinen englischen Namen, und ging fort. Es gibt ja gewisse Ähnlichkeiten', sagte er noch; ,aber diese war zu groß . . .' Auf den Namen des Schiffes hatte er in der Aufregung nicht geachtet."

Eva Gött's schmales Gesicht war nichts als große, bohrende, ängstliche Augen. „Was sagst du nun?“

Karl Kröger sagte ruhig und bestimmt: „Ich sagte ihm: ,Du hast dich geirrt, Freund! Denn sieh mal: wenn

ein Mensch auch noch so schlimme Dinge erlebt und sich auch noch so verändert, wie wäre es möglich, daß er seinen Gang verlor? Ging er nicht, als wenn er einen Berg herunterstieg? Oder daß er seinen Mut verlor? Hätte Jan Guldts sich vor Gott geduckt, oder gar vor dem Teufel? Oder daß er seine Stimme verlor? Können wir die vergessen? So etwas verliert man nicht.“

„Nein“, sagte sie, und die Freude und Ruhe, daß es so war, stand in ihren noch ängstlichen Augen.

Karl Kröger verstand sie nicht und wunderte sich. Sie freut sich, dachte er, daß er tot ist! Er dachte aber: „Sieh du in ein Weiberherz und gar in das Herz von Eva Göttl“ und sagte: „Man muß eben denken, daß es einen englischen Seemann gibt, der ihm ähnlich sieht. Weiter ist es nichts . . .“ „Sag’ mir“, sagte er stockend, da er doch neugierig war, was in ihr wäre: „kannst du ihn nicht vergessen?“

Sie sah ihn mit ihren Augen an, die den schimmernden Schmelz der ersten Jugend verloren und ein wenig Scharfblankes bekommen hatten, und lachte ihm glücklich ins Gesicht: „Nein“, sagte sie, und schüttelte den Kopf, fröhlich und selig, daß kein klangloser und mutloser und steifer, lebender Jan Guldts das schöne Bild stören konnte, das ihre tägliche Wonne war.

Da schüttelte Karl Kröger den Kopf und wagte nichts mehr zu sagen und ging davon.

Eva Gött ging in ihre Haustür hinein und in ihre Stube, wo der runde Sofatisch, des Reinmachens wegen,

zufällig vom Sofa abgerückt, mitten in der Stube stand, so, als wenn er sagen wollte: ‚Tanze um mich herum!‘. Sie horchte einen Augenblick und sah nach dem Fenster, ob nicht etwa jemand vorüberginge — denn der Fußsteig geht dicht unter dem Fenster hin —, und dann tanzte sie mit ihren zierlichen Gliedern, ein wenig sachte und altjüngferlich, und summt dabei in ihrer Seele: ‚Jan Guldt ... wie schön und mutig bist du ... der Stolzeste und Hochmütigste von allen. Bei weitem! Tot bist du freilich ... aber du warst einst mein ... und hast keine andere angesehn ... und bist darum mein geblieben. Die andern lieben sich nicht mehr ... sie reden mit gleichgültiger Stimme miteinander und zanken sich ... aber wir sitzen einander gegenüber ... und gehn aneinander vorüber ... und sehn uns mit seligen Augen an.‘

Dann ging sie mit stillen, ernsten Augen, in denen noch das verborgene Glück stand, zierlich und ein wenig steif, an ihre tägliche Hausarbeit.

15

Acht Tage später fuhr einer der Nordweststürme in die Elbmündung hinein, die eine Gewalt haben, als wollen sie die Nordsee bis Hamburg jagen und die Türme und Häuser Hamburgs umwerfen. Am zweiten Tag erzählten heraufkommende Lotsen, daß ein großer englischer Dampfer, der bei dem wilden Wetter keinen

Lotsen hatte bekommen können, auf Scharhörn fest-säße. Am dritten Tag stand in den Zeitungen, daß der Kapitän mit großer Ruhe und Umsicht die Manöver leite, um sein Schiff frei zu machen. In der vierten Nacht — es wehte noch stark und regnete — kam das freigewordene Schiff, die Alberta von London, in die Elbe hinein.

In Brunsbüttel stieg Karl Kröger die Sturmleiter hinauf, ging auf die Brücke und begrüßte den Kapitän, der mager und etwas gebeugt gleich vorn an der Brücke im Schatten des Lichts stand und gleich hinunter ging. Dann plauderte er mit dem ersten Offizier, der behaglich von der Havarie erzählte, und wie sie es in drei schlaflosen Nächten fertiggebracht hätten, freizukommen. Es war noch Nacht, ging aber gegen Morgen, da kam der Kapitän wieder herauf und stand in Luv am Ende der Brücke, offenbar übermüde. Es ging dem Lotsen durch den Sinn, er wolle ihm zurufen, sich doch schlafen zu legen, sie wollten das Schiff schon wohlbehalten hinaufbringen; er vergaß es aber wieder.

So kamen sie über Glückstadt hinauf. Da fing es langsam an zu tagen. Und wie es tagte, beugte der Kapitän sich vor und spähte in dem Dämmer und Nebel nach dem Land hinüber, als erwartete er, die Höhen von Schulau zu sehn. Karl Kröger wunderte sich, sah ihn schärfer an, sagte irgendein gleichgültiges Wort und bekam auch Antwort, stutzte über die Art, wie der Mann den Kopf zu ihm wandte, und dachte: „Das könnte der sein, der dem toten Jan Guldts so

ähnlich ist.' Und war begierig, daß es heller tagte und er ihn deutlicher sähe.

Als dann aber die weißlichen Höhen in dem regnerischen Nebel undeutlich sichtbar wurden und der Mann vorgebeugt, ohne Bewegung, ganz versunken stand, wie ein Mensch, der nach langer Zeit in der Ferne und im Nebel sein Elternhaus sucht und sieht und dahin späht, da lief Karl Kröger ein Grauen über den Körper bis hinauf zum Haarwirbel. Er beugte sich ein wenig zurück, sah ihn an, und erschrak in innerster Seele und zuckte zusammen wie von einem Schlag, und er wußte, wer da neben ihm stand, und sah noch einmal hin und erkannte ihn. Er sagte aber nichts.

Einige Minuten darauf, da er sein Gesicht nach jener Seite wandte, weil die Laternen eines Schleppzugs in Sicht kamen, und es nicht lassen konnte, in dem Gesicht seines lieben Freundes zu suchen, erkannte auch Jan Guldts den, der neben ihm stand und ihn so ansah.

Auch er sagte kein Wort.

Sie standen stumm nebeneinander und sahen sich nicht an und weinten beide auf, Jan Guldts, daß er nach solchen Erlebnissen und so wieder kam, Karl Kröger, weil Schönheit und Mut so vergangen waren. Sie konnten es aber beide verbergen, weil ihnen der seitliche Wind den Regen ins Gesicht trieb.

Vor Blankenese glitten die Augen des Heimkehrenden langsam den Strand entlang und suchten lange das Strohdach der Mutter, das nicht mehr stand. Bei Oevel-

gönne glitten sie ebenso von Haus zu Haus, bis sie am Hause von Eva Gött hängen blieben.

Eine Stunde später lagen sie im Hansahafen an den Pfählen. Da bat Jan Guldt seinen Freund, in seine Kammer zu kommen, indem er mit tonloser Stimme sagte: „Ein Wort, Lotse.“

In dem einfachen braunen Raum gab er ihm die Hand und fing an, mit der ruhigen stillen Stimme eines Mannes, den heiße Sommertage und Nächte voll leuchtender wilder Gewitter reif, ja überreif und still gemacht haben, doch mit hartem Begehren, nach allem zu fragen: nach dem Hause seiner Mutter und nach ihrem Grab, nach Eva Gött und dem Bootsbauer, nach Slahdood und dem kleinen Meister und andern alten Bekannten. Er fragte auch, ob von der Anna Hollmann außer ihm noch jemand gerettet wäre, und nach den Hollmanns.

Karl Kröger beantwortete alle Fragen so gut er konnte. Über Eva Gött sagte er, daß sie damals im Arm Slahdoods ganz unschuldig gewesen wäre, daß sie, als er, Jan Guldt, davongerannt wäre, so heftig gerast hätte, daß sie um ihren Verstand gefürchtet hätten, und daß sie dann anfangs sicher aus Liebe zu ihm ledig geblieben wäre. Sie hätte aber all die Jahre bis heute kein betrübtes Wesen gezeigt, sondern lebe in einer merkwürdigen ruhigen und leisen, aber welt-offenen Fröhlichkeit, so wie ein Baum, der auch nicht spräche, aber dicht an der Straße in voller Blüte stände, und alles besähe ... sicher dächte sie nicht mehr an

Liebe. Über die Hollmanns berichtete er, daß von ihrem Blut keiner mehr in der Firma vorhanden wäre, da sie aus Geiz die Quelle des Lebens hatten vertrocknen lassen, so daß sie bald am Ende gewesen wären, als der Tod angefangen hätte, ein wenig unter ihnen umzugehen. Der Betrieb der Firma sei anders geworden. So stand Karl Kröger Rede und gab Antwort und wagte immer noch nicht, die Frage zu tun, die ihm in der Seele brannte: Wie bist du gerettet? Was wolltest du in der Kirche von Keitum? Warum trägst du einen andern Namen? Wo ist deine Kraft und dein Schwung, die wir so liebten? Aber zuletzt wagte er, eine Andeutung nach der Richtung zu machen, vorsichtig und mit großer Güte, so wie einer wohl seinen lieben Bruder nach den Jahren seines Irrsinns fragt.

Jan Guldts sah vor sich auf den Tisch, und eine tiefe Röte zog über sein hageres, früh verwittertes Gesicht. „Ich bin damals“, sagte er stockend, „von Fischern geborgen und bin halbtot oder schwerkrank oder irr gewesen —, oder unterwegs . . . ich weiß es nicht, und danach lange Jahre wie einer im Halbschlaf, hatte Namen und Erinnerung verloren. Ich mag nicht davon sprechen; es hat auch keinen Zweck. Ich bin ja nun auch soweit wieder gesund, als man es nach so schwerer Krankheit und so langem Siechtum, das erst vor einem Monat zu Ende ging, wieder werden kann. Ich bitte dich, daß du auch mit Eva Gött und überhaupt mit keinem Menschen von mir redest. Warum

soll ich den Frieden, den sie hat, wie du sagst, stören und den Menschen zum Gerede werden?“

Karl Kröger dachte vergangener Zeiten, und kannte den Heimgekehrten nicht wieder, und sagte bedrückt und mutlos: „Du warst früher ein Mensch . . . Du liefst gegen Gott und Menschen an.“

Jan Guldts stand auf und machte eine Bewegung, die sagen sollte: ‚Um Himmels willen . . . schweig davon still!‘ und sagte mit eintöniger Stimme, daß er nun allerlei Arbeit vor sich hätte und dann schlafen müsse; er würde ungefähr acht Tage im Hafen bleiben und sich freuen, seinen alten Freund noch einmal zu sehen. Er sagte dies, wie auch alles vorige, nicht unfreundlich, aber in einem müden und harten Tone.

Da ging Karl Kröger mit stillem Gesicht davon, mit der wehen Empfindung, daß in dem Menschen, den er am liebsten hatte, aller Hochmut, alle Freude, ja selbst das Gefühl und die Fähigkeit für Freundschaft gestorben wäre.

Jan Guldts verrichtete im Laufe des Tages die nötigen Arbeiten und wurde indes von all dem Gehörten und von der Heimat stark bedrängt, so als wenn sie sagte: ‚Was bist du mir gram? Bin ich es, die dir Übles tat? Ich bin Gottes Gemächte wie du und muß es mit leiden. Leg’ es in meine Hände wie in Mutterhände.‘ Und er kam allmählich in das Gefühl hinein, daß Eva Gött ihn forderte, und auch ein Recht hätte, sein Schicksal zu hören.

Er machte sich also am Nachmittage, als es gegen

die Dämmerung ging, vom Schiff und fuhr nach Altona und kam nach Oevelgönne bis an Eva Gött's Haus. Da war es schon dämmerig geworden.

Er ging vorüber und lehnte sich einige Häuser weiter ans Staket und war, trotz aller Erregung über diesen seinen Weg, von den Erlebnissen und Nachtwachen der letzten Tage so müde, daß er in einen Halbschlaf verfiel und mit dem Kopf nickte. Er stand und nickte und dachte bei sich: ‚Wenn du einen Augenblick hier gestanden hast, willst du wieder aufs Schiff gehn.‘

Eva Gött aber hatte hinter ihren Blumen am Fenster gesessen und hatte gerade wieder den kühnen jungen Jan Guldt mit dem roten Halstuch sich gegenüber, hatte aber doch die wunderliche, müde suchende Haltung des Vorübergehenden und die Augen gesehen, die matte Kränze um ihre Thür legten, und gefühlt, wer da ging. Sie wollte aufstehn, aber sie brachte es nicht fertig, sondern legte vielmehr den Kopf, über den schon einige Fäden grauen Haares liefen, auf den Tisch, und wurde zum zweiten Male in ihrem Leben ohnmächtig. So lag sie eine Zeitlang, während er draußen schlafend am Staket stand.

Dann erwachte sie mit einem langen Seufzer, suchte ihn gleich mit den Augen und stand mit zitternden Knien und stockendem Atem hinter der Thür und sah nach ihm hinüber. Dann, als es ihr gewisser wurde, daß er es war, machte sie sachte die Thür auf und kam an ihn heran und versuchte zu sprechen, konnte es aber nicht, und langte nach ihm hin. Da hob er die

Augen und sah sie wie eine Traumgestalt und folgte ihr, wie man einer solchen zu folgen pflegt, und trat in die Tür.

Sie verriegelte die Tür hinter ihm und führte ihn in die Dämmerung der niedrigen Stube an den großen Stuhl, der da noch von ihres Vaters Zeiten stand, und setzte sich ihm gegenüber am Tisch und sah mit jammervollen Augen seine gebrochene Erscheinung, und sagte zweimal mit heiserer, hastiger Stimme: „Erzähl, Jan Guldt! Erzähl, Jan Guldt.“

Da war ihm, als wenn sie neben Eva Gött zugleich seine Mutter wäre, die ihn auch mit so hastigem Tone bei dem vollen Namen angerufen hatte. Er raffte sich im Stuhl auf und erzählte in stockender, unvollkommener Sprache alles, was er seit seinem Weggang erlebt hatte und legte seine Seele nackt und bloß; denn es war ihm in seiner großen Müdigkeit und bei dem wunderbar erregten Zustand seiner Seele immer noch, als wäre es wohl Eva Gött, doch auch zugleich die tote Mutter oder ein Engel Gottes, die alles hören dürfen. So erzählte er von seiner Begegnung mit den Hollmanns an der Blankeneser Brücke und am Oevelgönner Weg, dann von seiner Liebe zu Eva Gött und seiner Verzweiflung auf dem sandigen Feld; dann von den früheren Fahrten der Anna Hollmann unter dem alten, bösen Jan Guldt, von ihrem Bootsmann und ihrem jungen Passagier; dann wie der Sturm kam und der Tod; und wie er sich mit den beiden Gefährten aufgemacht hatte, bis vor Gottes Tür; dann die Rettung

aus den Wellen und der jahrelange Zustand der Betäubung und das schlimme Erwachen; und sagte dann still und ohne Bitterkeit: „Ich bin ganz ahnungslos ins Leben hineingegangen, in der Meinung, es wäre so, wie es von meinen Vorfahren, dem alten wilden Jan Guldt, dem Hollmannkaptän, und den wunderlichen einsamen, ehrlichen Leuten im Etzer Moor her, in mir sein Bild hatte. Ich hielt von Natur auf Gerechtigkeit, Treue, Ordnung und das mit heißem Herzen, und meinte, alle Menschen wären so, oder könnten und müßten so werden, und meinte, Gott passe auf diese Art, wie eine ordentliche Bauernfrau auf ihre Leute und auf die Töpfe in ihrer Küche. Aber ich mußte erfahren, daß die Menschen ihren eigenen Weg gehn und Gott sie laufen läßt. Das zu sehen und zu begreifen, wurde mir sehr schwer, ja unmöglich. Und so bin ich hart angestoßen. Am Ende müssen ja alle heißen und guten Menschen das, was ich erlebt habe, der Reihe nach erleben, glaube ich; aber mir ist es zu schwer geworden und zu hart gegangen . . . Unsre Vorfahren wurden leichter damit fertig. Sie lebten einsamer und stießen nicht so an die Menschen; und es war, als wenn ihre Augen gehalten waren: da sahen sie nicht die Ungerechtigkeit und stießen nicht gegen Gott. Wir aber sehen alle die Ungerechtigkeiten der Menschen und Gottes und alle die Brüche im Leben und quälen uns damit, daß es so hingeht. Es ist, als wenn Gott uns ferner und fremder gerückt ist, als hätte er vor, uns die Dinge, die Hollmanns und alles andre in der Welt,

schärfer sehn zu lassen, und den Plan, sie uns in eigne Verwaltung und Verantwortung zu geben, eine Veränderung, die so groß ist, daß wir fast in ein neues Wesen hineinkommen werden. Dies neue Wesen ist in mir freilich noch nicht geraten und wird auch wohl nicht geraten. Ich war so gewiß und froh, nah an Gottes Hand zu gehn, und kann nicht so allein gehn, wie viele Menschen können. Ich bin wie taumelig und unsicher auf den Füßen, wie nach einem schlimmen Sturz oder einer schweren Krankheit.“

Die letzten Sätze sagte er fast schon schlafend. Es waren offenbar Worte, in die er seinen heißen, wunderlichen Lebensgang und seinen jetzigen gottverlorenen Zustand vor sich selbst zu begreifen pflegte. Nachdem er sie stockender und unvollkommener, als sie hier wiedergegeben sind, gewissermaßen zu Ende aufgesagt hatte, stützte er beide Hände schwer auf die Lehnen des Stuhles und neigte den Kopf und schlief ein, wie ein Mensch, der am Ende seines Traumes wieder in ruhigen Schlaf hinübergleitet, und schlief wie ein Toter.

Sie hatte aufmerksam zugehört und alles mit erlebt; aber nebenbei stürmte immer, wie ein ältliches unschönes Weib, das wildrufend Feuerbrände warf, der Gedanke einher: „Wo ist mein Jan Guldt? Wo ist mein Jan Guldt? Wie selig war ich! Was ist mir dieser Mann, ohne Feuer in den Augen oder in der Stimme, oder im Herzen, ganz ohne Gott? Es ist irgendein alter Bekannter, der mich besucht; und kaum das, denn ich habe keine halbe Stunde in meinem Leben mit ihm geredet.“

In solchen Gedanken hatte sie während seiner Erzählung kurz und hastig vor sich hingeweint und weinte noch eine Weile, da er schon still war.

Als sie dann merkte, daß er schlief, beugte sie sich vor und suchte sein Gesicht deutlicher zu sehn, ob es nicht doch vielleicht der junge Jan Guldts wäre, den sie über alles lieb hatte. Da sie sein Gesicht bei der Dunkelheit, die nun völlig hereingebrochen war, nicht deutlich sehn konnte, stand sie geräuschlos auf, zog leise die Vorhänge vor den Fenstern zu, lief und holte Streichhölzer und entzündete die Hängelampe, alles in der leichten, geräuschlosen und sehr ordentlichen Art, wie sie es in ihrer schmucken kleinen Häuslichkeit täglich trieb. Dann setzte sie sich wieder auf den Stuhl und beugte sich näher. Als sie aber auch so noch nicht deutlich genug sah, da sein Gesicht auf die Brust herabgesunken war, glitt sie säuberlich vom Stuhl aufs Knie und sah nun in sein Gesicht und sah das rot-blonde Haar um die Schläfen leicht sich sträuben und die hellen Schweißtropfen darum und die kühne Nase und den festen Mund; aber mehr noch das Weh der langen Not und die bittere Mutlosigkeit, und begehrte in heißer Verzweiflung, den sie lieb hatte zu sehn, seine kühnen Augen und seinen wilden Mut, und rief leise: „Jan Guldts, Jan Guldts“; aber das Weh und die Mutlosigkeit nahmen nur zu.

Da bog sie sich zurück, schamübergossen; denn es war ein fremder Mann, und sie setzte sich ihm gegenüber, etwas steil und steif, und stieß die Hand immer

von sich, als wenn sie etwas rasch und weit von sich wies und stieß, und sagte immer leise zu sich selbst: „Nein, das ist er nicht! Ach nein, das ist er nicht. Ich kann doch nicht zwei lieben?! Nein, das kann ich nicht.“ Und sie saß so in stiller Not und Verzweiflung, während ihr Haar mit dem grauenden Morgen leise zu ergrauen schien, und er erwachte.

Er entschuldigte sich, daß er geschlafen hatte, und sprach dann dies und das mit ihr in gleichmütiger Weise, während sie behende und geräuschlos ein und aus ging und den Morgenkaffee bereitete. Nachdem er dann etwas gegessen und getrunken hatte, ging er fort, indem er sagte, daß er vor seiner Abreise noch einmal wiederkommen wollte.

Er kam auch noch einmal wieder, saß und erzählte von seinem Schiff und seinen Fahrten, besonders von ostasiatischen Häfen. Denn ihr Vater hatte dort viele Jahre an der Küste gefahren, bis sein Reeder ihn heimrief, da er merkte, daß Kapitän Gött immer nur zwei Drittel der Fracht für ihn lud, den Rest für die eigne Tasche. Sie zeigte ihm allerlei Dinge: Pfeile aus Formosa, ein Götzenbild, das der Alte aus einem chinesischen Tempel gestohlen hatte, und zierliche japanische Kästen, die er sich von den Kaufleuten hatte schenken lassen — er war nie für Kaufen und Bezahlen gewesen — und alte verblichene Hafenbilder. Er sah alles freundlich an und besprach sich mit ihr darüber; aber sie dachte immer: ‚Wenn er nur erst fort wäre!‘ Dann nahmen sie Abschied wie zwei Menschen, die vor zwanzig

Jahren mal Nachbarskinder waren, und nun mühsam verbergen, daß sie sich nichts zu sagen haben, und die versprechen, einander zu schreiben, und wissen, daß sie sich nichts zu schreiben haben. Was sollte sie mit dem fremden Mann Briefe wechseln?

Am achten Tage fuhr die Alberta wieder die Elbe hinunter. Sie stand mit kaltem Herzen vor ihrer Tür und dachte: ‚Gott sei Dank, daß er wieder davonfährt.‘ Und war ihm noch bitter und gram dazu, daß er das Bild zerstört hatte, das die Schönheit und das Glück ihres Lebens gewesen war, so daß sie nun so arm und leer wäre. Und hatte nach Frauenweise — wenn die Liebe aus dem Spiel ist — kaum einen Gedanken des Mitleids für den armen Teufel, dem das Leben ein so hartes Lied gesungen.

16

Sie fürchtete, daß er bald und häufig schreiben würde. Aber er blieb still. Da wurde sie allmählich wieder ruhiger. Es traf sich auch, daß ein schöner, sonnenreicher Sommer mit hellen, blauen Nächten kam. Die lockten sie heraus, und sie wanderte oft am späten Abend, wenn der Strand leerer wurde, an Bruhns Bootsplatz vorbei nach Nienstedten zu. Da griff sie mit leiser, zager Sehnsucht — wie sie denn, von ihrer Kindheit an, ihre Gedanken gern auf schöne zwecklose Reisen schickte — wieder nach jenem seligen Sommer, da

sie den Kopf nach ihm drehte und das Herz ihr an den Hals schlug, wenn sie ihn sah. Und allmählich fast, dank dieser schönen Abende und Nächte, die mit weiten blauen Flügeln über dem weiten Strom hingen, glitt das Bild des hageren, verwitterten, mut- und klanglosen Mannes, der wie eine unwahrhaftige Erscheinung an ihrem Tisch gesessen hatte, wie in der blauen Nacht zur Seite und rückwärts, und das andere, das schöne, wilde, heiße, glitt erst wogend vor ihrer Seele vorüber, auf und ab. Und dann stand es wieder da in alter süßer Herrlichkeit.

So verging dieser Sommer. Da kam ein Brief von ihm aus New York. Sie erschrak sehr darüber, und gar als sie sah, daß er Inhalt hatte, daß er etwas Wichtiges zu berichten hatte. Er schrieb, sein früherer Gönner und Kapitän hätte ihn ehemals viel mit Fahrten unterhalten, die er für eine geographische Gesellschaft nach Alaska und daherum gemacht hatte, und hätte ihn jetzt aufgefordert, die nächste Fahrt — sie würde in Abständen von drei Jahren ins Werk gesetzt — mit ihm zu machen. Er hätte in seinem frühern langjährigen bedrückten Zustand den Darstellungen des Kapitäns gleichgültig zugehört; jetzt aber hätte er große Lust zu dieser Fahrt in den Schnee. Diese Lust bedeute wohl, daß unter der Asche noch etwas altes Feuer in ihm wäre und wieder hervorbräche, und was an ihm läge, so hätte er nicht die Absicht, dies erwachende Feuerlein da oben abkühlen zu wollen, sondern vielmehr die andre, es dort leuchten zu lassen, so hell und

heiß es denn könne. Denn sicher sei ihm doch in seiner Seele, daß Gott die Leute liebe, die Feuer hätten. Sie müßten es ihm aber nicht grade vor der Tür oder unter den Füßen anlegen, sondern in einiger Entfernung, unter dem Glanz seiner Augen und unter dem Schutz seiner Hände, die er darüber hielte, daß es hell und schön brenne.

Nachdem sie diesen Brief gelesen hatte, kam wieder die alte völlige Seligkeit über sie, ja eine noch größere als früher. Sein Bild stand nun wieder in herrlichem Glanz, nur daß, da sie ihn als reifen Mann gesehen hatte, sein frisches Jungmannsbild eine etwas festere Art annahm, so, als wäre es von einem ernsteren und wahrhafteren Maler gemalt, der auch auf Runzeln und Narben hält.

Und man könnte nun wohl gar denken, daß es, wenn er noch einmal wiedergekommen wäre, gar noch eine Hochzeit gegeben hätte. Aber so lag und stand es doch bei weitem nicht. Es kam ihr nicht ein einziges Mal in den Sinn, an solchen Fall zu denken. Mit Jan Guldt macht man keine Hochzeit. Mit einem Menschen, der solche Dinge erlebt hat. Mit einem Bild, und einem Bild in Goldrahmen. Er war ihr zur Mythe geworden. Das Wiedersehen damals hatte die Mythe verwirrt, wie ein Stein, vom Lauf eines einsamen wandernden Wildes geworfen, den Spiegel des stillen Waldteichs verwirrt. Dann glänzt er wieder in seinem unbewegten stillen Glanze.

Darum machte es auch weiter keinen Eindruck auf

sie, als Karl Kröger ihr eines Tags erzählte, daß er erfahren hätte, daß Jan Guldts gestorben wäre, wie es schien, nicht auf jener Alaskareise, sondern auf irgendeiner andern Fahrt im Stillen Ozean.

Von nun an war sie wieder völlig guter Dinge. Das Bild des Kranken, Tauben, Kühlen, der sie einmal besucht hatte, erlosch ganz. Sie sah ihn mit seinen ernstesten, feurigen Augen und seiner schönen Stimme, das rote Seidentuch des alten Senators um den schlanken Hals, auf Rudi Kley's Boot am Strand sitzen, und verspann und verwob ihn in spielenden, schön gleitenden Gedanken mit dem ernstesten Mann, der mit denselben feurigen Augen über die Schneefelder fuhr, und mit dem, der mit stillem, bleichem Gesicht, aber hinter den geschlossenen Augen noch das alte heiße Feuer, über die Relling glitt. Das alles verspann sie miteinander. Über solchem eifrigen Spinnen und schönem seelischen Hantieren — wie man einer Frau wohl ansehen kann, daß sie einen guten Mann hat — wurde sie gar hübsch von Angesicht und sah mit ihrem hellen, strähnigen, blonden Haar, das ein wenig ins Rotblonde und Graue spielte, und ihren feinen roten Wangen so schön vollfarbig aus wie eine Goldreinette, wenn sie im September rund und fallreif am stillen Baum hängt. Und ihr Haus und Garten war der sauberste in Oevelgönne, was nicht wenig sagen will.

E n d e



434. — 444. Tausend

GUSTAV PRENSSEN

*Peter Moors Fahrt
nach Südwest*

Ein Feldzugsbericht

G R O T E

Alle Rechte vorbehalten. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung Hamm.
Copyright 1906 by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung Berlin.
Umschlagbild: Hans-Ulrich Brebach, Hamm. Einband und Umschlag-
beschriftung: Robert Fuchs, Hamm. Druck: Emil Griebisch, Hamm.
Printed in Germany 1953.

Als ich ein kleiner Junge war, wollte ich Kutscher oder Briefträger werden; das gefiel meiner Mutter sehr. Als ich ein großer Junge war, wollte ich nach Amerika; da schalt sie mich. So um die Zeit, als die Schuljahre zu Ende gingen, sagte ich eines Tages, ich möchte am liebsten Seemann werden; da fing sie an zu weinen. Meine drei kleinen Schwestern weinten auch.

Aber am Tage nach meiner Schulentlassung stand ich, ehe ich recht bedachte, was mit mir geschah, in meines Vaters Werkstatt am Amboß, und unser Geselle, der aus Sachsen zugewandert war und schon lange Zeit bei Vater arbeitete, sagte: „Siehst du — da stehst du! Und da bleibst du stehn, bis du grau wirst“, und lachte. Da wir gerade eine gute Arbeit hatten, nämlich vor einem schönen Neubau an der Breiten Straße Tor und Gitter machten, gab ich mich zufrieden und blieb also die drei Jahre in der Werkstatt meines Vaters und arbeitete mit ihm und dem Gesellen und ging abends in die Gewerbeschule. Ich bekam zweimal einen ersten Preis.

Im zweiten Jahr meiner Lehrzeit, in meinem siebenzehnten Lebensjahr, traf ich auf der Straße Heinrich Gehlsen, den Sohn vom Lehrer Gehlsen, der früher bei uns angestellt war und jetzt Hauptlehrer in Hamburg ist, mit dem ich als Junge zuweilen gespielt hatte.

Er war einige Jahre älter als ich und war nun Student in Kiel. Während wir zusammen die Breitenburger Straße hinuntergingen, erzählte er mir, daß er im Herbst 1903 als Einjähriger beim Seebataillon eintreten wolle. Ich fragte: „Warum willst du gerade da eintreten?“ Er sagte: „Es ist eine feine Truppe. Und dann ist es möglich, daß man einmal auf Reichskosten nach Übersee kommt. Denn wenn in irgendeiner unserer Kolonien ein Aufstand ausbricht oder sonst in der weiten Welt was los ist, kommt zu allererst das Seebataillon unterwegs.“ Ich sagte nichts weiter dazu; aber ich dachte in meinem Sinn, daß ich später auch zum Seebataillon gehen könnte. Ich war schon einige Male in Kiel gewesen; und ich mochte auch die Uniform wohl leiden. Auch gefiel mir, was er von Übersee gesagt hatte. Ich wußte aber damals noch nicht, wie ich das Ding anfassen sollte.

Aber im nächsten Jahr erfuhr ich eines Tages von einem älteren Schulkameraden, der in Kiel bei den Fünfundachtzigern diente, daß das Seebataillon Dreijährig-Freiwillige annähme. Da fragte ich am selben Abend meinen Vater, als ich beim Aufräumen war und er mit seiner halblangen Pfeife durch die Werkstatt ging, um ein wenig die Straße entlang zu sehen, wie er abends zu tun pflegte, ob ich mich melden solle. Ihm gefiel das wohl; denn er hatte es bei den Einunddreißigern in Altona bis zum Unteroffizier gebracht. Er sagte also nichts weiter als: „Deine Mutter wird vor dem Wort ‚See‘ bange werden.“ „Ja“, sagte ich, „aber

sie hat doch die drei Mädchen.“ „Geh hin“, sagte er, „und stelle es ihr vor; sie ist in der Küche.“ Indem kam sie schon aus der Küche in die Werkstatt und sagte mißtrauisch: „Was steckt ihr noch die Köpfe zusammen?“ Sie meinte: weil es schon Feierabend war und die Arbeit getan. Mein Vater sagte: „Der Junge will sich freiwillig beim Seebataillon in Kiel melden; du mußt nicht bange werden: das Bataillon heißt nur darum so, weil es die Seefestung verteidigen muß. Und außerdem: wenn er sich nicht freiwillig meldet, kommt er vielleicht an die russische Grenze; und das ist weit weg.“ Da ging sie still in die Küche und sagte nichts weiter dazu und gab mir im Herbst die Wäsche mit, alles heil und rein, wie es sich gehört; das meiste war neu. Und sie war ganz zufrieden, weil Kiel noch nah' bei Itzehoe liegt. Auch hatte ihr unser Kaufmann, der in Kiel Verwandte hat, erzählt, daß viele gute Handwerkersöhne im Seebataillon dienen.

Ich war gerne Soldat, besonders nachdem wir die Ausbildung hinter uns hatten. Wir hatten lauter ordentliche Leute auf der Stube, und der Unteroffizier, der ein Schleswiger war, war nur dann ungemütlich, wenn einer faul oder dreckig war. Den Leutnant taxierten wir damals nicht richtig. Wir meinten, er wäre für einen Offizier zu zart. Aber nachher haben wir erkannt, daß er ein Held war.

Am Anfang meines zweiten Dienstjahres, in den Weihnachtstagen 1903, war ich auf Urlaub bei meinen Eltern in Itzehoe und tanzte am zweiten Weihnachtstage auf dem Ball mit Maria Genthien. Ich kannte sie ein wenig von meiner Kindheit her; aber ich hatte sie nachher niemals wieder getroffen; ich wußte auch nicht, daß sie seit zwei Jahren in Kiel in der Holtenauer Straße diente. Als wir zum drittenmal miteinander tanzten, lachten wir uns an und sagten beide zu gleicher Zeit: „Das geht schön!“ Wir dachten aber mit keinem Gedanken daran, daß es eine ernste Sache werden könnte. Am Tage nach Neujahr ging ich wieder nach Kiel in den Dienst.

Vierzehn Tage später, am Abend des 14. Januar, ging ich mit Behrens und einem andern Kameraden durch die Dänische Straße; da kam Gehlsen uns entgegen, der nun wirklich als Einjähriger diente und bei

meiner Kompanie stand, und sagte zu mir: „Hast du schon gelesen?“ Ich sagte: „Was denn?“ Er sagte: „In Südwestafrika haben die Schwarzen feige und hinterücks alle Farmer ermordet, samt Frauen und Kindern.“ Ich weiß ganz gut in der Erdkunde Bescheid; aber ich war erst doch ganz verwirrt und sagte: „Sind diese Ermordeten deutsche Menschen?“ „Natürlich“, sagte er: „Schlesier und Bayern und aus allen andern deutschen Stämmen, und auch drei oder vier Holsteiner. Und nun, was meinst du, wir vom Seebataillon . . .“ Da erkannte ich plötzlich in seinen Augen, was er sagen wollte. „Wir müssen hin!“ sagte ich. Er hob die Schultern: „Wer sonst?“ sagte er. Da schwieg ich eine kurze Weile; es ging mir sehr viel durch den Kopf. Dann war ich damit fertig und sagte: „Na, denn man zu!“ Und ich freute mich. Und ich sah im Weitergehen die Leute an, die des Weges kamen, ob sie vielleicht schon wüßten und uns anmerkten, daß wir nach Südwest gingen, um an einem wilden Heidenvolk vergossenes deutsches Blut zu rächen.

An einem Vormittag war es wirklich soweit. Der Major hielt auf dem Hof der Kaserne eine Rede: das und das wäre draußen geschehen; es sollte ein Bataillon Freiwilliger geschickt werden; wer mit wolle. Da traten wir fast alle vor. Die Ärzte untersuchten uns, ob wir für den Dienst in den Tropen fähig wären. Sie fanden mich brauchbar. Am selben Nachmittag schon bekamen wir in den niedrigen Stuben der Kammer die gelben Langschäftigen ausgeliefert, dazu die kurze

blaue Jacke oder Litewka. So ausgerüstet gingen wir sogleich in die Stadt.

Was war das für ein Zunicken und ein Anreden! Während sonst Soldaten, die sich nicht kennen, stumm und ohne Gruß aneinander vorübergehen, wurden wir jetzt von allen angeredet. Die Fünfundachtziger waren sehr zurückhaltend, weil sie zu Hause bleiben mußten; die Matrosen sprachen mit Würde, als wenn jeder von ihnen dreimal um die Welt gefahren wäre. Auch viele Bürger redeten uns an, sagten, es würde eine sehr interessante Fahrt werden und es würde eine angenehme und schöne Erinnerung fürs ganze Leben bleiben, und wünschten uns gute Heimkehr.

Am andern Tage, als wir in der folgenden Nacht mit der Bahn nach Wilhelmshaven abreisen sollten, kamen Vater und Mutter auf zwei Stunden von Itzehoe herüber. Ich holte sie vom Bahnhof ab und ging ein wenig mit ihnen die Holstenstraße entlang bis nach dem Schloßplatz. Mein Vater fragte dies und das, ob da wilde Tiere wären, ob die Feinde schon alle Gewehre hätten, oder ob sie noch mit Pfeil und Bogen schössen, ob es dort sehr heiß und fiebrig wäre und dergleichen. Ich konnte nicht viel darauf antworten; denn ich wußte alles dies nicht. Ich nahm aber an, daß es so wäre, wie er sagte, und gab ihm in allem recht. Wir saßen eine Stunde in einer Wirtsstube in der Nähe des Bahnhofs, sahen aus dem Fenster nach den Leuten, die vorbeigingen, und sagten nicht viel. Meine Mutter schwieg fast ganz. Sie starrte mit großen, steifen Augen auf

den Fußboden und wenn sie aufsah und mich mit ihren Augen streifte, sah sie mich an, als ob sie mich das letztemal sähe. Als es Zeit wurde, brachte ich sie wieder nach dem Bahnhof.

Als der Hamburger Zug kam und sie einsteigen mußten, bat mich mein Vater, ich möchte ihm irgendeine Kleinigkeit mitbringen, ein Horn, oder einen Schmuck der Feinde, oder so was. Ich glaube: das hatte er sich aufgespart, damit er im letzten Augenblick etwas zu sagen hätte. Meine Mutter aber umarmte mich plötzlich mit Weinen. Da sie mich seit meiner frühesten Kindheit niemals mehr umarmt hatte, erschrak ich und sagte: „Was tust du, Mutter?“ Sie sagte: „Ich weiß nicht, mein Sohn, ob ich dich wiedersehe.“ Ich lachte und schüttelte ihre Hände und sagte: „Es ist ja gar keine Gefahr! Ich will schon wiederkommen!“ Die Eltern von Behrens waren auch auf dem Bahnhof.

Als ich im Dunkeln nach der Kaserne zurückkam, war da ein großes Leben. Eltern, Geschwister, Verwandte, Bräute und Bekannte waren gekommen; sie tanzten und tranken und redeten. Da war einer, der hatte das Eiserne Kreuz von 70 her, ein älterer Mann und Vorarbeiter auf der Werft; dessen Jüngster ging mit hinaus. Der stand auf und sprach einige Worte von Fahneneid und Tapferkeit, so, als wenn es gegen einen ernsthaften Feind ginge; aber wir hörten ihm doch gerne zu. Ja, wir wurden von seinen Worten Feuer und Flamme und vergaßen gern, daß wir wußten, es ginge gegen Flitzbogen und Holzkeule. Wir wollten

ehrlieh streiten, und wenn es sein mußte, auch sterben für die Ehre Deutschlands.

Um Mitternacht nahmen wir auf dem Hofe Aufstellung und gingen dann mit vollen Kapellen durch die Stadt.

Wenn ich hundert Jahre alt werde, so vergesse ich doch niemals diese nächtliche Stunde, als Tausende von Menschen mit uns zogen und in unsere Sektionen drangen, uns anriefen, grüßten und winkten und Blumen auf uns warfen und unsere Gewehre trugen und uns zum Bahnhof brachten. Der Platz vor dem Bahnhof war schwarz von Menschen.

Auf der Bahnfahrt nach Wilhelmshaven schlief und döste ich so vor mich hin. Auch die andern waren müde. Als wir ankamen, ging ich mit einigen andern in eine kleine Wirtschaft nicht weit vom Hafen und bekam für viel Geld ein wenig schlechtes Essen. Um vier Uhr nachmittags traten wir wieder an und gingen unter dem Zuschauen vieler Menschen, die aus der ganzen Umgegend zusammengelaufen waren, zu zweien, mit voller Bepackung, die lange, schmale Holztreppe hinauf, die vom Kai auf das hohe Schiffsdeck führte. Es war ein heller, bitterkalter Wintertag.

Wir stiegen zwei kurze Treppen hinunter und kamen in einen ziemlich großen, niedrigen Raum, der so ganz und gar und so dicht mit Bettstellen belegt war, daß wir uns wunderten. In zwei Stockwerken standen sie über- und unter- und hart beieinander. Sehr schmale Gänge liefen zwischen ihnen hin und an den Wänden entlang. Ich bekam ein unteres Bett.

Da stellten und legten wir nun an und über unser Bett alles hin, was wir hatten: Gewehr, Tornister und Kleidersack. Und packten und hantierten und standen inzwischen an den Bullaugen und sahen aufs Wasser und waren sehr lebhaft und guter Dinge, wie immer in einem neuen Quartier; und wurden nur fortwährend durch das Zittern, das vom Gang der Maschine her durch das ganze Schiff ging, erinnert, daß dies, unser Quartier, uns in die weite Ferne trug. Wir aßen im selben Raum, an der Seite, an langen Tischen, und bekamen an diesem Abend Erbssuppe und Kaffee.

Nachher ging ich noch einige Zeit hinauf und stand im Windschutz der ersten Kajüte an der Reling und sah nach der Küste hinüber. Ich sah aber im Dunkeln nichts weiter als von den Lichtern des Schiffes einen gelblichen, wirren Schein in schwarzen, schwer rauschenden Wellen, und in der Ferne einige stillstehende Lichter, wohl von Leuchttürmen oder Feuerschiffen;

und am Himmel die Sterne. Da wurde ich von dem Gedanken bedrückt, daß ich fortgebracht würde und mich nicht dagegen wehren könnte und in der Fremde vielleicht Furchtbares erleben müßte. Ich fand aber Hilfe, als ich vor Gott gelobte, daß ich gut und fröhlich und mutig sein wolle, was mir auch geschähe.

Am andern Morgen sahen wir nichts als weites, dunkelgraues Meer, soweit das Auge sah. Am Horizont standen einige Rauchwolken und einige kleine Segel. Wir gingen zum Appell an Deck und bekamen alle auf unsern linken Arm einen Anzug aus leichtem braunem Leinen, das Khaki heißt, und große, topfartige, hellbraune Helme aus Kork, sogenannte Tropenhelme. Wir wunderten uns und lachten und gingen in unsern Schlafraum und probierten die Helme und machten viel Unsinn. Nachher befestigten wir Knöpfe an die Anzüge. Wir standen aber viel an den Bullaugen und sahen hinaus. So waren wir den ganzen Tag sehr tätig. Einige schrieben schon die ersten Ansichtspostkarten.

Am Spätnachmittag stand ich noch längere Zeit mit Heinrich Gehlsen vorn an der Back und redete mit ihm über die Kinderzeit. Nachher kamen noch einige andere Einjährige, davon der eine ein Arzt war — wie ich nachher erfuhr — und fingen an mit ihm zu reden. Da sie aber begannen, von gelehrten Dingen zu sprechen, ging ich fort. Ich bin nachher häufig mit Gehlsen zusammengekommen. Er war nur klein von Figur und von Gesicht zart; aber es stak ein ganzer Mann in

ihm. Er war auch nachher im Busch umsichtig, anschlagig und tapfer.

Am zweiten Tag standen wir lange an der Steuerbordreling und sahen nach der Küste von England hinüber, welche, gar nicht fern, mächtig schroff und stark aus dem Wasser aufstieg, und nach den Fischerbooten, welche mit ihren grauen oder schwarzen Segeln in großer Zahl auf dem weiten, bewegten Meer lagen. Als ich dies große, weite Bild sah, dachte ich daran, daß wohl so klein und noch kleiner jene Fahrzeuge gewesen waren, mit denen einst vor tausend und mehr Jahren unsere Vorfahren dicht über den Wogen, ja fast zwischen ihnen, diesen rauhen Weg übers Meer gefahren waren, den wir jetzt fahren; und ich malte mir die wilden Kämpfe aus, die sie bestanden hatten, ehe sie oben auf diesen hohen, starken Ufern Hütten gebaut und Heimat gefunden hatten. An dies alles dachte ich und freute mich, daß ich einen so guten Lehrer gehabt hatte und daß ich wohl als der erste von allen, die mit mir die Itzehoer Volksschule besucht hatten, diese Gegend mit meinen Augen sah.

Als ich noch so stand, ging der Stabsarzt an mir vorüber; neben ihm ging ein Oberleutnant zur See. Sie wollten wohl einen Matrosen besuchen, der krank war. Wir hatten nämlich auch ein Kommando Matrosen an Bord, welches zum Ersatz für den Habicht hinausfuhr. Sie blieben eine Weile nicht weit von mir an der Reling stehen und ich hörte, wie der Oberleutnant zu dem andern sagte: „Wir Seeleute denken

anders über die Engländer als die Menschen drinnen im Lande: Wir treffen sie in allen Häfen der Erde und wissen, daß sie die respektabelsten Leute sind. Da hinter den hohen Kreidefelsen wohnt doch das erste Volk der Erde, weltklug, tapfer, einig und reich. Wir aber? Eine ihrer Eigenschaften haben wir von alters her: die Tapferkeit. Eine andre gewinnen wir langsam: den Reichtum. Ob wir den Rest jemals bekommen: das ist unsre Lebensfrage.“ Ich wunderte mich über das Wort. Aber nachher sprachen auch die alten Afrikaner, die ich kennenlernte, mit großer Hochachtung von den Engländern.

Das Wetter war kalt, hell und windig. Wir sahen kleinere Schiffe auf den Wogen auf- und niedergehen; aber unser großes Schiff rührte sich nicht viel, und es waren nur einige ein wenig seekrank. Ich konnte es nicht ertragen, das lange, lange Deck entlang zu sehn, wie es sich langsam ein wenig hob und dann wieder hinunterging. Es erschien mir so unvernünftig und unglaublich, und es legte sich ein Druck auf den Vorderkopf und auf den Leib. Auch andern ging es so. Aber wenn ich mich dann zusammennahm und mich aufrichtete und hin- und herging und weit übers Meer sah, verging es wieder. Aber als wir aus dem Englischen Kanal heraus und in das Gebiet der Biscaya kamen, da wurde es plötzlich schlimm.

Ich stand gerade in Gedanken vor meinem Bett, Behrens neben mir; wir besahen gemeinsam ein Bild

seiner Eltern, das sie ihm mitgegeben hatten. In dem Augenblick hob und schob sich ganz plötzlich der Boden schräg unter unsern Füßen, während im gleichen Augenblick ein mächtiges Krachen, Klirren, Fallen und Schreien von überall her kam und wir beide übereinander und über das Bett fielen und mit Armen und Beinen nach allen Richtungen Hilfe und Stützen suchten. Mühsam kamen wir wieder hoch und griffen nach den eisernen Stangen, welche die Bettstellen trugen, und torkelten, indem nun die andere Seite des Schiffes gewaltig hoch fuhr, gegen die andere Bettreihe; und strebten aus den Bettreihen heraus, als wenn da Rettung wäre. Ich hatte aber erst wenige Schritte gemacht, da war mir zumute wie damals, als ich zwölfjährig die erste Zigarre geraucht hatte. Ein Druck lag mir schwer auf dem Kopf, und mein Magen stieg und stieg zum Hals hinauf. Mein ganzer Mut und all meine Lebenslust waren weg, und Angstschweiß tropfte mir von der Stirn. Da ging ich taumelnd und kläglich den Gang wieder zurück und warf mich auf mein Bett. Es war nur gut, daß ich nicht in ein oberes Bett hinauf mußte.

Es war eine schlimme Nacht. Wenn ich jetzt, nach zwei Jahren, daran denke, wird mir noch wieder schlimm zumute und ich muß schlucken. Was war das für ein Gespuck und ein Gewürgel! Viele jammerten, als ob ihr letzter Tag gekommen wäre. Bloß einer, der ja wohl von der Kinderflasche an Seewasser getrunken hatte oder auf irgendeine andere Art einen ausgepichten

Magen hatte, lachte zuweilen auf, und zwar so heimlich und von Herzen, als wenn unter lauter heulend Verdammten ein Engel lacht, aus seiner schönen und sichern Seligkeit heraus.

Als ich gegen Morgen aus schwerem, dumpfem Schlaf erwachte, war es etwas ruhiger. Doch stöhnten noch viele. Der Ausgepichte aber pfiff leise und gemütlich. Da wurde ich zornig und überredete mich und nahm all meinen Willen zusammen und achtete auf das Hin- und Herfallen des Schiffes und dachte: ‚Sieh! Hier geht es hin, da geht es hin. Es kann nicht anders. Es muß so. Und alles, was dran und drin ist, muß mit. Es kann nicht anders sein und es ist nichts dagegen zu machen, und daß man sich dagegen auflehnt, ist ein Unsinn. Geh hier hin! So! Kannst du nicht weiter? Dann geh dahin! So! Kannst du nicht weiter? Dann geh wieder nach der andern Seite!‘ So redete ich und wurde munter; und hörte dem Ausgepichten zu und merkte, daß er gut im Takt pfiff, in dem das Schiff hin- und herging.

Da merkte ich, daß es besser mit mir wurde, und gleichzeitig, daß eine schreckliche Luft im Raum war. Ich setzte mich bedächtig aufrecht im Bett, dann nahm ich vorsichtig die Füße herunter. Dreimal stellte ich mich auf die Füße, und dreimal setzte ich mich wieder hin. Dann ging ich stolpernd und ganz langsam und vorsichtig, als hätte ich einen Magen von dünnem Glas, und kam glücklich hinaus. Ich tappte mit beiden ausgestreckten Armen nach der Reling und fiel gegen

sie und atmete die frische Luft und starrte dumm und dumpf in den nachtgrauen Morgen.

Und da, als ich so stand und auf das Zittern des Schiffes und auf sein schweres Wiegen achtete und auf die großen, schwer aufruschenden und schäumenden Wogen starrte, hatte ich noch wieder ein besonderes Glück. Ich sah, nicht weit von unserm Schiff, einen mächtigen Segler dahingleiten. Alle seine ungeheuren Segel hoch, lag er schräg vorm Wind, daß ich im grauen Morgenschein das ganze Deck sehen konnte und den Steuermann im dicken Mantel so recht gemütlich auf dem Skylight sitzen sah, die kurze Pfeife im Mund. Es hob und senkte sich, von der Back bis zum Heck, schwer und machtvoll; aus zwei Fenstern kam heller Lichtschein. So zog es, eine mächtige Erscheinung, wie voll von einer ruhigen, großen Seele, lautlos, schön und mühelos im dunkelgrauen Morgen die dunkle, wilde Meerbahn. Ich habe niemals etwas Schöneres gesehen, von Menschen gemacht. Und ich wurde gesund davon.

Es wurde nun Tag für Tag wärmer. Nicht weil der Frühling kam, sondern weil wir immer weiter nach Süden fuhren und die Sonne also immer senkrechter auf uns fiel. Die Sonne strahlte, das Meer war wieder ruhig. Wir waren vormittags sehr fleißig. Es war überm Heck ein Balken aufgestellt, der an seinem oberen Ende eine Scheibe trug; danach schossen wir mit unseren neuen Gewehren. Die Offiziere schossen auch, jeder mit seinem Revolver; und jeder prahlte mit seiner Waffe. Nachmittags saßen wir auf dem Deck umher,

reinigten die Gewehre oder flickten oder wuschen und unterhielten uns und sangen dazu. Abends saßen wir im Kreise und erzählten uns Kasernengeschichten aus Kiel, oder es erzählte jeder aus seiner Heimat. Einige Schelme konnten Stücke vortragen, die sie gelernt hatten oder aus der Luft griffen. Es ging alles auf Hochdeutsch. Sie neckten uns Holsteiner aber, weil wir das „s“ so zwischen die Lippen nahmen, als wäre es eine Nadel. Ich freute mich, daß wir Schleswig-Holsteiner an Bord zufällig lauter ordentliche Leute waren. Es gibt ja auch in unserer Provinz kümmerliche Menschen.

Wir sprachen natürlich auch viel über die nächste Zukunft und ärgerten uns sehr, wenn wir daran dachten, daß der Aufstand vielleicht niedergeschlagen sein könnte, wenn wir einträfen, und wir also vielleicht gar nicht von Bord kämen. Wir wollten doch wenigstens das Land betreten haben und nachher zu Hause von den afrikanischen Urwäldern, Affenherden und Antilopenrudeln erzählen können und von Strohhütten unter hohen Palmenschatten.

Einige spielten immer Skat. Ihr Eifer wurde immer größer, ihre Karten immer schmutziger. Es war ihnen ganz einerlei, was um sie vorging. Ob wir zu ihnen sagten: „Ihr da, da sind fliegende Fische zu sehen! Sie schwenken ein wie Schwadronen!“ Oder: „Ein großer englischer Dampfer kommt vorüber!“ Oder: „Ihr da, seht mal auf, wie schön die Sonne untergeht: das ganze Meer bis zu ihr hin ist goldgrün, und jede Welle

hat einen blauschwarzen Kamm.“ Oder: „Wir sehen den Rücken von einem Walfisch!“ Oder: „Habt ihr schon Meerleuchten gesehen? Geht doch mal nach dem Heck und seht, wie die aufbrodelnden Wellen ganz voll von warmem, rotem Feuer sind.“ Aber sie sahen nicht auf. Sie schüttelten ärgerlich den Kopf; oder sagten: „Guck dir das man genau an!“ und spielten weiter. Sie spielten um nichts.

Es waren ziemlich viele Kleine und ganz Junge unter uns, zwanzig Jahre alt und noch darunter. Ich glaube, von ihnen hatte mancher schweres Heimweh. Und einige von ihnen erschranken, so schien es mir, über alles Neue, das sie sahen. Es war ihnen verwunderlich und fast unheimlich und sie wurden immer stiller. Ich dachte darüber nach: wie wohl diese so Jungen, so Stillen sich machen würden, wenn wir jetzt in einen wirklichen, harten Krieg hineingingen. Wir gingen in einen wirklichen, harten Krieg hinein. Sie haben sich alle gut gemacht.

Andere saßen in einer Ecke und übten stundenlang, eine Kapelle zustande zu bringen. Der eine hatte einen Kamm quer vorm Mund, der andere klapperte mit Holzstücken, der dritte pfiß durch die Finger; unsere Spielleute lieferten Flöte und Trommel. Ein kleiner Schlesier war der Hauptmakker. Er war es auch, der an jedem Abend die Lieder anstimmte, die wir zusammen sangen. Und besonders war es ein Lied, das wir sangen, daß es weit und traurig übers Meer klang: ‚Nach der Heimat möcht’ ich wieder.‘ Wenn ich jetzt

im Geist die einzelnen Gesichter sehe, die es damals sangen, wird mir das Herz still, und ich muß die Lippen zusammenpressen.

Es wurde immer wärmer und sonniger. Wir kamen in die Höhe der Straße von Gibraltar. Wir zogen die blauen Anzüge aus und zogen die leinenen braunen Khakisachen an. Immer, Tag und Nacht, zitterte das Schiff vom Gang der Maschine, wie der menschliche Körper vom Schlag des Herzens. Gott mag wissen, wievielmals sie sich gedreht hat. Das Meer war immer gleichermaßen sonnig, scheinend weithin. So jagten wir nach dem Süden, immer weiter, Tag und Nacht. Ich wunderte mich, wie groß die Welt war. Eines Tages sah ich auf der großen Karte, welche an der Treppe hing und auf welcher die tägliche Stellung unsres Schiffes bezeichnet war — wir standen oft in Haufen vor dieser Karte —, daß nun bald die Insel Madeira kommen mußte.

Und am andern Morgen schon, in aller Frühe, als ich sofort nach der Back ging, um Ausschau zu halten — viele standen schon da —: da lag vor uns, nicht mehr fern im Meer, ein buntes Eiland. Es erhoben sich rauhe Felsen, breit, wuchtig und kahl, von denen der mittlere alte, breite Festungsmauern als schwere Krone trug. Davor aber, vom Strand sanft aufsteigend, breitete und dehnte sich eine ziemlich große Stadt von weißen, plattdachigen Häusern, die sich weiter nach oben hin, rund zu Füßen der alten Feste, in üppigem Grün, in Wäldern und Blumenfeldern verlor.

Immer näher kamen wir dem schönen Wunder. Wir standen und staunten und glitten in die Bucht hinein, wie neugierige Kinder dem Bilderbuch näher-rücken, bis wir dicht davor waren. Da hörten wir auf das Schreien und Zurufen unter uns und sahen unter uns Boote dicht am Schiff, deren Insassen aussahen wie Italiener, dunkelbraun von Haut und bunt gekleidet. Sie standen aufrecht in Booten und hielten Fruchtkörbe in die Höhe und riefen zu uns hinauf. Wir kauften aber nichts, da wir wußten, daß wir an Land kommen würden.

Am Vormittag noch ging ich mit vielen andern die schmale Holzterappe hinunter, die draußen an der Schiffswand hinabgelassen war, und stieg in eins unsrer großen Boote und wurde an Land gerudert. Wie war alles neu! Und wie war alles bunt! Unser Leutnant hatte uns gewarnt: „Ich will euch was sagen: Kauft nicht so dumm drauf los! Es ist nicht alles, was bunt ist, schön und echt. Und nehmt euch mit dem Wein in acht!“ Aber es dauerte nicht lange, da standen hier zwei, dort drei, dort fünf und sechs in den weit geöffneten und niederen Läden und kauften für ihre Schwestern und Bräute Blusen und Tücher, alles aus leuchtender Seide in allerschönsten Farben. Und sie riefen mich an und sagten: „Du mußt doch auch ein Andenken mitbringen, Moor. Vielleicht ist der Auf-stand vorbei, wenn wir in Swakopmund ankommen und wir kommen gar nicht an Land. Wenn du dann nachher zu Hause sagst, du wärest auch mitgewesen

und hast nichts aufzuweisen, glaubt es dir keiner.“ Da schien mir richtig, was sie sagten, und ich ging hinein und kaufte zwei kleine seidene Halstücher für die beiden ältesten Schwestern; denn einen Schatz hatte ich nicht, und meine Mutter würde so Buntes niemals anlegen. Als wir endlich wieder herauskamen, ging gerade der Leutnant vorüber, der vorhin so großartig von „Ich warne euch“ geredet hatte, und hatte auch schon ein Paket in der Hand, und ich mußte ein wenig lachen und er lachte auch.

Es war überhaupt, als wenn wir alle, sobald wir das Land betreten hatten, von lieblichem Wein trunken waren: so schön hell und weich schien die Sonne und so prächtig glänzte alles in Farben und so fröhlich waren die Menschen. Ich dachte: ‚Mach deine Augen auf, daß du jetzt etwas siehst; wer weiß, ob du noch einmal im Leben wieder fort kommst.‘ Ich ging durch mehrere Straßen und wunderte mich über alles, was ich sah, so über das langohrige Pferd, das vor seinem Karren ging, und erkannte plötzlich, daß es ein Maultier war, das ich zuweilen auf Bildern gesehen hatte. Ich besah die fremden Worte auf den Schildern der Läden und merkte mir am Inhalt des Ladens einige Worte. Ich sah nach den Frauen in bunten Kopf- und Schultertüchern und nach den Männern, die breite Schärpen um den Leib trugen; wunderte mich über den Stolz um den Mund und das dunkle Feuer im Auge. Ein Soldat kam langsam des Weges, ein schöner Mensch, aber in schlampiger Uniform. Er

legte die Hand an die Mütze und sah mich freundlich an; da grüßte ich ihn ebenso.

Nachdem ich so eine Weile allein gegangen war, kam ich wieder an den Strand und fand einige Kame-raden in einer offenen Weinstube sitzen, dicht an der Straße, fast auf dem Bürgergang. Sie saßen um kleine Tische und schrieben eifrig Ansichtspostkarten und tranken dabei aus kleinen Gläsern. Ich setzte mich zu ihnen, winkte und bekam auch ein Glas und schrieb auch eine Karte an meine Eltern. Ich wollte auch noch an meinen Onkel in Hamburg schreiben, aber ich kam nicht dazu. Ich mußte immer um mich sehn. Meine Mutter hat mich oft gescholten, daß ich so neugierig sei und in ihrem Nähtisch jedes Schubfach und jede Schachtel öffnete. Aber als sie es einst meinem Lehrer klagte, lachte er und sagte: „Das ist Lernbegierde.“

Nach einiger Zeit kamen einige der Unsrigen vor-über, die sangen und waren laut und wankten ein wenig. Da drängte ich die andern, daß wir weitergin-gen. Der Wirt, in roter Weste und Hemdärmeln, konnte sicher kein einzig deutsches Wort sonst, aber die Na-men der deutschen Geldstücke kannte er. Als ich den Leutnant am Kai stehen sah, war ich neugierig, ob er sich zu seinem schönen Tuch auch schönen Wein ge-kauft hatte; aber als ich ihm nahekam, sah ich, daß seine Augen nur trunken waren von all dem Schönen und Bunten und Freundlichen, das er gesehen hatte. Noch einen ganzen Tag lang, als wir schon wieder auf

dem Meer schwammen, sah ich in träumender Seele schöne Menschen auf bunten, sonnigen Straßen gehn, dahinter erhoben sich weiche Hügel in schöner, frischer Fruchtbarkeit.

Am dritten Morgen hiernach stand ich ziemlich früh an der Reling und wartete auf den Dienst und sah so in Gedanken verloren übers Wasser, ob ich wohl etwa in der Ferne eine der Kanarischen Inseln entdecken könnte, in deren Nähe wir nun waren. Es schien mir aber ziemlich zwecklos; denn es war noch nebelig.

Da sah Behrens, der neben mir stand, so von ungefähr nach dem Himmel auf und sagte: „Sieh mal, was für eine merkwürdige weiße Wolke da!“ Ich sah auf und sah, ganz oben am Himmel, eine schwere, stillstehende, schneeweiße Wolke, von einem sanften Glanz, wie weißes Vogelgefieder, und stand noch und sah und dachte: ‚Was ist das für eine merkwürdige Wolke.‘ Da kam Gehlsen nach vorne gelaufen, flink wie er war, und sagte in seiner raschen, kühnen Art: „Siehst du schon? Dort? Siehst du? Das ist der Berg von Teneriffa. Aus dem Meer steigt er auf, zu solcher Höhe, und sein Kopf ist mitten im Sonnenbrand weiß von Schnee.“ Da erschrak ich, daß ich zitterte. So ergriff mich das Wunder, das Gott hier mitten ins weite Wasser und unter die brennende Sonne gestellt hatte. Sie standen alle und sahen hinauf. Einige redeten laut; aber viele sahen still hinauf. Und sahen, wie die Nebel

da oben in der ungeheuren Höhe zur Seite glitten und die glatten, schrecklich steilen Felsen sichtbar wurden, die wie alte, ungeheure Festungsmauern sich auftürmten, eine auf die andre. Und auf der obersten, breiten, zerfallenen Mauer lag der ewige Schnee. Langsam glitten wir an seinem steinernen Fuß dahin.

Es ging immer weiter, Tag und Nacht, immer nach Süden. Es ist ein Wunder, wie groß die Welt ist. Wie leicht und rasch gleitet auf der Landkarte die Hand von Hamburg nach Swakopmund; aber wie arbeitet die Maschine hastig, eintönig, dumpf fleißig, unermüdet, durch Tag und Nacht, über drei Wochen lang. Was haben die Menschen doch für Kraft in sich und harten Willen, daß sie so in die Ferne fahren und dort leben, handeln, forschen und herrschen wollen.

Wir übten vormittags fleißig. Es knallte stundenlang; es wurde auch ein wenig exerziert. Die Stimmung war immer sehr gut. Wir steuerten südöstlich, der afrikanischen Küste zu. Wir sollten hier unterwegs siebzig Neger an Bord nehmen, wie die meisten Schiffe tun, die nach Swakopmund hinunterfahren. Diese siebzig Neger sind unterwegs Trimmer, Heizer und Helfer aller Art und da unten Schauerleute, laden ein und aus und fahren nachher wieder mit dem Schiff zurück und werden an ihrer Küste wieder an Land gesetzt.

Am siebenten Tag nach Teneriffa sahen wir die Küste von Afrika aufsteigen. Sie war ganz so, wie wir sie uns gedacht hatten: liebliche Hütten unter Palmen,

viele hohe und schöne Bäume an sanft aufsteigenden grünen Hügeln und es wimmelte von Menschen. Daß sie schwarz waren, konnten wir noch nicht sehen.

Als wir nicht mehr fern waren, kam Gehlsen zu mir und erzählte mir, daß die Väter und Großväter dieser Neger einst Sklaven in Nordamerika gewesen wären. Die dortige Regierung hatte sie wieder hierher in ihre Heimat zurückgeführt und hilft ihnen bis heute, daß sie freie Republikaner sind. Als er mir das erzählt hatte, ging er nach vorn, um besser zu sehen; denn wir kamen nun schon dicht heran. Ich aber ging noch rasch nach unserm Schlafraum, um eine Karte zu schreiben; denn es ging Post an Land. Als ich so saß und schrieb, ganz in Gedanken, kam von draußen ein Wundern und Schreien und dummes Gekreische, und ein Schleifen und Rutschen und Gleiten, daß ich aufsprang und hinausging. Da erschrak ich und staunte mit offenem Munde. Denn über beide Borde kam es, mit Katzenschleichen und Schlangengleiten, schwarz und lang und halbnackt, mit großen entblößten Gebissen, mit lachenden wilden Menschaugen, ältere und jüngere, und kleine Jungen, um Brust und Leib ein wenig buntes Zeug, mit Säcken und Töpfen und Kisten. Sie liefen schwatzend und lachend über Deck, ganz unbekümmert um unser Staunen und verkrochen sich unter Deck und richteten sich ein. Wir lagen nur einige Stunden dort. Dann ging die Fahrt weiter, Tag für Tag und die ganzen hellen Nächte hindurch.

An einem dieser Tage machte ich mich an den dritten Maschinisten, der ein Eckernförder war, sagte ihm, daß ich ein gelernter Schlosser wäre und bat ihn, mich in den Maschinenraum mitzunehmen. Wir kamen durch viele Gänge und Räume, die ich noch nicht kannte; stiegen kurze eiserne Treppen hinunter, die ich noch nicht gesehen hatte, immer tiefer und tiefer. Immer stärker stieß und schütterte es unter meinen Füßen, immer näher hörte ich das wuchtige Gleiten schwerer Wellen und Kolben. Dann öffnete er eine eiserne Tür, und ich stand in der Maschine. Die größte Maschine, die ich bisher gesehen hatte, war die in einer Hamburger Bierbrauerei. Diese war fünfmal so groß. Die Kolben waren so lang und breit wie der Körper eines zehnjährigen Jungen, massiv von Eisen. Sie schwangen sich leicht und sicher im Kreise und die beiden mächtigen Wellen, an deren Ende draußen die Schrauben sind, stark wie zwanzigjährige Lindenstämme, drehten sich fleißig. Ein Mann von mittleren Jahren, ziemlich fett und ölig, den ich noch nie gesehen hatte, obgleich ich nun schon drei Wochen lang mit ihm auf demselben Schiff wohnte, stand ruhig in all dem Auf und Ab und dem Hin- und Herspiel auf der durchlöcherten eisernen Plattform, die heftig zitterte, und sah so gleichmütig um sich, wie ein Bauer im Viehstall über seine wiederkäuenden Tiere schaut. Ich ging auch vorsichtig die Plattform entlang und eine Treppe hinunter durch ein offenes Schott nach dem rötlichbraunen eisernen Heizraum, in dem zwischen

Steinkohlen und eisernen Schiebern und zischenden Hähnen halbnackte Leute vor den Kesseln standen, unter denen die mächtigen Feuer glühten. Ich sah alles rasch und scharf an und wäre gern noch länger geblieben, aber ich schämte mich, den im heißen Raum schwer Arbeitenden untätig zuzusehen.

In meiner freien Zeit stand ich oft bei den Schwarzen und beobachtete sie, wie sie friedlich beieinandersaßen und in gurgelnden Tönen miteinander schwatzten und wie sie um die großen Eßtöpfe hockten, mit den Fingern eine Unmenge Reis zum Munde führten, und mit ihren großen knarrenden Tiergebissen Beine, Gekröse und Eingeweide ungereinigt fraßen; es schien ihnen gar nicht darauf anzukommen, etwas Schmachhaftes zu essen, sondern nur, ihren Bauch zu füllen. Und es schien mir, daß es so stand, nämlich, daß die Leute von Madeira zwar Fremde für uns sind, aber wie Vettern, die man selten sieht, daß diese Schwarzen aber ganz, ganz anders sind als wir. Mir schien, als wenn zwischen uns und ihnen gar kein Verständnis und Verhältnis des Herzens möglich wäre. Es müßte lauter Mißverständnisse geben.

Wie von Anbeginn der Fahrt redeten wir viel von unsern Erwartungen, von den Palmen und Affen, die wir sehen würden und von den bunten Tierfellen und Vögeln und schönem Flechtwerk, das wir mit nach Hause nehmen wollten. Wir sprachen auch wieder von der Furcht, daß der Aufstand zu Ende sein könnte,

wenn wir ankämen. Es wurde auch viel darüber gescherzt, daß wir dem Äquator näher kämen. Die ein wenig unbeholfen oder träumerisch waren, wurden ge-neckt, sie sollten aufpassen, daß sie den Strich auf dem Meer sehen könnten und sollten sich gut festhalten, wenn es nun bergab ginge, und dergleichen mehr. Ich nahm an diesen Neckereien nicht teil, da ich gar nicht dazu veranlagt bin; auch taten mir die leid, auf die sie zielten. Die waren nämlich lange nicht die Dummen. Sondern oft waren die, welche neckten, die Dummen und Gedankenlosen; sie hatten nur ein großes Maulwerk. Darum zog ich gern ihren Spott von jenen auf mich, indem ich mich dumm stellte. Wenn ich dann wollte, schüttelte ich die Hunde leicht wieder ab und lachte inwendig über ihr Bellen und Beißen. Gegen Abend fingen wir an zu singen, und am liebsten und meisten sangen wir von dem bekannten Lied den dritten Vers, und es klang schön über das abendliche Meer:

„Doch mein Schicksal will es nimmer,
Durch die Welt ich wandern muß.
Trautes Heim, dein denk ich immer...“

Die Nacht war in dem engen Raum sehr heiß, ja fast unerträglich. Einige schalten; aber die Vernünftigen sahen ein, daß es nicht anders sein könnte. Wenn man einmal erwachte, war es fast unmöglich wieder einzuschlafen. Einmal, als ich so schlaflos und unruhig

lag, schien mir, als wenn der kleine Schlesier, der, welcher so gern und so fröhlich sang — er lag rechts neben mir —, heiß und kurz aufschluchzte. Als ich ihn fragte, was los war, schwieg er erst. Dann sagte er mit leiser, ruhiger Stimme: „Dies Fahren wird langweilig, meinst du nicht auch? Immer, Tag für Tag, ich weiß nicht wie viele Meilen . . . es ist ja gar nicht möglich, daß wir einen so weiten Weg wieder zurückfinden.“ Dann lag er wieder still.

Am siebenten Tage, nachdem die Neger über die Reling geglitten waren, an einem Morgen, sagte uns ein Matrose, daß wir Swakopmund heute noch erreichen würden. Da standen wir stundenlang vorn an Backbord und sahen hinüber; aber ein Nebel verbarg uns die Küste. Gegen Mittag aber wich der Nebel, und wir sahen am Himmelsrand einige große Dampfer liegen, und dahinter einen endlosen Streifen rötlichweißer Sanddüne aus dem Meer herausragen. Auf Meer und Dünen brannte grelle Sonne. Wir meinten erst, es wäre eine Barre, die vor dem Land läge, damit die schöne und große Stadt Swakopmund und die Palmen und Löwen nicht nasse Füße bekämen; aber bald, da der Nebel sich vollends verzog, sahen wir in der flimmernen Luft auf dem kahlen Sande weiße Häuser und lange Baracken stehen und einen Leuchtturm. Da standen alle und staunten und sprachen ihre Meinung aus. Viele sahen still und ernst nach dem ungastlichen, öden Lande; andere spotteten und sagten: „Eines solchen Landes wegen so weit fahren!“

Wir wurden an diesem Tage nicht ausgebootet. Einige sagten, wir kämen überhaupt nicht an Land, da der Aufstand schon niedergeschlagen wäre, andere sagten, die Sache würde noch sehr lange dauern. Es war eine große Unruhe und viel Hin- und Herreden unter uns. Zwischen dem Kanonenboot Habicht und uns wurden eifrige Flaggenzeichen gegeben bis an den Abend. So lagen wir, in ziemlich starkem Wellengang schaukelnd, diese Nacht vor Swakopmund.

Am andern Morgen in aller Frühe stiegen wir der Reihe nach, den Tornister mit der weißen Schlafdecke auf dem Rücken, das Gewehr über der Schulter, den Patronengurt um den Leib, daran den Wassersack, den braunen Brotbeutel am Riemen, die Feldflasche daran, über die Reling und kletterten die Strickleiter hinab nach dem sehr großen, flachen Boot, das in den starken Wellen wohl sieben Meter auf und nieder fuhr. Man mußte sehn, daß man zu rechter Zeit, nämlich, wenn das Boot oben auf einer Welle war, die Strickleiter losließ; aber, obgleich ich es ganz richtig machte, fiel ich doch schwer gegen die Wandung. Als die Boote zwanzig bis dreißig Mann aufgenommen hatten, spannte sich ein kleiner flacher Dampfer davor und schleppte uns dem Lande zu.

Je näher wir dem Strande kamen, desto unruhiger wurde das Wasser. Das Boot warf sich immer heftiger und unruhiger durch die wühlenden, springenden Wassermassen. Wir lagen oft tief zwischen zwei hochlaufenden Wellenbergen und sahen von dem Dampfer vor uns nichts. Im nächsten Augenblick waren wir oben und meinten, wir würden herunterschlagen. Zuletzt fuhren wir durch lauter Gischt und Schaum, der hoch rund um uns aufsprang und seine Spritzer übers Boot warf und uns ganz und gar durchnäßte. Das Boot wurde

eine Zeitlang in dem Gewirr der kurzen, schweren, sich überschlagenden Wogen hin- und her-, auf- und niedergestoßen, daß ich dachte, es müßte ineinanderfallen. Viele wurden von plötzlicher und heftiger Seekrankheit befallen und lagen totenbleich an den Planken. Aber nach einer Weile waren wir hindurch und kamen in flaches, ruhiges Wasser und stiegen an Land.

Durch den unendlich tiefen und heißen Sand, unter brennender Sonne, ungefähr sechzig Pfund auf den Schultern, zogen wir landeinwärts. Wir hatten gedacht, daß ganz Swakopmund am Strand stehen würde, überglücklich, daß endlich Hilfe käme; aber es war kein einziger Mensch da. Wir kamen an einzelnen Häusern vorüber, die da im kahlen Sande standen, aber es zeigte sich kein Mensch, der uns einen freundlichen Gruß bot. Wo wir näher oder ferner im Schatten einer Veranda einen Menschen zu Gesicht bekamen, schien es uns, daß er uns gleichmütig und fast spöttisch zusah. Hinter uns hörten wir das schwere Tosen der Brandung — es klang uns fast schon lieblich —, rund um uns, so weit wir sehen konnten, war nichts als dürrer, heißer Sand, auf den die Sonne mit grellem Flimmern brannte. Die Augen zogen sich zusammen; ein heißes, trockenes Gefühl zog die Kehle herunter. Wir waren ziemlich still.

Wir erreichten den weiten, sandigen Bahnhof und sahen mißtrauisch und verwundert auf unsern Zug, der mit Rattern und Knattern vorfuhr. Er bestand aus einer endlosen Reihe von kleinen rohen Sandwagen; davor

waren fünf oder sieben ganz kleine Maschinen gespannt. Wir wurden auf die Wagen verteilt und stiegen ein. Dann ging es langsam mit Fauchen und Stoßen und Klappern hinein ins Land.

Es ging immer bergan, Stunde um Stunde. Soweit wir zu beiden Seiten und nach vorne sahen, war nichts da als weißgelbe Sanddünen, die zuweilen machtvoll emporstiegen. Wir standen und hockten und saßen dicht gedrückt in den kleinen offenen Wagen. Von der drückenden Hitze immer durstig, waren wir eifrig und sorglos bei unsern Wassersäcken. Wir waren noch so sorglos, daß wir den Kaffee, den wir uns in Swakopmund auf dem Bahnhof gebraut hatten, weggossen, als wir schmeckten, daß er sauer wurde. Ein- oder zweimal wurde gehalten, damit wir die lahm gestandenen oder gesessenen Beine ein wenig vertraten. Am Spätnachmittag wurde an einer Stelle die Steigung so stark, daß der Zug in drei Teile geteilt wurde, damit er so stückweise auf die mächtige Höhe käme. Da wir alle Mann nachschoben, kam er glücklich hinauf. Dann ging es wieder etwas rascher weiter, immer durch gelbe Sanddünen, immer weiter bergan. Abends erreichten wir die Höhe. Hinter uns lief der abfallende gelbe Sandweg bis zum Meer, das fünfzig Kilometer zurück unten in der Ferne lag. Dicht vor uns stand ein ungeheures, schrecklich wildes Gebirge.

Ich hatte niemals ein Gebirge gesehen. Aber nicht allein ich und die andern Norddeutschen, sondern auch die Bayern staunten. Ganz nah vor uns, und fern und

ferner ragten ungeheure nackte Felsen zum blauen Himmel empor. Einige waren von der Abendsonne beschienen und leuchteten hell und zart; andere, der Sonne abgewandt, drohten finster und fürchterlich, oft dicht über uns. Hier und da hatten alte ungeheure Mächte gewaltet, Stücke von Felsen abgeschlagen und in die Tiefe gestürzt, andere Stücke, schon angerillt, hingen in ungeheurer Höhe, als ob sie jeden Augenblick abstürzen wollten. Kleine Mächte konnten auch hier nicht existieren. Wir sahen keinen Strauch, nicht einmal einen Grashalm, und kein Tier. Nur wir Menschen rollten auf unsern knarrenden Wägelein, drollig anzusehen, durch das ungeheure tote Wunderwerk.

Wir hielten an einer kleinen Station, einem kahlen Wellblechhaus, und kochten uns Kaffee und Reis. Als wir wieder aufstiegen, wurde uns befohlen, den Mündungsdeckel von unsern Gewehren abzunehmen und zu laden. Ich tat es mit einem wunderbarlich unbehaglichen Gefühl. Dann ging es mit lautem Getöse, das häßlich und hart widerhallte, in die helle graue Nacht hinein. Es ging immer in einem tiefen, schmalen Tal entlang; zu beiden Seiten stiegen hohe Felsen empor. Viele von uns kauerten schlaftrunken, andere standen, andere saßen auf dem Wagenrand; jeder hatte seine weiße Wolldecke um sich gelegt. Wir sagten nicht viel. Viele waren wohl mit ihren Gedanken zu Hause oder sahen sich heimkommen und von allen geschauten Wundern fröhlich erzählen. Viele dachten wohl, wie der Feind von jedem Felsen herab auf unser Knäuel

von Menschen schießen könnte, während wir, fast wehrlos, langsam vorüberfahren. So brüteten wir müde und hungrig und an den Gliedern zerschlagen. Am weiten, klaren Himmel standen auf hellem blauem Grunde unzählige goldblinkende Sterne. Das war wohl ein schönes, erhabenes Bild. Doch war es nicht so schön, weder so mächtig, noch so ruhevoll, wie in der Heimat. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Die Nacht war unfreundlich kalt.

Wir fuhren auch noch den größten Teil des andern Tages, der wieder sehr heiß und sonnig war, in den Tälern des schrecklichen, kahlen Gebirges. Da wir meinten, daß wir unsere Wassersäcke an einer der nächsten Stationen wieder füllen könnten, tranken wir, bis sie leer waren. Als wir aber dann am Mittag wirklich an einer Station hielten und die Maschine Wasser bekam und wir uns auch nehmen durften, konnten wir es nicht trinken, weil es widerlich salzig war. Zu der Zeit war uns auch das Brot ausgegangen. Wir kochten von unserem Reis eine Handvoll gar und aßen es. Die Geschirre wischten wir ein wenig mit Sand aus. Dann ging es weiter. Mancher griff zu den eisernen Portionen, die er im Tornister hatte, obgleich verboten war, davon zu nehmen. Aber viel schlimmer als der Hunger war der Durst. Wir hatten keine Feuchtigkeit im Munde, die Lippen ein wenig naß zu machen. Dürr und heiß ging der Atemzug durch die Mundhöhle. Brandige Trocknis stieg wie mit Sporen und Stacheln immer tiefer in den Hals hinab.

Am Nachmittag kamen wir endlich aus dem Gebirge heraus und kamen auf eine weite Ebene.

Wir machten sehr lange Hälse, als wir herauskamen. Wir meinten, nun endlich, nun wir zuerst die aufsteigenden Dünen, dann das wilde Gebirge hinter uns hatten, müßten die wunderschönen Palmenhaine kommen. Aber was wir sahen, war eine weite, weite Hochebene von rötlichgelber Erde, dürftig bestanden mit grobem, gelblichem, trockenem Grase, das kniehoch wie dünner Roggen wehte. In dem Grase standen verstreut, bald lichter, bald dichter, feste, dornige Büsche, anfangs nur mannshoch, dann drei und vier Meter hoch. Sie standen zuletzt so dicht, daß sie mit den Kronen aneinanderstießen. In der Ferne sah man aus dieser weiten, weiten Ebene, hier und da, plötzlich einzelne hohe Bergkegel steil aufsteigen. Einmal, zweimal sahen wir vor uns, in weiter, weiter Ferne, ein wenig über die Ebene, in der heißen, zitternden Luft flimmernd, das, was wir zu sehen beehrten: hohe, fruchtbare Bäume und blaue Flächen wie Wasserteiche. Aber sie verschwanden wieder und waren Nebelbilder.

Obgleich wir mit dem, was wir sahen, lange nicht zufrieden waren, wurde unsere Stimmung doch etwas besser. Es gab immer etwas zu sehen. Ein fremdes, rehartiges Tier jagte in Rudeln durch das lange, wogende, gelbliche Gras; ein unbekannter bunter Vogel, papageienartig, flog auf. Die runden, spitzen Bergkegel standen scharf in der Sonne; genau sah man an ihrem Abhang und zu ihren Füßen klippige Felsen-

haufen, welche von ihren Höhen hinabgestürzt waren. Je weiter wir kamen, wurden Gras und Buschwerk ein wenig saftiger und das Bild ein wenig freundlicher. Alles, was wir sahen, das Nahe und Ferne, stand scharf in der wunderbar klaren Luft.

Wir waren ein wenig munterer geworden, trotz unseres Durstes; da kamen wir zu der ersten Haltestelle, welche die Schwarzen zerstört hatten. Sie hatten das bescheidene Haus ausgebrannt, das Wellblechdach heruntergerissen, den kleinen Hausrat zerschlagen, den Rest mitgenommen. In dem schmalen, dürftigen Garten, dem man noch ansah, mit welcher Mühe deutsche Hände ihn in dem dünnen Erdreich gepflegt hatten, lag ein Haufe weißer Steine. Darunter lag, einen Meter tief in dem dürren Land verscharrt, der Streckenwärter mit seiner Frau, von den Schwarzen überfallen und erschlagen. Die fünf oder sechs Matrosen vom Habicht, welche die Haltestelle zur Zeit besetzt hielten, hatten aus Kistenholz ein Kreuz zusammengenagelt und mit stumpfer Bleifeder die Namen der Erschlagenen darauf geschrieben und darunter: Fielen von Mörderhand. Die Fensteröffnungen hatten sie mit blechernen Zementfässern und mit Säcken voll Sand verschantzt.

Die Matrosen waren sehr ernst und still. Ihre Uniform war schmutzig und ganz zerschlissen. Einer trat an den Wagen heran, in welchem ich saß, und sagte: „Ihr werdet noch viel Arbeit bekommen. Wir sind seit drei Wochen nicht aus den Kleidern gekommen.“ Ich sagte: „Wir wissen wenig. Wie steht es?“ „Wie es

steht?“ sagte er. „Wir haben schwere Verluste gehabt.“ „Tote?“ sagte einer von uns. „Tote?“ sagte der Matrose verwundert. „Wir haben in den letzten Wochen wieder über vierzig Tote. Sie schießen gut und mit guten Gewehren, nämlich mit denen, die wir ihnen verkauft haben, oder die sie unseren Magazinen oder unseren Toten abgenommen haben.“ „Sol Sol“ sagten wir. „Ich will euch wünschen“, sagte er, „daß ihr alle wieder zu Muttern kommt.“

Die Tagfahrt war wieder lang und durstig; und die Glieder waren ganz zerschlagen. Gegen Abend kamen wir an einen größeren Bahnhof und schliefen in einer Baracke aus Wellblech an der Erde, in unsere Decken gewickelt, den Tornister unter dem Kopf. Als ich am frühen Morgen, bevor der Tag graute, erwachte und mein Nebenmann, ein kleiner, stiller Thüringer, es merkte, sagte er leise zu mir: „Ich weiß nicht, was das werden soll, wenn ich nicht wieder nach Hause komme. Ich bin der Älteste und habe fünf Geschwister, und mein Vater ist kränklich; wenn der Alte stirbt, muß ich zu Hause sein und für alle sorgen.“ Ich sagte: „Du wirst wohl wieder heimkommen.“ „Das muß ich“, sagte er. Dann lag er still. Als ich den Kopf ein wenig zur Seite wandte, sah er mit scharfen Augen nach oben. Ich glaube, daß er das Wellblechhaus, gegen das er blickte, gar nicht sah, sondern er sah Stube und Stall seines Elternhauses.

Als ich an diesem Morgen von ungefähr um das Bahnhofsgebäude herumging, sah ich die ersten Feinde,

einen Gefangenen und sein Weib. Er war ein langer Mann von starkem und stolzem Körper, halbnackt, mit einem gedankenlosen, gleichgültigen Ausdruck in dem ruhigen und finsternen Gesicht. Das Weib war ältlich und sehr häßlich.

Am andern Mittag ging die Fahrt weiter, immer weiter durch das ebene Land, das nur etwas fruchtbarer war und etwas dichter mit dem gelben, langen Gras und den Büschen und nun auch einzelnen Bäumen, besetzt war; aber es war doch alles graugrün und dürr. Die Haltestellen, an denen wir vorüberkamen, waren fast alle zerstört, neben mancher lag ein Haufe weißer Steine, welcher ein Grab bedeutete. Mitten in der nächsten Nacht kamen wir an ein großes Bahnhofsgebäude, dessen Fenster bis zu Schießscharten vermauert waren. In drei, vier Wellblechschuppen war viel Proviant aufgehäuft. Im viereckigen Hof einer Feste, die da war, bekamen wir endlich eine ordentliche Mahlzeit, nämlich Erbsensuppe mit Fleisch und Reis.

Am andern, dem vierten und letzten Tag der Fahrt, wurde das Land noch fruchtbarer und freundlicher. In der Nähe und Ferne standen zuweilen, in hohem Gras oder Buschwerk, in Gruppen starke Bäume, die wie Eichen aussahen. Dazwischen lief ein breiter Streifen gelben Sandes, das ausgetrocknete Bett eines Flusses. Da waren im Dezember vorigen Jahres, drei Tage lang, Wellen entlanggetanzt; man sah noch im Sande ihre Sprünge; aber nun war und blieb es auf ein Jahr, vielleicht auf drei, ganz und gar trocken. So waren alle

Flüsse im Lande, die wir getroffen haben: Sandstreifen waren sie, einen oder einen halben Meter niedriger als die Ebene.

Mir gefiel diese Landschaft, durch die wir an diesem vierten Tag fuhren, ziemlich gut. Eine kleine und größere Art von Antilopen, Rehen ähnlich, liefen zuweilen allein oder in Rudeln, behende über die Blößen im Busch. Fremdartige Vögel, etwas größer als Rebhühner, grau und weiß gesprenkelt, flogen über die Büsche hin und ließen sich nieder. Baumgruppen standen stattlich und schön in dem weichen Grün; von fern schauten grüne Bergabhänge nicht unfreundlich herüber. Aber meine Kameraden mochten das Land nicht leiden; ich glaube, es war ihnen nicht fremdartig, nicht wunderbar genug. Sie wollten, daß Afrika ganz, ganz anders aussähe als die Heimat.

Am Nachmittag kamen wir in der Hauptstadt an. Sie ist eine kleine Stadt, sehr weitläufig und ganz unregelmäßig gebaut. Hier und da zerstreut stehen ihre plattendachigen, weißen Häuser auf sandiger, grauer Erde; dazwischen stehen vereinzelt dürftige Bäume. Wir keuchten in voller Bepackung durch Sand und Sonne zu der Feste hinauf, die auf einem mäßigen Hügel lag. Im Hof der Feste, der voll von buntem Leben war, traten wir auseinander.

Was war das für ein Leben, das nun anging! Wir hatten vier Tage lang die Kleider nicht ausgehabt und uns nicht gewaschen. Wir hatten auch drei Tage lang keinen tüchtigen Schluck Wasser getan. Nun waren da

Hähne an der Mauer des Hofes, aus denen warmes, fast heißes Wasser lief, das aus dem Berg kam. Wie rasch warfen wir unsere Kleider ab! Und wie fröhlich wuschen und spülten wir uns! Und wie rasch vergaßen wir Durst und Schmutz! Und wie neugierig sahen wir uns um!

Es gingen da Schutztruppler in ihrer Korduniform, braunsamtener Rock und Pluderhose und Reiterstiefel. Dazu grauer Schlapphut. Sie waren meist schon jahrelang in diesem Lande. Krank oder verwundet oder bestimmt, uns als Landeskundige an den Feind zu begleiten, gingen sie mit Muße oder geschäftig hin und her. Diese redeten wir an, während wir uns wuschen, und fragten sie, wie es mit der Sache stände. Sie waren etwas steif, wie alte Feldsoldaten immer sind, besonders, wenn man dumm drauflos fragt, wie einige von uns taten. Als ich aber einen von ihnen, einen Sergeanten, mit Respekt und Verstand anredete, erzählte er von der Grausamkeit der Feinde gegen die Farmer, von den schweren Verlusten in den letzten Gefechten, von der Stellung der Feinde. Da traten viele von uns hinzu. Der Sergeant hieß Hansen und war ein Hamburger.

Es waren aber auf dem Hofe der Feste auch Weiber von den Feinden, von denen einige jung und nicht unschön waren, die meisten aber welk und häßlich. Sie holten sich Wäsche von den Soldaten und lungerten herum, schmutzig, eine kleine Pfeife im Munde. Es gefiel mir nicht, daß einige von uns sofort an sie heran-

traten und durch Gebärde und einige englische oder plattdeutsch-holländische Worte mit ihnen scherzten.

Es waren auch Buren auf dem Hof, stattliche braune, langbärtige Männer in Kord- oder Khakiuniform. Die deutsche Regierung hatte sie als Frachtfahrer angenommen. Mächtige, vierräderige Wagen, sogenannte Kapwagen, mit einer Leinwandplane überdeckt, standen draußen vor dem Hof. Diese Wagen sollten morgen mit uns ausziehen und uns Proviant und Futter in die Wildnis schleppen.

Wir schliefen in dieser Nacht auf dem Hof der Feste. Vor dem Einschlafen dachte ich lange an die Eltern und an Itzehoe und an mein bisheriges Leben. Es fiel mir dabei ein, daß ich wohl länger als ein ganzes Jahr nicht gebetet hatte, und ich beschloß, daß ich wieder damit anfangen wollte.

Am andern Morgen, als es noch dunkel war, brachen wir auf. Wir sollten in einem großen Bogen nach Nordost den Feind umgehen, daß er nicht samt all seinen Viehherden, eigenen und gestohlenen, nach Osten hin ins englische Gebiet entliefe. Es marschierte vorläufig nur etwa eine Kompanie mit vier kleinen Kanonen; die anderen sollten in einigen Tagen nachkommen.

Voran zogen unsre Führer, die Schutztruppler, auf ziemlich guten, zottigen Pferden, das Gewehr im Lederschuh rechts auf dem Bein. Es waren meist alte Afrikaner, Farmer, die als Landwehrmänner zur Fahne gerufen waren. Dann ritt der Hauptmann mit den Offizieren. Dann kam die lange Reihe der Wagen und der Geschütze.

Schwerfällig, von den langen Ochsenreihen gezogen, rumpelten die großen Wagen dahin. Bald mahlten die hohen, schweren Räder im tiefen Sand; bald kletterte ein Rad über einen in der Spur liegenden Stein; in allen Teilen krachend und knirschend fiel der Wagen wieder in seine Lage. Schwarze Treiber liefen nebenher, schrien jeden Ochsen mit Namen an und klatschten mit der ungeheuren Peitsche, die sie mit beiden Händen angefaßt hatten. Hinter jedem Wagen, der mit seinem Gespann wohl fünfzig Meter lang war, marschierte eine Sektion in Staub und Sand, möglichst eben außer-

halb der Wagenspur, das Gewehr über die Schulter gehängt, den Patronengurt um den Leib. Einzelne Reiter, Offiziere, zogen hier und da neben uns her. Zuletzt kam die sogenannte Nachspitze, ein halber Zug. Das Gelände war meistens mit mannshohem Busch bestanden, der bald lichter, bald dichter war. So zogen wir in unendlich langem Zug auf einem Weg dahin, der durch nichts als durch alte und neue Wagenspuren bezeichnet wurde. Bald stockte hier ein Wagen, weil das Geschirr der Ochsen in Unordnung gekommen war, bald da, weil ein Rad zu tief in ein Loch gefallen war, bald da, weil ein Ochse schlapp wurde und ausgespannt werden mußte.

Die Sonne glühte gleich an diesem ersten Tag trocken und heiß. Der Weg war ziemlich hügelig. Dazu voll von großen Unebenheiten. Um elf Uhr, als die Hitze unerträglich wurde, kamen wir zum Glück an einen schönen schattigen Platz und machten da Rast. Unfern davon war ein schönes stattliches Farmhaus von den Schwarzen ganz und gar zerstört worden: die Fenster waren herausgerissen, die Stuben ausgebrannt; die schweren, sauber gearbeiteten Möbel lagen zerschlagen durcheinander; viele Bücher lagen verschmutzt und zerrissen umher. Wir kochten uns, jede Backschaft für sich, ein wenig Reis zu Mittag und legten uns dann zur Rast in den Schatten der Wagen. Am Nachmittag zogen wir weiter bis in den späten Abend hinein.

In einer Lichtung machten wir dann ein Lager und befestigten es, indem wir die Wagen im Viereck rund

um uns aufstellten. Dazu machten wir noch ungefähr fünfzig Meter außerhalb der Wagen, an allen vier Himmelsrichtungen, je einen kleinen Dornverhau, der mit seiner halbmondförmigen Rundung nach draußen wies, und legten in jeden einen Unteroffizier und drei Mann hinein. Der Unteroffizier mußte in der Mitte des Verhau stehen und überweg sehen; zwei der Leute mußten seitwärts hinter ihm liegen; der vierte aber mußte bis zum nächsten Verhau, ungefähr vierhundert Meter weit, zwischen die Büsche durch, hin- und hergehen. Es war bekannt, daß feindliche Haufen in der Nähe wären.

Ich gehörte in dieser Nacht zum Posten Nummer zwei, lag bis acht Uhr hinter dem Unteroffizier auf der Erde und lugte und horchte in die Nacht hinaus, das Gewehr zur Hand. Von fern her aus dem Busch kam das Geheul fremder wilder Tiere; leise und niedrig setzte es an und wurde dann höher und heiser. Dazwischen klang ein anderes Geheul, gröber und stoßweise. Dann und wann krachte ein dürrer Ast. Ist es der Posten, der vom anderen Verhau zurückkehrt? Ist es der Feind? Ist es ein Tier? Da kommt der Posten langsam und vorsichtig heran. Er beugt sich ein wenig vor und meldet in den Verhau leise: „Von Patrouille zurück. Alles klar.“ Es war eine sehr dunkle Nacht.

Kurz darauf kam an mich die Reihe, unterwegs zu gehen, bis an den Morgen. Ich machte mich auf und tappte vorsichtig los und stand oft still und horchte in die dunklen Büsche hinein, die rings um mich standen,

und kam zum nächsten Verhau, meldete und ging ebenso wieder zurück. Oft meinte ich deutlich, daß ein dunkler Körper da irgendwo an einem Busch im Grase kauerte. Das Herz klopfte mir wild. Nun brach hinter mir ein Ast. Ich trat mit einem leisen, vorsichtigen Schritt zurück, daß ich einen Busch im Rücken hatte, und spähte nach allen Seiten. Als alles wieder still war, ging ich vorsichtig weiter. Meine Augen gingen eilig hin und her, wie Mäuse in einer Falle.

Da, beim dritten Gang, fiel vor mir, nach dem nächsten Posten zu, ein Schuß. Er schlug knallend durch das stille Dunkel der Nacht. Ich stürzte auf das Knie, riß mein Gewehr hoch und wartete, ob ich ein Ziel sähe. Ich lag eben, da drangen sie auch schon aus der Wagenburg, dem Posten zur Hilfe. Ich hörte ihre Stimmen; dann blitzten ihre Schüsse seitwärts vor mir. Das ganze Lager kam in Bewegung; ich hörte Kommandos; sie schossen eifrig. Ich lag und wartete wohl eine halbe Stunde oder mehr und schoß nicht; denn ich sah kein Ziel. Dann wurde es still.

Da erhob ich mich und ging weiter, langsam und vorsichtig, damit ich nicht unversehens für einen Feind gehalten und beschossen würde. Ich kam glücklich zum Verhau und machte Meldung. Da war dort nur ein Mann. Ich fragte ihn leise, wo die anderen wären. Er sagte ebenso leise, sie wären auf den ersten Schuß hinausgegangen, den Angegriffenen zu helfen und wären noch nicht zurückgekehrt. Da ging ich also wieder zurück.

So wanderte ich in der stillen Nacht hin und her, wie mir gesagt war, und jedesmal, wenn ich zu dem anderen Posten kam, beugte ich mich vor und sah in den Verhau und fand immer nur den einen, der stand aufrecht, das Gewehr im Arm und sah ins Dunkle. Und wenn ich leise fragte: „Die andern?“ wandte er den Kopf rasch zu mir und hob die linke Hand abwehrend und spähte weiter in die Nacht und sagte kein Wort. Da dachte ich daran, daß es ein Unglück gegeben hätte.

So ging ich hin und her, bis das Dunkel langsam grau und grauer wurde und die kleinen Stimmen in den Büschen zirpten und im Osten in fünf rosigen Streifen das Morgenlicht aufstieg. Da kam die Ablösung.

Und da, als ich ins Lager gekommen und auf meine Backschaft zuing, die um ihr Feuerloch saß, und ich mich so von ungefähr umsah — denn das ganze Bild war mir neu: die großen, schweren Wagen rundum, die alten Afrikaner in ihren hohen Stiefeln hemdärmelig um ihre Feuerlöcher, die beiden Zelte der Offiziere, die schwarzen Treiber in der Ecke in hockender Stellung schwatzend und lachend — und ich grade den Mund auftun und ganz munter und großprahlig fragen wollte: „Was war das für 'ne Schießerei diese Nacht?“, da stand das ganze Lager plötzlich auf und blickte mit großen, ernsten Augen nach dem einen Ende, wo viele zusammenliefen und vor sich auf die Erde sahen. Und einer sagte: „Siehst du? Da ist es.“

Da wußte ich, was geschehen war. Ich ging mit ihnen

zu dem Haufen — die Füße waren mir ganz schwer — und sah drei Kameraden auf der Erde liegend, die ganze Brust blutig, mit offenem Mund und starren, trüben Augen. Ein Unteroffizier, der neben mir hinzutreten war, sagte: „Es sind die vom Posten drei.“ Wir standen und sahen auf sie nieder. Immer mehr kamen hinzu. Wir sagten kein Wort. Ein Offizier trat hinzu und schickte uns fort.

Einige Stunden später wurden die Toten, in ihre Wolldecken gehüllt, an einer sanften Anhöhe begraben. Acht Mann schossen über ihrem offenen Grab schräg hinauf in die Luft, zu ihrer Ehre. Der Hauptmann sprach ein Vaterunser. Dann saßen wir still und bedrückt an unsern Kochlöchern.

Wir blieben drei oder vier Tage an dieser Stelle. Denn es war Befehl gekommen, daß wir hier den Major erwarten sollten, der mit der anderen Kompanie nachkam. Wir mußten viel Dienst machen: Gewehrrappelle, Gefechtsübungen im Busch und dergleichen.

Daneben machte uns das Kochen viel Arbeit. Aber wir machten auch viel unnötige Umstände dabei und Ungeschicklichkeiten. Jede Backschaft — das waren meist sechs Mann — machte sich ein Kochloch, so schön, wie es nur möglich war, und machte mit viel Kunst und noch mehr Gerede in einem Kreis eine Rinne darum, knietief, darin ein jeder seine Beine stecken konnte, so daß wir recht behaglich herum saßen. Einige Backschaften prahlten mächtig mit solchen Erdarbeiten. Dann mußte einer, und zwar einer mit gutem Griff und

Mundwerk, Proviant vom Wagen holen: Reis, Fleisch, Weizenmehl, Salz, Kaffee. Andere mußten aus dem Busch ums Lager trockenes Holz zusammensuchen. Andere mußten aus den steilen schwarzen Klippen aus tiefen Wasserlöchern Wasser holen. So hatte jeder seine Arbeit.

Eine schwierige Sache war das Brotbacken. Der eine erinnerte sich an dies, der andere an das. Jeder wußte etwas. Einige sahen in Gedanken auf die Erde und hatten dann glücklich eine Erinnerung wie ein Gesicht und sprudelten heraus, was ihnen im Geist erschienen war. Einer, ein Holsteiner aus der Gegend von Neumünster, schien die größte Zeit seiner Kindheit neben seiner Mutter vor dem Backofen gestanden zu haben, der in der Ecke des Gartens am Wall gestanden hatte; er behauptete sogar, seine Mutter hätte ihn mehrmals aus Versehen auf die Schaufel gesetzt und hineingeschoben, er wüßte also nicht allein wie einem Brotbäcker, sondern auch wie einem Brot zumute sei. Er war ein Schelm und wir hörten nicht auf ihn. Wir waren sehr neugierig. Besonders machte der Sauerteig uns viel Gedanken. Nach langen, hitzigen Reden und nach viel Gelauf hin und her zu anderen Backschaften machten wir ihn aus Rum und Mehl. Einige standen schon lange mit aufgekrepelten Ärmeln, bereit zum Kneten. Einer schlug vor, daß sie sich vorher die Hände waschen sollten. Er bekam aber einen scharfen Verweis, daß er einen Vorschlag mache, der lächerlich wäre. Es gab kein Wasser zum Händewaschen. Sie kneteten den Teig

fleißig. Sie legten ihn vorsichtig ins Kochgeschirr auf das gelinde Kohlenfeuer. Er ging auch ein wenig in die Höhe. Er bräunte sich auch ein wenig. Aber er war dann doch klitschig und klebrig.

Abends saßen wir um das verglimmende Feuer und sprachen von der Stellung der Feinde und dem Verlauf des Feldzuges — es liefen viele wilde und auch wunderliche Gerüchte hin und her — und kamen auf das letzte Gefecht: daß wir keinen einzigen toten Feind gefunden hatten und ob die drei vielleicht von uns selbst erschossen wären, und schüttelten sehr die Köpfe und sahen in die Glut, und einer beugte sich vor und half dem Feuer ein wenig auf. Dann kamen wir auf Kiel zu sprechen und auf die Heimat. Und jeder erzählte von seinem Leben und seiner Kindheit und lobte sie. Und besonders die Schwaben redeten viele und große Worte, was sie da alles hätten und könnten. Dann legten wir uns so, wie wir saßen, im Kreis um das Kochloch, legten die Decke über uns und schliefen.

Am vierten Abend, als es schon dunkel war und wir um die Feuer saßen, sahen wir im Osten Lichter blitzen. Bald darauf blitzte es auch im Westen. Wir kamen sehr in Aufregung; wir meinten, es wären Signale, welche die Feinde sich gäben, uns anzugreifen. Es stellte sich einen Augenblick wie ein weißer Stern am Horizont und verschwand und erschien gleich wieder. Es schien ganz nahe. Aber am andern Morgen erzählte mir Gehlsen, daß es Lichtsignale der Unsrigen gewesen wären, die fern im Osten, mitten unter den

Feinden, in einer Feste saßen. Sie hatten über uns weg nach Westen hin, der Hauptstadt zu, ihre Meldung gemacht und von da Antwort bekommen.

Am andern, dem fünften Morgen, in aller Frühe, sahen unsere Posten den Major heranziehen. Da stiegen viele auf die Wagen und sahen den langen, langen Zug, der langsam aus den Schluchten der Berge heraufkam, und wir redeten, als wären wir schon alte Afrikaner, obgleich wir ihnen doch bloß um vier Tage und drei Tote voraus waren, und sagten einer zum andern: „Na, der Alte wundert sich! Das ist ein anderes Marschieren als in Kiell“ So standen wir und sahen, wie sie zu uns heraufzogen, und freuten uns besonders, als wir den Alten erkannten. Wir waren ihm zum erstenmal überlegen.

Wir sollten den Feind nordostwärts im Bogen umgehen und ihn stellen, wie einer auf der Hofstelle einen Bogen läuft und das Fohlen stellt, daß es wieder zurückläuft, wo mit dem Halfter in der Hand der Knecht wartet. In Eilmärschen sollten wir marschieren, mit wenigen und leichten Wagen, das heißt, mit wenigem und leichtem Proviant, und weniger und leichter Kleidung. Wir waren gegen dreihundert Mann, Seesoldaten, Matrosen und die Schutztruppler, die uns führten.

Voran zog wieder der Haufe alter Afrikaner, Offiziere und einfache Soldaten, alle beritten. Dann kam der Alte mit einem Offizier. Dann kamen wir zu Fuß, in langer, dünner Linie, in Staub gehüllt. In unserer Linie, hier und da, fuhren unsere dreißig mächtigen Kapwagen mit Proviant und Munition und die leichten Geschütze, von je zehn bis vierundzwanzig langhörnigen Ochsen gezogen, von Schwarzen unter lautem Schreien getrieben. Zu beiden Seiten des Weges war dichter oder lichter, graugrüner Dornbusch mit knochenhartem Holz und fingerlang gebogenen Dornen, mannshoch, zuweilen zwei Mann hoch. In solcher Weise und durch solches Gelände sind wir nun Tag für Tag, Woche für Woche gezogen. Und von Tag zu Tag und Woche zu Woche mühseliger. Denn bald fing die Zeit an, wo wir mehr und mehr verhungerten und

verelendeten, wo die Ochsen vor Entkräftung stürzten und wo einige der schweren rumpumpelnden Wagen voll von dem Jammer der Verwundeten und Schwerkranken waren.

Wenn die Sonne über uns hoch und höher, fast bis zur höchsten Himmelshöhe stieg und der Sand unter unseren Füßen glühend wurde und Auge und Kehle brannten, hielt die Spitze an einer Lichtung, wo Wasser sein sollte. Nicht immer war Wasser da; oft mußten wir, die schwer Dürstenden, Löcher graben, ob wir ein wenig fänden, welches langsam hervorsickerte; fast immer war es salzig oder milchig von Kalk oder stinkend. Oft aber fanden wir auch dieses lumrige, widerliche Wasser nicht und mußten durstig weiterziehen bis in die Nacht.

Fanden wir es, so machten wir erst einen Dornverhau rund um uns. Dann holte sich jede Backschaft ihre schmale Nahrung: ein wenig Fleisch von einem frischgeschlachteten schlappen Ochsen, ein wenig Mehl, ein wenig Reis. Das Fleisch oder Mehl verrührten wir in unserm Kochgeschirr mit dem schlechten Wasser, setzten es aufs Feuer und nannten es Fleischsuppe, Bouillon mit Reis oder Pfannkuchen, die sie Plinsen nannten. Die Kochgeschirre reinigten wir mit dem Sand, der danebenlag. Danach lagen wir noch eine Stunde im Schatten der Wagen oder einer hochgestellten Zeltbahn. Dann ging es weiter.

Müde und gleichgültig zogen wir in den Abend hinein. Ich weiß nicht, ob wir in diesen Wochen jemals

gesungen haben. Oft zogen wir bis in die Nacht. Wunderlich fahl, wie helle Spinnweben, lag der Mondschein über dem weiten, buschigen Land; wunderbar wirr und unruhig funkelten die fremden Sterne. Der Gewehriemen auf der Schulter drückte; die Füße stolperten in der unebenen Wegspur; die Gedanken waren langsam und stumpf.

Wenn wir dann in der Nacht eine Wasserstelle erreicht hatten und zuletzt ein oder zwei oder, wenn es hoch kam, drei Kochgeschirrdeckel voll des schlimmen Wassers ausgeliefert bekommen hatten, waren wir zu müde, um noch ordentlich abzukochen. Wir rührten ein wenig zusammen, was wir bekamen, und aßen es halb gar. Es war uns befohlen, das Wasser erst zum Sieden zu bringen. Aber ich habe gesehen, daß auch die Offiziere, ja selbst die Ärzte, es so wegtranken. Wir waren zu müde und zu stumpf.

So ging es Tag für Tag, vier Wochen lang. Das Land war immer eben, buschig. Wir trafen kein einziges Haus und wir trafen keinen Menschen.

Es war schlimm, daß wir nicht reichlich Proviant mitnehmen konnten. Dann hätte mancher die Heimat wiedergesehen. Wir selbst merkten es nicht; aber die Offiziere und Ärzte haben es wohl gesehen, daß wir allmählich saft- und kraftlos wurden. Wenn wir noch Zeit und Lust gehabt hätten, ordentlich zu kochen; aber das Wasser war oft so widerlich, daß es keine Freude war. Und wir mußten noch dazu so sparsam damit umgehen, daß unsere Geschirre verschmutzten. Ich rieb

sie mit Sand; ich rieb sie mit abgerissenem Gras, aber sie wurden nicht rein. Es war auch schlimm, daß wir nichts als den dünnen Khakianzug hatten. Die Beinkleider, morgens im kniehohen, nassen Gras, mittags im heißen Staub, den ganzen Tag zwischen dornigem Buschwerk, fransten unten aus und hingen bald in Fetzen. Wenn zuweilen ein Gewitter oder ein Regenschurz herniederging und dann die Nacht kam, fror uns entsetzlich. Es gab sehr kalte Nächte.

So mußte es kommen, daß wir bald kraftlose Leute wurden. Wir selbst merkten es nicht. Ich dachte nur zuweilen verwundert: „Es war doch so viel Reden und Streiten an Bord! Es waren doch so viele Schelme unter uns! Wo sind die Narren? Und warum singen wir nicht? Wie ist Behrens gelblich blaß und mager geworden! Wie liegen dem Unteroffizier die Augen tief und fiebrig im Kopf! Was haben wir für wunderliche dünne Bärte, wir jungen Menschen!“ Es waren viele unter uns, die noch nicht zwanzig waren.

Einmal trafen wir einen großen Kapwagen. Verlassen stand er auf dem Weg. Ein Farmer oder Händler hatte entfliehen wollen, hatte seine wertvollste Habe auf den Wagen gepackt, seine Ochsen davor gespannt, seine übrige Herde vor sich hergetrieben. Bis hierher war er gekommen. Seine Knochen lagen, von Tieren reingefressen, seitwärts am Busch in der Sonne; seine Habe war gestohlen; und rund um den Wagen lag zerrissen das einzige, was der Feind nicht hatte brauchen können: Briefe und Bücher. Wir begruben die Knochen im

Busch, banden mit Bindfaden ein Kreuz zusammen und stellten es auf das Grab, und nahmen einige Briefe und Buchfetzen an uns und lasen darin und warfen sie weg.

An einem andern Tag entdeckten wir, versteckt im Busch neben dem Weg, auf einer Anhöhe, viele verlassene Hütten der Feinde. Sie waren wie große Bienenkörbe, im Gerippe aus Ästen und Reisig, mit Kuhdung beschmiert. Obgleich wir so müde waren, nahmen wir uns doch Zeit, sie anzustecken, und standen nachher auf einer Steigung unseres Weges und sahen zurück. Die Glut färbte weithin den Abendhimmel.

Sonst weiß ich nicht, daß uns etwas Besonderes begegnet wäre. Wir zogen immer auf dem sandigen Weg dahin, in Staub gehüllt. Zu beiden Seiten war Buschfeld, das zuweilen dünner war, und zuweilen zur Seite wich, daß es eine stattliche Lichtung gab.

Unsere Reiter, die alten Afrikaner und die Offiziere, ritten oft voraus, oft stundenweit, und suchten den Feind zu erspähen. Wenn sie zurückgekommen waren, ging es oft durch die Reihen und abends von Feuerstelle zu Feuerstelle: „Wir sind dem Feind nun ganz nah, morgen, übermorgen treffen wir ihn!“ Dann freuten wir uns, und jeder saß und besah sein Gewehr und untersuchte den Patronengurt. Aber es kam ein neuer Tag, und noch einer, und wir wurden matter und schlapper und sahen nichts vom Feind.

So ging es vier Wochen, immer weiter, weiter. Es war schlimm, daß wir nie aus den Kleidern kamen und

uns nie waschen konnten, selten und unvollkommen einmal das Gesicht und die Hände. Aber schlimmer war wohl, daß wir uns nie mehr satt essen konnten. Sie hatten es mir übergeben, den Proviant zu holen: ich brachte immer weniger zum Kochloch. Ein wenig Reis, ein wenig Büchsenfleisch, ein wenig Mehl, ein wenig Kaffee. Es gab keinen Zucker mehr. Und dann kam ich eines Tages vom Wagen zurück: da brachte ich kein Salz mit. Da buk ich Plinsen aus Mehl und schmutzigem Wasser. Das Wasser, das wir dazu tranken, schmeckte oft widerlich nach Glaubersalz, oft war es gelb wie Erbsensuppe und stank. Die Nächte waren kalt.

Ich kann nicht sagen, daß wir immer niedergeschlagen waren. Auch murrten wir nicht. Wir sahen ein, daß es nicht anders gehen konnte, und daß die Offiziere alles wie wir ertrugen. Wir waren aber still und sehr ernst. Wir dachten immer, und damit hielten wir uns aufrecht: „Wir kommen nun bald an den Feind und schlagen ihn und beenden damit den Feldzug, und dann . . . dann, ach, dann kehren wir wieder nach der Hauptstadt zurück und bekommen einen neuen Anzug und baden. Wir springen ins Wasser. Und bekommen ein Taschentuch, ein schönes rotgewürfeltes, ganz reines, und bekommen einen großen Topf voll schönem Fleisch und eine Handvoll weißem, körnigem Salz, und einen großen, großen Becher voll reinem, silberblankem Wasser . . . wie das hell leuchtet! und trinken einen langen, langen Zug, und halten den großen leeren Becher wieder hin und — wieder fließt das

Wasser hinein — und trinken und trinken... Und dann, nach einigen Tagen, fahren wir zur Küste und dann geht es in die Heimat. Was werden wir alles erzählen aus diesem Affenland!“

Unsere Stiefel gingen entzwei; unsere Beinkleider waren unten nichts als Fetzen und Lumpen; unsere Jacken bekamen vom Dorn große Löcher und wurden entsetzlich schmierig, weil wir alles daran abwischten; unsere Hände waren voll von entzündeten Stellen, weil wir oft in den Dorn greifen mußten.

Unser Leutnant sprach oft mit uns. „Seid munter!“ sagte er. „Wir werden ein Gefecht haben und die Kerle nach Westen zu der Hauptabteilung in den Rachen werfen. Und im Juli sind wir wieder zu Hause.“ Ich wunderte mich über ihn, daß er, obwohl er nicht viel älter war als wir und alle Beschwerden hatte wie wir, immer gleichmäßig ruhig war, während wir doch oft unnütz waren und zornig wurden und schimpften. Es kam nicht davon, daß er mehr gelernt hatte als wir: ich glaube, es kam daher, daß er ein inwendig gebildeter Mensch war; das heißt: Seele und Geist in Gewalt behielt, daß sie die Dinge rund um ihn her ruhig, gerecht und nachsichtig überdachten. Sein Wille wollte so, und da geschah es. Da habe ich gemerkt, daß Wille zehnmal mehr wert ist als Wissen. Wir sagten mit keinem Wort, wie viel wir von ihm hielten. Aber wir sprachen oft von ihm und sahen oft nach ihm hin. Er war ein kleiner Mann und ritt ein starkes, ostpreussisches Pferd und trug den grauen Filzhut mit der auf-

geklappten linken Krempe immer ein wenig auf dem linken Ohr.

Der Alte kam auch zuweilen zu uns und redete uns an. Dabei sah er jeden genau an, als wollte er erkennen, ob er irgendeine Not hätte. Wir fühlten alle, daß er ein kluger und wacher Mann war und daß er ein mildes, teilnehmendes Herz hatte. Darum fühlten wir uns sicher unter ihm, wußten auch, daß es nicht anders sein konnte, wie es war — sonst hätte er es geändert —, und liefen wie die Hasen, wenn wir ihm etwa eine Freude machen konnten. Und wenn einer so gelaufen war, verspotteten wir ihn: „Mensch, was bürstest du!“ Aber wenn die Reihe an einen andern kam, lief er ebenso.

Zuweilen, wenn wir an unserm Kochloch saßen, machte ich mich davon und ging zu den alten Afrikanern, die ihr Feuerloch immer an einem der Wagen hatten, die Sergeant Hansen führte. Dann winkte mir Hansen; denn er mochte mich leiden, seit ich ihn im Hof der Feste angesprochen hatte. Sie saßen immer für sich, nicht allein aus Stolz, sondern auch, weil sie meist fünf oder gar zwanzig Jahre älter waren als wir. Einige von ihnen waren schon zehn Jahre oder darüber im Lande.

Ich setzte mich still zu ihnen und hörte mit großer Begierde, was sie miteinander redeten. Zuweilen sprachen sie von den wilden fünfzehnjährigen Kämpfen in der Kolonie, die sie ganz oder zum Teil mitgemacht hatten, und von den Kämpfen der letzten drei Monate.

Sie nannten manchen Ort tapferer Taten und manchen wackern Mann, Tote und noch Lebende. Ich wunderte mich, daß schon so große und harte Dinge von Deutschen in diesem Lande ausgeführt waren, davon ich nimmer auch nur ein Wort gehört oder gelesen hatte, und daß schon so viel deutsches Blut qualvoll in diesem heißen, dürrn Lande geflossen war. Sie kamen auch auf die Ursachen des Aufstandes; und ein Älterer, der schon lange im Lande war, sagte: „Kinder, wie sollte es anders kommen? Sie waren Viehzüchter und Besitzer, und wir waren dabei, sie zu landlosen Arbeitern zu machen; da empörten sie sich. Sie taten dasselbe, was Norddeutschland 1813 tat. Dies ist ihr Befreiungskampf.“ „Aber die Grausamkeit?“ sagte ein anderer. Aber der erste sagte gleichmütig: „Glaubst du, daß es ohne Grausamkeit abginge, wenn bei uns das ganze Volk gegen fremde Unterdrücker aufstände? Und sind wir nicht grausam gegen sie?“ Sie sprachen auch darüber, was wir Deutschen hier eigentlich wollten. Sie meinten, darüber müßten wir uns klar werden. „Jetzt stände es so: Es wären Missionare hier, die sagten: ‚Ihr seid unsere lieben Brüder in dem Herrn, und wir wollen euch diese Güter bringen: Glauben, Liebe und Hoffnung‘, und es wären hier Soldaten, Farmer und Händler, die sagten: ‚Wir wollen euch euer Land und euer Vieh so allmählich abnehmen und euch zu rechtlosen Arbeitern machen.‘ Das ginge nicht nebeneinander. Das sei eine lächerliche und verrückte Sache. Es sei entweder recht und richtig, zu kolonisieren, das

heiße entrechteten, rauben und zu Knechten machen, oder es sei recht und richtig, zu christianisieren, das heiße Bruderliebe verkünden und vorleben. Man müsse das eine klar wollen und das andre verachten, man müsse herrschen wollen oder lieben wollen, gegen Jesus sein wollen oder für Jesus. Die Missionare predigten ihnen: Ihr seid unsre Brüder! Und verwirrten ihnen die Köpfe! Sie seien nicht unsre Brüder; sondern unsre Knechte, die wir menschlich aber streng behandeln müßten! Diese sollten unsre Brüder sein? Sie mögen es einmal werden, nach hundert oder zweihundert Jahren! Sie mögen erst mal lernen, was wir aus uns selbst erfunden hätten: Wasser stauen und Brunnen machen, graben und Mais pflanzen, Häuser bauen und Kleider weben. Danach mögen sie wohl einmal Brüder werden. Man nimmt niemanden in eine Genossenschaft auf, der nicht vorher seinen Einsatz bezahlt hat.“

Ein älterer Frachtfahrer, der manches englische und holländische Wort in seine Rede mischte, sagte, es wäre das Beste, wenn die Kolonie an die Engländer verkauft würde, die Deutschen seien wohl brauchbare Soldaten und Farmer, aber von der Verwaltung der Kolonien verständen sie nichts; sie wollten dies und sie wollten das. Ein jüngerer, der erst drei Jahre im Lande war, sagte darauf: „Es müssen erst tausend oder zweitausend deutsche Gräber in diesem Lande sein, und die werden vielleicht noch in diesem Jahre gegraben werden.“

Über diesen Gesprächen wurde es tiefe Nacht und

die Feuer glühten noch wenig und ich sah in ihrem unsicheren Schein die Gesichter, die vom Brand der afrikanischen Sonne verwittert und dunkelbraun geworden waren.

In diesen schlimmen, heißen Marschtagen und mondellen, kalten Nächten, da wir auf der Spur der Feinde mühselig, doch nicht mutlos durch das wilde, buschige Land zogen, eine Woche nach der andern — da war kein Haus, kein Graben, kein Baum, keine Grenze im Sonnenbrand des Tages und in dem fahlen Mondlicht der klaren Nächte — da ich hungrig, schmutzig und müde neben der sandigen, holperigen Wagenspur dahinzog, das Gewehr am Riemen über der Schulter, da ich in heißer Mittagsstunde im Schatten des hohen Kapwagens und in bitterkalten Nächten hungrig und unruhig in dünner Decke auf der blanken Erde lag und am schönen, blauen Himmel die fremden Sterne standen: da, glaube ich, gerade in diesen schweren Wochen habe ich das wunderliche, endlose Land gewonnen.

Gegen Ende der vierten Woche kamen vorgeschickte Reiter wieder einmal mit der Meldung, der Feind wäre nahe. Da machten wir ein besseres Lager als gewöhnlich. Wir stellten unter einem großen Baum das Zelt des Alten auf und machten einen starken Dornverhau rund um uns und hoben draußen Latrinen aus und schliefen die Nacht.

Am andern Morgen in aller Frühe, als ich vom Posten kam, hörte ich, daß alle unsere Reiter, nicht allein die alten Afrikaner, sondern auch die meisten Offiziere als Patrouille ausziehen und die Stellung der Feinde erkundigen wollten. Bald darauf sah ich auch, wie sie sattelten und das Maschinengewehr und den einen zweiräderigen Karren mit Ochsen bespannten. Dann zogen sie, gegen vierzig Reiter, noch in aller Frühe aus dem Lager. Der Alte mit seiner kleinen strammen Gestalt und seinem forschenden Gesicht ritt mitten unter ihnen. Auch unser Leutnant ritt mit. Ich ärgerte mich, daß er statt meiner den Unteroffizier mitgenommen hatte. Doch sah ich ihm nach, bis der schmale Sandweg in den Büschen verschwand. Er trug den Hut auf dem linken Ohr.

Nachdem sie fort waren, fingen wir eine große Wäsche an, denn es war an dieser Stelle ziemlich viel

Wasser in tiefen Löchern, die in den hellgrauen kalkigen Boden hineingegraben waren. Wir machten bei unserm Feuerloch eine breite Grube, legten eine waserdichte Zeltbahn darüber, gossen das Wasser hinein, zogen unsere Lumpen aus und wuschen und rieben mit großem Eifer. Dann hingen wir sie über die Büsche zum Trocknen. So verbrachten wir den Tag ein wenig munterer als lange und sprachen über unsere Reiter: ob sie den Feind wohl fänden, und wann sie wohl wiederkämen. Gegen Abend ging ich zu unsern Proviantwagen und empfing unser Teil für die Backschaft und machte einen Mehlpapp, und wir setzten uns nach unserer Gewohnheit um das Kochloch und aßen.

Als wir noch so saßen, sahen wir plötzlich, wie die nächste Backschaft die Hälse reckte und aufstand. Zugleich hörten wir ein Rufen vom Ende her. Da sprangen wir auf und sahen, auf dem Weg her, auf dem unsere stolze Patrouille heute morgen ausgezogen war, einen einzelnen Reiter herangaloppieren. Er war von Anstrengung matt, daß er mit den schweren Sprüngen des Pferdes hin und her wankte, und das Pferd war dunkelblank von Schweiß und mit Schaumflocken übersät. Sie halfen ihm vom Pferde. Sprechen konnte oder wollte er nicht. Der Hauptmann kam aus dem Zelt und nahm ihn mit sich.

In dem Augenblick kamen, kurz nacheinander, zwei weitere Reiter, alte Afrikaner. Der eine war ein Schleswiger, ein tüchtiger, ernster Mann. Sie riefen nach dem

Hauptmann und sagten vom Pferd mit schwerer Stimme: „Über die Hälfte sind tot.“

Da riefen wir durcheinander: „Wer denn? Was denn? Wer lebt denn? Wo ist der Alte? Ist Peter tot? Ist unser Leutnant tot? Sag es doch!“ Aber sie sagten nichts. Da kam auch der erste wieder aus dem Zelt und sagte: „Die Karre wird gleich kommen mit mehreren Offizieren, die verwundet sind.“

Da machten wir unsere Gewehre bereit, verstärkten den Posten und schickten einen Zug aus, dem Wagen entgegen, und warteten und brüteten vor uns hin und sprachen mit leiser Stimme. Wir waren wie auf den Kopf geschlagen.

Bald hörten wir dann von ferne aus dem Busch Peitschenknallen; dann sahen wir das weiße Zeltdach des Wagens zwischen den Büschen schimmern. Das Geschirr der Ochsen war verwirrt; mehrere der Tiere waren verwundet. Auf der Kiste, mitten im Wagen, saßen die verwundeten Offiziere, mehrere andere lagen wie tot daneben. Der Alte aber stand in der Mitte aufrecht. Sein Haar war blutig und sein Gesicht war bleich. Die Lazarettgäste kamen mit wollenen Decken gelaufen und legten sie über die Liegenden und trugen sie vom Wagen. Das Blut sickerte in großen roten Tropfen vom Wagenbrett. Nach geraumer Zeit kamen, nach und nach, noch fünfzehn, unter ihnen der Sergeant Hansen. Das war alles, was wiederkam.

Ich ging zu meiner Backschaft zurück und saß eine Weile trübsinnig unter ihnen. Die alten Afrikaner saßen

nicht weit von uns. Ich aber wagte nicht zu ihnen zu gehn; denn sie waren ein kleiner Haufe geworden. Zuletzt ging ich doch und setzte mich stumm ein wenig zur Seite.

„Er wollte zurück“, sagte Sergeant Hansen und starrte vor sich in das Feuer. „Aber er hatte einen schlimmen Schuß im Bein. So ist er liegengeblieben.“

Es wurde ein anderer Mann genannt. „Der hatte Glück“, sagte der Schleswiger. „Er bekam einen Schuß in die Brust und lag gleich still.“

Ich fragte leise nach unserm Leutnant. „Ich weiß nicht“, sagte der eine. Der andere sagte: „Er ging zur Seitendeckung in den Busch. Karl hat ihn da fallen sehn.“

Einer erzählte vom Alten: „Ich höre mein Leben lang in all dem Jammer und Geschieße seine ruhige Stimme. Es ist ein Wunder, daß er lebend davongekommen ist.“

Ein anderer sagte: „Sie haben sich alle gut gemacht. Sie lagen und standen und sprangen, und lagen todwund, als tapfere Männer.“

Der Schleswiger schüttelte den Kopf und legte die Hand schwer auf sein Knie: „Daß uns das geschehen konntel“ Sie nannten zwei gute Namen, alte Afrikaner, die geführt hatten und gefallen waren.

Ich sagte mit starker Stimme: „Es sind merkwürdig viele Tote und wenige Verwundete.“ Aber Hansen sagte: „Sei nicht so dumm. Sie machen keine Gefangenen. Wir tun's ja auch nicht.“

Dann sprachen sie noch davon, daß wir nun wohl ein Gefecht haben würden und daß dies Gefecht ein sehr schweres sein würde.

Während ich noch bei ihnen saß und ihnen zuhörte, wurden in der Mitte unseres Lagers aus großen Pistolen rote und weiße Glühkugeln als Signale steil in den Nachthimmel geschossen. Viele standen auf den Wagen und auf den Ästen der Bäume und sahen über das weite, dunkle, schweigende Buschfeld, ob von der großen Abteilung keine Antwort käme. Aber es kam keine.

Als Ruhe im Lager befohlen wurde, ging ich zu meiner Backschaft zurück. Unser Unteroffizier war nicht wiedergekommen.

Da wurde ich am andern Tag zum Gefreiten befördert. Die Knöpfe, die Gehlsen mir schenkte, nähte ich mir mit weißem Zwirn an. Schwarzer Zwirn war nicht da.

Wir lagen noch mehrere Tage an dieser Stelle. Es kamen und gingen täglich mehrere Male Patrouillen; aber keine hatte vom Feind etwas gesehen. Auch kamen immer noch keine Botschaft oder Signale von der Hauptabteilung. Wir sprachen viel über unsere Lage und meinten, der Feind werde eines Tages, von der Hauptabteilung bedrängt, mit seinen Tausenden nach Osten zu auf uns loskommen und uns überrennen, um in die Wüste durchzubrechen. Das mochte wohl ein schwerer Stand werden.

Nach einigen Tagen wurde das Wasser knapp und schlecht. Wir brachen also am Nachmittag auf. Wir

marschierten mit großer Vorsicht; denn es war anzunehmen, daß der Feind, der wegen seiner großen Viehherde viel Wasser brauchte, die nächsten Wasserlöcher, die sehr reichhaltig sein sollten, innehatte und hart verteidigen würde. Einige Sektionen mußten also zu beiden Seiten ausschwärmen und geduckt zwischen den Büschen vorschleichen, das Gewehr in beiden Händen bereit. Dazu wurde auch ich kommandiert.

Da unser Haupttrupp auf dem hindernislosen Weg rasch vorwärtscam, hatten wir, die wir immer vorn zur Seite sein mußten, tüchtig zu laufen, zu schleichen, zu bücken, zu springen, immer Fühlung zu halten. So ging es durch sieben Stunden. Als ich abgelöst wurde, war ich todmüde, meine Stiefel, die schon seit vierzehn Tagen vorn zerrissen waren, hatten lose Sohlen. Meine Füße waren wund. Im Weitermarschieren band ich mir die Sohlen mit Riemen aus frischer Ochsenhaut und zog mir starke Dornen aus Händen und Armen.

Wir gingen bis in die tiefe Nacht hinein, die besonders dunkel war. Mitten in der Nacht kam von der Spitze her plötzlich Befehl, Halt zu machen und aufzurücken. Auch die Wagen fuhren in großer Eile auf und zusammen. Im Viereck knieten wir um sie, das Gesicht nach draußen, das Gewehr bereit. Wir meinten, nun käme der Ansturm. Wir gierten alle danach. Aber es kam nichts, und bald hieß es: „Gewehre zusammenstellen und Decken empfangen!“ Da stellten wir Posten auf und lagerten dort die Nacht.

Früh am andern Morgen zogen wir unbehindert weiter und kamen gegen Mittag an die Wasserstelle. Es war ein ziemlich großes, von kalkiger Erde weißliches Feld; in mehreren tiefen Löchern war ziemlich viel gutes Wasser. Da lagerten wir.

Am andern Morgen zog unsere Kompanie aus, um die Stelle zu suchen, an der unsere große Patrouille gefochten hatte und zur Hälfte vernichtet worden war. Nach einem langen, beschwerlichen Marsch durch dichten Busch, an mehreren flachen Teichen vorbei, die gutes Wasser hatten, sahen wir über dem Buschfeld gegen Mittag unendlich viele Geier und Adler in der Luft schweben und auf Bäumen sitzen. Wir gingen darauf zu und kamen an eine lichte Stelle, die am andern Ende eine kleine buschig werdende Anhöhe sanft hinauf lief, auf welcher, schon im Busch ziemlich versteckt, verlassene Hütten der Feinde standen. An dieser Anhöhe, vor den Hütten des Feindes, lagen viele Leichen der Unserigen im hohen, dürrn Gras, nackt, verstümmelt und zerfressen. Viele von uns waren still; andere knirschten mit den Zähnen und ballten die Hände und fluchten; andere spotteten und sagten: „Wie lange wird es dauern, dann liegen wir auch so. Dann haben wir keine Not mehr.“

Wir stellten Wachen rund um uns in den Busch und fingen an, die andern Toten zu suchen, besonders die, welche in den Busch ausgeschwärmt und dort gefallen waren, und fanden sie alle. Da gruben etliche Gräber,

andere flochten aus dürrer Gras Kränze, andere machten aus Holzstücken Kreuze, andere kappten mit ihren Messern und Seitengewehren die hornharten Dornbüsche. Dann legten wir die Toten in ihre Gräber, schaufelten sie zu und legten die abgehauenen dornigen Äste als einen Verhau darüber, damit die wilden Tiere und Menschen sie in Ruhe ließen, und zogen wieder nach dem Lager.

An diesem Abend oder am andern Morgen kam eine Patrouille mit der Nachricht zurück, daß es den Anschein hätte, als wenn die Feinde südlich von uns nach Osten durchbrechen wollten. Da diese Bewegung unsere Etappenlinie bedrohte, und da überdies immer noch keine Nachricht von der Hauptabteilung ankam und wir ohne sie mit unserm kleinen Haufen dem Ansturm der Tausende schwerlich standhalten konnten, beschloß der Major, etwa drei Tagemärsche zurückzugehen und dort an unserer alten Wasserstelle, in einem befestigten Lager auf der Lauer zu liegen und auf Nachricht zu warten.

Also machten wir uns denn auf den Rückzug.

Wir waren alle unmutig; viele waren müde und stumpf. Als wir aber nach einigen Stunden an einen großen, schönen Wald kamen, dessen Bäume wie deutsche Eichen aussahen, wurden wir sehr an die Heimat erinnert und wurden, während wir hindurchzogen, ein wenig lebhaft und munter. Wir kamen dann durch das sandige, trockene Bett eines Flusses, das einen Meter tiefer lag als seine Ufer. Dann ging es wieder durch ziemlich enge Buschwege.

Als wir an diesem Abend lagerten, sahen wir endlich nach Südwesten zu Signale. Sie leuchteten in weißen und roten Raketen fünf- oder sechsmal auf und erregten und ermunterten uns. Wir dachten, daß

es Signale der Hauptabteilung wären und daß wir nun doch noch wieder auf den Feind losgehen würden. Später, nach Wochen, erfuhren wir, daß der Feind es war, der einige Raketen, die er bei unsern Toten gefunden hatte, spielenderweise abgeschossen hatte.

Wir waren an diesem Abend stiller als sonst. Es war Osterabend.

An diesem Abend vermachte mir Behrens für den Fall, daß er fiel, seine Pistole, die er sich von Kiel mitgenommen hatte, und ich vermachte ihm dafür meine Uhr mit Kette, die ich mir als vierzehnjähriger Junge mit freiwilligem Helfen in der Werkstatt verdient hatte. Der Einjährige Otto Hargens aus Dithmarschen, der an diesem Abend Unteroffizier wurde, ein munterer Junge, war Zeuge.

Am andern Morgen, als es noch dunkel war, machten wir mitten im Lager von trockenem Dornbusch ein schönes Osterfeuer und standen darum und sahen hinein und waren doch froh, daß wir das Leben noch hatten, obwohl es ein so schmutziges und freudloses und mühseliges war, und dachten an die Heimat, wie Mutter nun die Sonntagskleider ausgab, und die Stube so blank war, und der Morgenkaffee so festlich, und die Kirchenglocken über die Häuser hinriefen.

Um diese Stunde, im Morgengrauen, zog ein großer Haufe der Feinde wirklich nach Osten zu; aber nicht, um in die Wüste hinein durchzubrechen, sondern um an einer besonders buschigen Stelle des Weges, die wir heute passieren würden, auf uns zu lauern.

Gegen sechs Uhr, als die Ostersonne hell und klar heruntergekommen war, brachen wir auf. Wir zogen aber so: Voran die kleine Reiterschar, die wir noch hatten, auf abgemagerten, verwundeten und zottigen Pferden; dann marschierte eine Kompanie. Dann kamen unsere Kanonen. Dann kam wieder eine Kompanie. Dann kamen unsere fünfzig Wagen mit je vierundzwanzig Ochsen bespannt. Dann kam meine Kompanie. Ich ging im ersten Zug. Hinter unserm Zug marschierte, als die letzten der ganzen Kolonne, in einem Abstand von ungefähr dreihundert Meter, ein halber Zug. Die ganze Marschkolonne war fünf Kilometer lang. Man konnte in dem dichten, schmalen, staubigen Weg, der sich in Biegungen durch den dichten Busch wand, immer nur einen kleinen Teil davon sehen. Man hörte nur aus dem Peitschenknallen und dem Schreien der schwarzen Treiber: Wörkl wörkl Osse! wie der Zug weiter ging.

Ich ging so in Heimatgedanken vor mich hin, ging durch unser ganzes Haus und ging vor die Tür und sah die Straße entlang, wo die Leute zur Kirche gingen, und kehrte mich um und ging in die Küche, wo Mutter die Schwestern besah, ob sie ordentlich waren zum Kirchgang. Wie war das alles friedlich und rein und schön. Und ich zog hier in fremdem Land, fern von der Heimat, mitten unter wilden, heidnischen Feinden, müde, hungrig und in schmutzigen Lumpen. So sann ich. Ich glaube, ich hörte die Osterglocken, wie sie mit schwerfälligen Stößen über die Stadt wankten.

Da fielen nicht weit hinter mir zwei Schüsse. Ich wachte auf; aber ich dachte gleich, es wäre ein Offizier, der in den Busch gegangen und auf ein Stück Wild zum Schuß gekommen war.

Wir zogen weiter. Aber im nächsten Augenblick, während nun hinter uns Schuß auf Schuß fiel und wir uns umdrehten, das Gewehr schon zur Hand, kam ein Mann atemlos, lief an uns vorüber nach vorn und rief: „Die Nachspitze hat Feuer.“ Im nächsten Augenblick riefen schon die Offiziere, in die Büsche vorzudringen. Ich lief schon mit Gehlsen und Behrens in den Busch und dann, in der Richtung des Weges, den wir gekommen waren, auf die Schüsse zu. Ich drang ein wenig so vor. Da sah ich vor mir, zwischen den Büschen, zwei Rauchwolken aufsteigen, riß das Gewehr an die Backe und schoß im Stehen. Im selben Augenblick sah ich zur Seite und sah etwas schwer nach vorn fallen, wie ein Pfahl umfällt. Als ich meinen Schuß getan, sah ich Behrens da in Krämpfen liegen. Ich sprang mit andern, die nachkamen, schräg nach vorn hinter den nächsten Busch, warf mich ins Knie und gab ein heftiges Schnellfeuer nach dem Rauch hin ab und nach etwas, was unruhig und dunkel hinter dem Buschwerk huschte. Ich weiß nicht, wie viel Schüsse. Da fiel mein anderer Kamerad, der neben mir kniete. Im Fall entfiel ihm das Gewehr; er stöhnte und jammerte laut auf. Ich warf mich ganz hin und schoß schnell weiter, um meine Kameraden aufmerksam zu machen, wo ich in großer Bedrängnis läge. So war es abgemacht worden.

Die sprangen auch heran und warfen sich hier und da hin und schossen wie ich, gegen Feinde, von denen wir nichts sahen, als hier und da zwischen Büschen ein Wölkchen Rauch. Wir lagen wie Bäume. Dicht neben mir lag ein Unteroffizier, dem der linke Arm schwer blutete. Er hatte das Gewehr auf einen dünnen Ast gelegt und feuerte in kurzen, ruhigen Abständen. Die Kugeln kamen von vorn und von beiden Seiten. Nun sah ich auch etwas Fremdes herankommen. In Klumpen lag und kniete und schlich es zwischen den Büschen. Ich sah keinen einzelnen; nur eine Masse. Es kam ganz nah. Die Kugeln splitterten um mich im Buschwerk. Ich schrie so laut ich konnte: „Hierher! Hier!“

Ich glaube fast, daß wir an unserer Stelle uns so gehalten hätten, bis Verstärkung gekommen wäre. Aber da kam der Ruf des Hauptmanns: „Sprungweise rückwärts.“ Ich sprang mit vier Nebenleuten auf und lief um ein oder zwei Büsche zurück und warf mich wieder hin. Zu dritt kamen wir an; einer wurde im Sprung getroffen und stolperte und fiel hin. Er versuchte leise jammernd nachzukriechen, konnte es aber nicht. Ich lag und schoß über ihn weg und rückte ein wenig zur Seite, weil er im Schmerz beide Arme hob. Wieder sprangen wir auf, und wieder im Lauf griff mein Nebenmann nach seiner Brust, ließ sein Gewehr fallen, lehnte sich ein wenig seitwärts nach einem Busch und sagte, mit einem Blick auf mich, noch im Stehen: „Gib meinem Bruder das Buch“, und fiel schwer hin und rührte sich nicht mehr. Ich konnte nach dem Buch

nicht suchen; denn in diesem Augenblick sah ich, mich zum Schießen umwendend, hier und da zwischen den graugrünen Büschen fremde Menschen in Korduniform wie Schlangen aus dem Gras sich heben, sah um mich und sah, daß ich allein war. Da sprang ich wieder auf und lief drei, vier Sätze zu meinen Kameraden zurück, anderen, die nun gebückt vorgingen, wandte mich wieder um und kniete wieder unter ihnen und schoß; und sah nicht weit von mir eine schwarze, halbnackte Gestalt, wie einen Affen, mit Händen und Füßen, das Gewehr im Maul, auf einen Baum klettern und zielte nach ihm und schrie auf vor Freude, als er am Stamm herunterfiel.

Als ich dann wieder schießen wollte und den Zeigefinger krümmte, war die Hand plötzlich machtlos. Ich kam in rasenden Zorn und sah in Wut auf sie. Da sah ich Blut aus dem zerlumpten Ärmel laufen und fühlte auch, daß der Arm vom Ellbogen herunter naß war. Im Halbkreis um mich hörte ich ein dumpfes, wildes Schreien und Rufen der Feinde. Es war niemand mehr bei mir. Da dachte ich plötzlich an das Wort, das mein Vater so oft zu mir gesagt hatte: „Wenn du deine Nase in ein Ding steckst, vergißt du darüber alle andern Dinge.“ Ich kroch eilig auf allen vieren zurück, sprang auf und lief geduckt weiter. Da lief noch einer neben mir, ganz auf der Seite hängend, mit blutigem Leib. Ich griff im Laufen unter seinen Arm; aber er fiel stöhnend in die Knie und krümmte sich im Knien. Da nahm ich sein Gewehr,

damit es den Feinden nicht in die Hände fiel. Mein eigenes hatte ich über die Schulter geworfen. Und lief so weiter und kam durch vordringende Kameraden hindurch auf eine Lichtung.

Da sah ich den Alten dastehen, straff und ruhig wie sonst, mitten auf dem Platz; um ihn einige Offiziere und Mannschaften. Von drüben aus dem Weg brachen Sektionen hervor, breiteten sich nach seiner Handweisung über die Lichtung rund um ihn aus, warfen sich hin und schossen gegen den Feind. Hinter den Laufenden kamen die Kanonen herangejagt und warfen sich auf seinen Wink dicht vor ihm herum und schossen über die vor ihm liegenden Kompanien weg gegen den Feind. An einer Revolverkanone entfielen mir beide Gewehre und meine Knie vergaßen die Kraft, und ich sank zusammen. Ich sah verzweifelt auf meinen blutigen Arm. Im Kauern langte ich nach dem Verbandpäckchen, das ich im Rockschoß hatte, und bekam es auch zu fassen; als ich es aber umbinden wollte, stand das Blut nicht. Da half mir ein Matrose. Einige Verwundete lagen und knieten schon da; andere kamen mit schmerzvollen Gesichtern angekrochen und legten sich hinter die Kanonen, die mit Macht feuerten.

Bald darauf, als Munitionswagen und Lazarettkarren herangaloppiert kamen, stand ich auf und versuchte, eine Munitionskiste heranzuschleppen, die sie mit Äxten aufschlugen. Ich konnte auch eine Weile mithelfen; ich weiß nicht wie lange. Aber plötzlich lösten sich wieder die mit Gewalt gefestigten Knie. Da schlich

ich mich wieder zu den andern und saß bei ihnen und hielt mit der linken Hand das Blut auf und hob zuweilen die Augen, und wenn ich sie hob, sah ich nach dem Alten, der mit seinen Augen die ganze Lichtung absuchte.

So lagen und standen sie im Halbkreis um uns Verwundete und um die ausgeladenen Kranken, die teilnahmslos mit geröteten Gesichtern unter ihren Decken lagen, und feuerten heftig gegen die herandrängenden Feinde. Sie kamen so nah, daß ich sie sah. Sie trugen meist die Uniform unserer Schutztruppe, andere hatten europäische Sommeranzüge, einige waren halbnackt. Ihre Glieder erschienen merkwürdig lang, ihre Bewegungen waren merkwürdig glatt und gewunden. So schlichen, glitten und sprangen sie durch die Büsche an uns heran. Zwei- oder dreimal schossen die Artilleristen mit Schrapnells; es rauschte wie ein Sturzbach durch die Luft; dann prasselte und knatterte es, und sie wichen wieder. So lagen und standen die Unsern zwei Stunden lang um uns und hielten den wilden Ansturm aus, und konnten keinen Schritt vorwärtsdringen.

Dann aber drangen sie langsam in dem Busch vor und stießen den Feind zurück und drangen bis zu der Stelle, wo wir, die Nachspitze, gekämpft hatten, und hofften wohl, sie würden einige noch lebend finden. Aber sie waren alle tot und nackend. Sie brachten sie heran und legten sie in großem Halbkreis unter einen Baum. Ich und andere gingen heran; ich wollte meine beiden liebsten Kameraden noch einmal sehn. Aber

wir wurden zurückgedrängt, daß wir den Jammer nicht sähen. Einige Kameraden gruben schon ein Grab; andere verschanzten das Lager. Denn wir wollten die Nacht hierbleiben.

Gegen Abend, als die Sonne unterging, wurden die Toten in das Grab gelegt. Zwanzig Mann schossen über ihrem offenen Grab; der Alte sprach von Vaterland und Gott, und von Tod und Osterglauben. Ich saß wund und halb von Sinnen bei den Verwundeten, von denen einige, ans Wagenrad gelehnt, leise redeten, andere mühselig seufzten, andere vor Ermattung oder Ohnmacht schliefen, einer oder zwei sterbend röchelten. Gehlsen, der auch einen Fleischschuß im Arm hatte, saß neben mir. Sie brachten uns ein wenig Reis und einen Kochgeschirrdeckel voll Wasser; das ist ungefähr ein halber Liter. Ich hätte gern drei Liter getrunken; es war aber weit und breit kein Wasser. Ich fühlte mich sehr verlassen und hatte heißes Heimweh.

Es war gut, daß Hansen und Wilkens kamen und mich unterm Arm nahmen und zu ihren Genossen, den alten Afrikanern, brachten und mir heimlich noch etwas Wasser und noch ein Stück trockenen Pfannkuchen gaben und eine Decke. Sie waren immer etwas besser versehn als wir. So saß ich und hörte mit düstern Sinnen, was sie redeten. Sie sagten, daß das Gefecht ein kleiner Erfolg gewesen war, da der Feind geflohen wäre; aber der Erfolg wäre doch wohl zu teuer bezahlt. Sie sagten auch, sie hätten dem Feind eine so große Tapferkeit nicht zugetraut und hielten für wahrscheinlich,

daß er morgen wiederkäme. Ich hörte auch noch, daß sie über unsere Kranken redeten und sagten, bei solch elender Nahrung und bei dem verdorbenen Wasser würden noch viel mehr krank werden. Ich wunderte mich im Halbschlaf, daß sie so viel Wesens von unsern Kranken machten und nicht viel mehr von den zweiunddreißig redeten, die unter dem großen Baum in der Erde lagen, und von deren Eltern und Geschwistern. Ich war müder und müder geworden und hatte mich in die Decke gewickelt und den brennenden Arm auf die Hüfte gelegt und hörte nur dann und wann ein Wort, bis alles um mich still schien. Da fing es wieder an, durch die Büsche herzukommen. Im unruhigen Schlaf hörte ich wieder Schüsse und sah Schwarze rund umher und sah sie auf die Bäume steigen, das Gewehr quer im Maul. Die alten Afrikaner standen rund um mich und trafen mit jedem Schuß. Aber es waren zu viel Feinde, und einer kam und faßte mich am Arm und wollte mir die schützende Decke wegziehen. Da stöhnte ich sehr und erwachte halb, halb schlief ich noch, und hörte, wie Heinrich Hansen sagte: „Laß ihn da liegen: Ich brauche keine Decke, ich habe eine Haut von Speck und Dreck.“

Am andern Morgen bekamen wir ein bißchen Reis und ein wenig Wasser. Dann wurden die Kranken und Verwundeten auf die Wagen geladen; zwei von ihnen waren ohne Besinnung.

Ich setzte mich auf die Kiste vorn im Wagen, den Arm, in dem es stach und brannte, in der Binde. Hinter

mir lagen in dem langen Kapwagen in zwei Reihen vier Verwundete und zwei Kranke. Der Schwarze neben den Ochsen hob seine langen, magern Arme zum ersten langen Peitschenschwung und schrie die Tiere an. Dann stieß das Wagenrad gegen den ersten Stein, der in der Spur lag, und fiel herunter, schwer aufstoßend; hinter mir stöhnte es mühsam. Ich stützte den gesunden Arm aufs Knie. So ging es vorwärts in langem, langem Zug, Wagen hinter Wagen, dazwischen eingestreut Kanonen und marschierende Kameraden. Als wir an dem großen Grab unterm Baum vorüberfuhren, sah jeder noch einmal mit einem langen Blick hinüber. Die es vergessen hatten, drehten den Kopf zurück. Ich dachte, als ich vorüberfuhr: ‚Wenn Gott mich nach der Heimat zurückführt und mir langes Leben und Gesundheit gibt, will ich noch einmal davor stehn und überdenken, ob ich dann in meinen eignen Augen wert bin, daß ich einst aus diesem Feuerloch lebend herauskam.‘ Dann lagen sie einsam.

Der eine, der einen Schuß in den Leib hatte, quälte sich langsam und mühselig dem Tode zu. Am Morgen sprach er noch mit leiser Stimme kurze Worte, am Mittag nahm er noch ein wenig von dem dreckigen Wasser; bald darauf röchelte er schwer und war ohne Besinnung. Gegen Abend lag er mit offenem Munde und gebrochenen Augen; ich merkte aber an dem Heben und Senken der schmutzigen Wolldecke, daß er immer noch lebte. Einer von unseren Einjährigen, der Arzt war, kam bei jeder Rast und sah in den Wagen,

und ich sah das helle Mitleid in seinen Augen. Er war nicht viel älter als ich; es war ihm aber im Busch ein langer, starker Bart gewachsen.

Als ich gegen Abend aus einem Halbschlaf erwachte, saß einer vom ersten Zug, ein Rheinländer, neben mir auf der Kiste. Er klagte über Schwäche in den Füßen und Knien, fühlte sich bald heiß, dann wieder kalt. Er sah mich aus tiefen, trockenen Augen wunderlich wirr an; aus seiner Stirn traten große Schweißtropfen hervor. Der Einjährige kam, fühlte nach seinem Puls, sah ihn mißtrauisch an und sagte so vor sich hin: „Das ist der Zwölfte in sieben Tagen“, und ging wieder davon.

Gegen Abend erreichten wir unser altes Lager. Da wollten wir nun bleiben, auf der Lauer liegen und auf Nachricht warten.

Ich konnte an diesem Abend vor Fieber nicht schlafen. Ich lag mit offenen Augen neben dem Lazarettzelt und sah zu, wie sie sich um die Verwundeten und um die Kranken mühten. Sie nahmen eine Zeltbahn und schlugen sie einmal zusammen und knüpften die offenen Seiten zu und stopften in diese so entstandenen Säcke das lange, dürre Gras und legten den Leidenden darauf und taten ihm Gutes, soviel sie konnten. Gegen Morgen kam ein neuer Kranker; er kam mit schleppenden Füßen und halbgeschlossenen Augen, blaß wie der Tod. Am Vormittag kamen wieder zwei.

Nun lagen da schon neben siebzehn Verwundeten vierzehn Kranke. Die Kranken lagen teilnahmslos da, wie von einem Schlag vor den Kopf betäubt. Wenn man sie fragte, sagten sie, sie fühlten keinen Schmerz, sie wären aber so matt und so heiß.

In den folgenden drei Tagen wurden weitere zwölf krank. So ging es Tag für Tag.

Da sagten sie es offen, daß es Typhus wäre. Er war durch die geringe und schlechte Nahrung und durch das verdorbene Wasser und den Schmutz und das Frieren in den dünnen, verlumpten Kleidern gekommen.

Wenn wir am Morgen an möglichst großem Feuer,

damit wir uns nach der kalten Nacht wärmten, unsern Kaffee oder unsere Mehlsuppe gebraut hatten, traten die Kameraden an und übten Griffe, als wenn sie in Kiel auf dem Kasernenhof wären. Dann schwärmten sie zugweise aus in den Busch, krochen, schlichen, duckten sich, warfen sich hin und lagen im Anschlag, zielten gegen die Sonne und mit der Sonne, sprangen auf und stürmten mit Hurra. Aber die alten Afrikaner höhnten und sagten, sie schrien nicht „Hurra“, sondern „Hunger“.

Um zwölf kam von den Wagen her die Stimme des Feldwebels: „Proviant empfangen.“ Die Vertrauensmänner rannten hin und kamen mit ein wenig Mehl in der Zeltbahn und Reis und Salz und ungebranntem Kaffee wieder. Und dann begann in jeder Backschaft das Feuern und Rühren, Reden und Raten, Löffeln und Essen. Ich konnte nichts weiter tun als ein wenig Wasser tragen.

Um drei begann wieder der Dienst. Korporalschaftsweise saßen sie in den Schützengräben und reinigten ihre Gewehre. Ich saß bei ihnen. Die Unterhaltung ging langsam und träge. Ein trauriges Lied wurde angestimmt: Zu Straßburg auf der Schanz', oder: Steh' ich in finst'rer Mitternacht. Aber es klang stumpf und verstummte bald.

Abends dunkelte es rasch. Wir saßen im Windschutz der aufgestellten Zeltbahn, redeten von diesem und jenem und sangen ein Lied. Vom Zelt des Alten her kam eine helle Stimme, ein Scheltwort oder ein Lachen.

Aus der dunklen Öffnung des langen Lazarettzeltes blinkte das irrende Licht des Wärters, der von einem zum andern ging. Hier und da glimmte noch aus einem Feuerloch ein Schein empor. Unter einem Baum saßen die schwarzen Ochsentreiber und sangen leise und mehrstimmig einen Choral, den die Missionare ihnen beigebracht hatten. Der Offizier vom Dienst kommt von den Unteroffiziersposten, die rund ums Lager stehen, ruft den Schwarzen kurz zu, den Mund zu halten: „Will jelle slap?!“ und geht in sein Zelt.

So verging ein Tag nach dem andern. Wunderliche Gerüchte gingen immer wieder neu durchs Lager: tausend Reiter wären von Deutschland her unterwegs, uns zu helfen; der Gouverneur hätte die Schwarzen in einer zweitägigen Schlacht geschlagen; es wären unzählige Schwarze getötet und auf Scheiterhaufen verbrannt worden.

Wohl fünfzigmal kam immer wieder von neuem das Gerede: wir sollten abgelöst werden und nach Hause. Davon sprachen wir am liebsten. Nach Hause! Was werden sie zu Hause sagen, wenn wir wiederkommen! Was werden sie für frohe Gesichter machen! Was werden wir alles zu erzählen haben! Wenn die ausgesandte kleine Patrouille von fünf, sechs Mann auf ihren mageren und müden Pferden heimkam, wußte man bald an jedem Kochloch, was sie ausgekundschaftet hatte, und man stellte große Behauptungen auf. Jeder war ein Generalstäbler und weiser als alle andern. Und dann, wenn wir den Feind so oder

so geschlagen haben; dann geht es nach Haus! O, nach Haus! Wir wollten alle, alle nach Haus.

Die drückende Hitze des Tages und die schneidende Kälte der Nacht, die jämmerliche Nahrung, das erbärmliche Wasser machten immer mehr Kameraden schlaff, träge und gleichgültig. Wir bekamen alle eine andere Sprache; ohne Leben, ohne Schwung; wie schlaftrunken redeten wir. Einige wenige blieben munter. Heinrich Gehlsen kam oft zu mir, mich zu ermuntern. Er war trotz seiner Armwunde immer tätig, hatte an allem, was er Neues sah, Interesse: an dem Vogel in der Luft, an der Wolke am Himmel, an der Sprache der schwarzen Treiber, an dem Fieber der Kranken. Heinrich Hansen, der alte Schutztruppler, winkte mir zuweilen heimlich und steckte mir im Schutz des Proviantwagens einen Lappen kalten Pfannkuchen in die Hand. Der durchschossene Arm schmerzte und fieberte; dazu hatte ich im Leib ein widerlich drückendes Gefühl. Ich war so matt, daß mir zuweilen am hellen Tage, wenn ich so am Feuerloch saß und das Leben um mich besah, die Augen zufielen und das Kinn auf die Brust sank und ich langsam zur Seite fiel und schlief.

Der Gesang im Lager wurde immer, immer weniger, die Unterhaltung immer mühsamer. Wir wurden immer hungriger, schmutziger, kranker. Gleichmütig und still sahen wir an jedem Abend einen oder zwei von uns in ihre abgerissenen, schmutzigen Lumpen und in ihre grauen Wolldecken gewickelt unten in der frem-

den, grauen Erde liegen, schwer und müde hoben die Befohlenen die Arme in die Luft zum Feuern, den Toten zur Ehre; müde und stumpfsinnig schaufelten sie Erde auf sie und legten Dornen darauf. Nachts erwachte ich von den müden, wirren Reden der Kranken und von dem Heulen der Schakale, welche die Gräber witterten.

Als wir vierzehn Tage so gelegen hatten, war es so weit, daß jeder vierte Mann krank war. In zwei langen Reihen lagen sie auf der nackten Erde in voller Uniform, eine Zeltbahn über sich gegen den Sonnenbrand. Sie mußten da in ihrer schweren Krankheit liegen, nicht allein ohne irgendwelche Medizin, sondern auch ohne Stärkung. Wir hatten nicht einmal Milch und Eier. Wir hatten nicht einmal ein Stück trockenes Brot. Wir hatten nicht einmal ein bißchen Reinlichkeit.

Der Alte stellte sich, als wenn er immer guten Mut hätte, und tat alles für uns, was er erdenken konnte. Mancher hat seine letzte Freude auf der Erde, ein gutes, munteres Wort, von ihm bekommen. Ich sah ihn oft aus dem Lazarettzelt kommen und freute mich oft an seinem guten Trost.

Als aber immer mehr von uns krank wurden und immer mehr so gleichgültig dumpf ihrer Arbeit nachgingen, und immer noch keine Nachricht oder Proviant oder Lazarett kam, da mußte auch er die Hoffnung aufgeben. Er dachte wohl einmal daran, wieder vorzugehen, aber er erkannte, daß seine kleine Truppe keinen Heerzug mehr darstellen würde, sondern einen

Krankentransport. Da schickte er Boten an die Hauptabteilung, daß er ohnmächtig wäre und vom Feind ablassen müsse und dies Hinsterben der Jugend nicht länger ansehen dürfe und eine bessere Wasserstelle suchen wollte.

Da packten sie denn, während ich untätig und mit dumpfem, halbwirrem Kopf mit meinem entzündeten und brennenden Arm am Rad des Munitionswagens hockte, die Schwerverwundeten und die Kranken auf die Wagen. Die Gesunden marschierten neben und hinter den Wagen. Wenige saßen auf müden, zottigen Pferden. So zogen wir bedrückt davon. Ich saß auf dem Proviantwagen, den Hansen führte. Manche Stunde saßen wir nebeneinander auf der Kiste, während er aus seiner kurzen Pfeife rauchte und spärlich dazu redete.

Einmal ging einer im Irrsinn so einfach aus dem Wagen weg in den Busch hinein und wurde nicht wiedergefunden. Da mußten Wachen um die Wagen gestellt werden, daß niemand entfloh. Einer der Fiebernden ging mit dem Seitengewehr auf den Arzt los; ein anderer, der noch in Reihe und Glied ging, schoß plötzlich wild um sich. Drei von den Kranken starben unterwegs und wurden im Busch begraben. Der Einjährige war Arzt, Wärter, Soldat, alles zugleich. Sein Gesicht wurde schmaler und bleicher; aber sein Bart wurde länger und dichter.

In der dritten Nacht wurden mehrere Ochsen vor dem letzten Krankenwagen schlapp und einer ver-

endete. Da ließen wir auch unsern Wagen halten, um ihnen zu helfen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß die andern weiterzogen; sie meinten wohl, die Biwakstelle wäre ganz nah und wir würden gleich nachkommen. Aber wir hatten eine stundenlange Verzögerung. Da hielten wir denn auf dem schmalen Weg im Busch in der finstern Nacht: zehn Kranke mit drei Mann Bedeckung; und die Treiber behaupteten, sie hätten im Busch Feinde gesehen.

Ich kletterte mühsam in den Wagen und sagte den beiden Verwundeten, die noch leidlich bei Sinnen und Kräften waren, wie es um uns stand. Sie richteten sich halb auf und nahmen ihre Gewehre und hielten so mit uns andern Wache, bis wir weiterfahren konnten.

Am vierten Tag erreichten wir auf unserm Rückzug eine gute Wasserstelle. Es war da eine kleine, ganz schlichte Kirche, welche die Mission gebaut hatte, und das halbzerstörte Haus des Missionars; in diesem Gebäude wurden auf der Erde aus Gras und Decken Lager bereitet. Die Gesunden lagerten einige hundert Meter aufwärts am Hügel. Da wollten wir nun liegenbleiben, bis die Krankheit unter uns ausgewütet hatte. Zu der Zeit hörten wir, daß der Feldzug vorläufig ganz zum Stillstand gekommen wäre, weil der Aufstand für die kleine deutsche Macht, die zur Zeit in der Kolonie vorhanden war, allzumächtig emporgelodert war.

Als wir ungefähr zehn Tage dagelegen hatten, kamen endlich Nahrungsmittel und für die Kranken

Matratzen und auch Stärkungsmittel, nämlich Wein, Bouillon, Eiweiß, Kakao, Quäker Oats, so daß die Kranken nun endlich gebettet und gesättigt wurden. Wir blieben aber weiter in den schrecklich dreckigen Kleidern.

Wir lebten in großer Niedergeschlagenheit, wir lauter Kranke und immer einige Sterbende. Ich machte mich nützlich, soviel ich konnte. Matt und mit dumpfem Kopf ging ich von einem zum andern, gab mit meiner gesunden linken Hand dem einen Wasser, dem andern ein Stück Zwieback und half dem dritten ein wenig in die Höhe, daß er seine Leibesbedürfnisse verrichten konnte.

In diesen jammervollen dumpfen Wochen traten mir besonders zwei Kameraden nahe. Wir hatten uns früher, da wir gesund waren, kaum gekannt. Der eine war ein Thüringer Junge mit kindlich-braunen Augen; er sprach wenig. Mir war schon auf dem Schiff aufgefallen, daß er so still war und so verwundert dareinsah. Nachher, wie wir das Land betraten und dann in das Buschfeld eingedrungen waren, waren seine Augen immer banger, sein Mund immer stummer geworden. Er war sonst von kräftigem Körper und ertrug alles gut und klagte nicht, stand auch im Gefecht seinen Mann. Nun wurde er hier im Lager krank. Er kam mit Gewehr und Decke vom Lager her zu uns herab, fröstelnd, mit glanzlosen Augen, und sagte mit schüchternem Scherz: „Nun will ich Rentner bei euch werden alle meine Tage“, und legte sich hin. Ich sprach nun

oft mit ihm, nicht viel mit Worten; denn unser Gaumen war ein ausgedörrter Schlauch und unsere Gedanken hatten Schleppfüße; aber mit Andeutungen und Zeichen. Da wurde mir klar, daß ihm alles, alles, was wir erlebt hatten, seit wir Kiel verlassen hatten, unheimlich und grausig gewesen war. Die unendliche Weite des offenen Meeres, die trotzige, ernste Küste von England, der erhabene Berg von Teneriffa, die fremden Sternbilder, die stehende Sonne, der kahle Strand von Swakopmund, der Anblick unserer Toten, das Sterben der Kameraden: seine Seele war nicht stark genug für alle diese großen und harten Dinge. Er starb an Ruhr und Herzschwäche am siebenten Tag.

Der andere war schon schwerkrank, als wir dies Lager bezogen. Er war in Nürnberg geboren und hatte dort seine Kindheit zugebracht. Fünfzehnjährig war er wegen seines Stiefvaters aus der Heimat gegangen und war seitdem unruhig durch die Welt gewandert. Als Steward war er von Bremen aus nach Südamerika gefahren, war quer hindurch nach Chile gekommen, hatte Samoa gesehen und hatte in San Franzisko Kellner gespielt. Dann war er in die Marine der Vereinigten Staaten eingetreten; doch nicht auf lange. Einige hundert Mark, die er in der Tasche hatte, hatten ihn verleitet, von New Orleans nach Australien zu fahren, um Gold zu graben; er hatte aber wenig oder nichts gefunden. Als Australien gegen die Buren Freiwillige stellte, war auch er hinübergefahren, als Trimmer, aber

um den Buren zu helfen. Er war gefangengenommen und hatte auf Ceylon böse Tage erlebt. Von da war er nach Kapstadt zurückgekehrt und war auf die erste Nachricht vom Aufstand in unserer Kolonie als Kriegsfreiwilliger eingetreten. Es gibt, glaube ich, nicht wenige Deutsche, die so unruhig und wirr und gutmütig dumm durch die Welt wandern. Ihr ganzes Leben geht damit hin, wahllos einem ersten Einfall ihres unruhigen, haltlosen Gemütes zum Rechten oder Verkehrten nachzulaufen und nach getanem Lauf ohne Nachdenken oder gar Reue sich auf ein anderes Ziel, das eben gerade in ihr Gesichtsfeld kommt, zu stürzen. Er schalt auf die Engländer, auf die Amerikaner und am meisten auf die Buren; aber ich war überzeugt, daß er zu den Franzosen und Japanern gelaufen wäre, wenn da bei ihnen irgend etwas losgewesen wäre. Es ist schlimm, wenn ein Mensch sein Leben nicht in der Hand behält. Nun lag er ziemlich lange schwerkrank an Typhus, obgleich er so sicher gemeint und geprahlt hatte, daß er ein „Gesalzener“ wäre, und phantasierte in einem fort. Als er sich langsam wieder erholte, war er ganz vernünftig und erzählte mir von seinem ganzen Leben; er behielt aber noch eine ganze Woche lang den Wahn, daß ihm beide Beine abgeschossen wären. Ich saß manche Stunde bei ihm und habe aus der Unterhaltung mit ihm viel gelernt. Was nachher mit ihm geworden ist, weiß ich nicht.

Ich blieb immer so stark, daß meine Füße mich tragen konnten. Aber wenn ich vors Lager hinausging,

meine Leibesbedürfnisse zu verrichten, was ich oft am Tage tun mußte, und ich mir vornahm, daß ich nicht hinter mich sehn wollte, sah ich doch hin und sah, daß es ganz blutig war. Dann kam ich sehr mutlos zu den andern und saß und brütete vor mich hin und meinte fest, ich müßte wohl auch hier sterben, und fand mich mit trüben Sinnen in dies Schicksal und dachte voll stiller Wehmut an mein Elternhaus. Dem Arzt sagte ich nichts. Es war aber ein Lazarettgast da, den ich fragte. Der sagte: „Du hast vorne im Leib den Typhus und hinten die Ruhr; aber du hast eine glückliche Natur und machst es so im Gehn durch“; und gab mir Pillen. Ich nahm die Pillen genau, wie er mir gesagt hatte; aber ich glaubte weiter an seine Predigt nicht; denn er war halb von Verstand. Da waren viele in diesem Feldzug: Offiziere, Ärzte, Lazarettgäste, Soldaten, die taten noch treu ihre Pflicht wie eine Maschine, die noch eine Weile weiterläuft, wenn der Dampf schon abgestellt ist, und waren inwendig schon krank und voll von wirren Gesichtern.

Eines Abends — ich war schon wochenlang im Typhuslager — hatte jemand einen Brief bekommen, ich glaube aus Swakopmund, darin stand unter anderm, daß in Deutschland jedermann von dem Krieg zwischen Rußland und Japan spräche, von uns aber spräche kein Mensch, ja man spotte über uns und unsern Jammer als über Leute, die für eine lächerliche und verlorene Sache stritten, und man wolle

nichts von uns wissen, weil wir das rasche Siegen nicht verstünden. Ich wollte den Brief erst wegwerfen; dann aber dachte ich, ich wollte ihn Heinrich Hansen zeigen. Der kam aber nicht. Doch kam am andern Tag ein andrer alter Schutztruppler, da zeigte ich dem den Brief; denn mir war aller Mut entfallen. Er las ihn und lachte und sagte: „Was wundert dich das? Ist es nicht immer so gewesen? ‚Wie viele Frauen hat der König von Siam? Was für ein Strumpfband trägt die Königin von Spanien? Welche Antwort hast du auf die Postkarte bekommen, welche du dem japanischen Feldherrn geschickt hast?‘ Sieh! Das sind die Dinge, welche die Deutschen interessieren. Du solltest mal hören, wie die Engländer über uns lachen, über uns Redefratzen und Hänse in allen Gassen. Die Engländer fragen bei jeder Sache: ‚Was nützt es mir und England?‘“ Damit ging er weg.

Ich ging wieder zu den kranken Kameraden, holte meine Decke und setzte mich an die Seite des Eingangs auf die Erde. Es war ein kalter, unfreundlicher Abend. In den Büschen knarrte vertrocknetes Astwerk; Geier flogen seitwärts nach höhern Bäumen, die plump und dunkel übers Buschfeld ragten. Aus dem Raum hinter mir kam lautes, stoßweises Wimmern eines Schwerkranken. Ein Leichtkranker saß vor dem Proviantzelt geduckt auf einer halbzerschlagenen Kiste, stierte vor sich hin und sang mit müder, dösiger Stimme unser altes Lied:

„Doch mein Schicksal will es nimmer,
Durch die Welt ich wandern muß.
Trautes Heim, dein denk' ich immer,
Trautes Heim, dir gilt mein Gruß.
Sei begrüßt in weiter Ferne,
Teure Heimat, sei begrüßt.“

Zwei Kameraden gingen in ihren Mänteln, Spaten
auf der Schulter, querüber nach dem Hügel, ein neues
Grab zu graben.

In der vierten Woche meines Aufenthalts im Typhuslager hörte ich, daß von Deutschland her frische Truppen angekommen wären und noch mehr ankommen würden, lauter Husaren, im ganzen viertausend, und daß der Feldzug nun also mit mehr Macht wieder losgehen sollte. Aber mir war es gleichgültig; ich dachte: ‚Wärst du bloß aus diesem Affenlande heraus.‘

Aber in der fünften Woche wich meine Krankheit. Wie aber Gesundheit und Kraft leise wieder kamen, dachte ich, daß es doch nicht schön wäre, so, nach diesen Erlebnissen, nach Hause zurückzukehren. Ich wollte gern bei dem zweiten und bessern Teil des Feldzugs, bei dem „raschen Siegen“, dabei sein.

Es traf sich, daß ein Oberleutnant mit einer kleinen Patrouille von drei Mann von Osten her kam und unterwegs einen Mann verlor und einen andern als Typhuskranken hier liegen lassen mußte. Dem sprang ich vor die Füße und bat ihn, daß er mich mitnähme. Er fragte mich, ob ich reiten könnte. Ich sagte: „Ja“, obgleich ich seit meinen Kindertagen nicht wieder auf einem Pferd, und auf einem Sattel noch niemals gesessen hatte. Er sah mich mißtrauisch an und sagte: „Du fällst mir unterwegs vom Pferd.“ „Zu Befehl“, sagte ich, „ich bin stark wie ein Baum“, und sah ihn an. Er war mager wie ein Brett und seine Augen glit-

zerten unter der Stirn. Er sagte: „Ich habe vier Monate lang ein Hundeleben geführt.“ „Zu Befehl“, sagte ich, „ich auch. Und darum möchte ich hier weg.“ Da machte er mich beim Hauptmann los.

Bevor der Morgen graute, ging ich zu den Pferden, die schon an unsern Wagen angebunden standen, und sagte dem Unteroffizier, der mitritt und der schon neben den Pferden stand, daß ich noch nicht auf dem Sattel geritten hätte. Er schimpfte erst mächtig und fragte mich, ob ich denn wenigstens wüßte, wo bei einem Pferd vorn oder hinten wäre. Ich dachte: ‚Mach ihn nicht ganz wild‘ und griff nach dem Sattel und trat an das eine Pferd heran und sah im Geist, wie ich in meinem Leben wohl schon hatte satteln sehn und machte es ja wohl nicht ganz falsch; denn er fing wieder an, gewaltig zu schimpfen und mir zu zeigen, wie es richtig wäre. Dann übte ich ebenso das Auf- und Abkommen und dachte: ‚Das wird schon gehn.‘ Am andern Tag erfuhr ich von dem andern Mann, daß auch der Unteroffizier erst vor kurzer Zeit zum erstenmal ein Pferd bestiegen hatte und mit viel mehr Ach und Krach als ich. Da wunderte ich mich, was doch Gott für merkwürdige Kostgänger hat. Darüber habe ich mich überhaupt oft gewundert.

So ritt ich denn an diesem Morgen mit der Patrouille nach Westen, nach Windhuk zu, nachdem ich vier Monate lang im Busch und in der Wildnis gewesen war. Auch meine Begleiter waren so lange draußen gewesen. Ich fürchtete mich sehr vor dem ersten Trab;

es ging aber leidlich gut. Mit frohem Herzen und wehem Gesäß, immer eifrig mit dem Kopf nickend, ritt ich dahin. Am andern Tag ging es schon viel besser. Der Oberleutnant, ein langer Rheinländer mit kurzem, schwarzem Vollbart, war ein gemüthlicher Mann; er unterhielt sich oft mit mir und schien Gefallen an mir zu finden.

Nachdem wir zwei Tage lang durch öde, menschenleere Gegend geritten waren, näherten wir uns der Stadt. Als wir von fern den ersten Telegraphenpfahl sahen, sagten wir es einer zum andern und besahen das lange, dünne Ding von oben bis unten mit frohen Augen. Als wir uns dem ersten Hause näherten, das nicht dachlos war und nicht ausgebrannte Fensterhöhlen hatte, bewunderten wir es sehr; und als wir im Vorbeireiten bemerkten, daß auf der offenen Veranda ordentliche Möbel standen, ein Tisch und Stühle darum, staunten wir sie an und wandten uns im Sattel, bis wir vorüber waren. Mit großen Augen spähten wir in den Garten hinein, den die Schutztruppler in früheren Jahren mit großer Mühe hier angelegt hatten; da waren wahrhaftig Palmen und Weinlauben, von denen wir in Kiel und auf dem Meere geträumt und geredet hatten; und da war ein Teich! Oh, wenn man da hineinreiten dürfte! Und da, im Schatten einer Veranda, stand eine deutsche Frau; sie hatte ein kleines Kind auf dem Arm. Wie wir hinsahen! Wie wir uns über das helle, saubere Kleid freuten und über das reine, freundliche Gesicht und über das kleine weiße Kind.

Wie auf ein Himmelswunder starrten wir auf das, was man in Deutschland alle Tage sehn konnte. Wie die Heiligen Drei Könige, die auch aus der Wüste kamen und vom Pferd herab Maria mit ihrem Kinde sahen. Sie sah uns hungrige, ganz verlumpte und schmutzige Gesellen mit großen, mitleidigen Augen an und neigte sich freundlich, als wir alle wie auf Befehl die Hand an die Feldmütze legten.

Müde und doch eifrig gingen unsre Pferde den Sandweg zur Feste hinauf. Im Hof, wo etliche Soldaten und einige Weiber der Hottentotten waren, stiegen wir von den Pferden und besorgten sie. Der Oberleutnant ging zum Kommandanten, seine Meldung zu machen.

Ich aber — als wir die Tiere besorgt hatten — ging über den Hof und reckte meine Arme zu beiden Seiten von mir — so ekelte mich vor mir selbst — und kam in die Kammer und erhielt einen ganz neuen Kordanzug ausgeliefert samt hohen Reiterstiefeln, und schob meinen verlumpten linken Ärmel zurück und legte den Anzug darauf und ging eilig quer hinüber nach der Badeanstalt, riß mir alle Lumpen von den Gliedern und stieg ins Wasser und wusch und seifte und rieb, bis ich über den ganzen Körper rot war.

Als ich wieder in den Hof kam, in meiner schmucken, reinen Schutztruppenuniform, stand der Oberleutnant da, noch in seinen Lumpen, und sprach mit einem Bürger und erkannte mich nicht. Dann aber lachte er mich an und sagte etwas zu dem Bürger über mich. Da wandte der sich zurück und sagte: „Ich bin der

Mann jener Frau, die mit ihrem Kind auf der Veranda stand, als Sie vorüberritten. Sie möchte sich für den freundlichen Gruß bedanken. Wollen Sie heute abend unser Gast sein?“ Da freute ich mich so, daß ich rot wurde.

Also ging ich am Abend, nachdem ich noch einmal wieder gebadet und mich noch einmal wieder eingeseift hatte, in die Gegend des Hauses voraus und wartete, bis der Oberleutnant hineingegangen war und ging gleich hinterher. Als ich in die Stube kam und der Mann mir die Hand gab und die Frau mich freundlich ansprach und mir das Kind zeigte und ich dann mit ihnen am Tisch saß, starrte ich stumm auf das weiße Tischtuch und die Teller, und auf Brot und Milch und Zucker und horchte auf die liebliche Stimme der Frau. Ich wäre in dieser Stunde übergelukkig gewesen, wenn ich es hätte lassen können, an die vielen kranken und toten Kameraden zu denken.

Als ich mich nach dem Essen verabschiedete und wieder nach der Feste hinaufging, sah ich im Hof einige Kameraden mit den Weibern der Hottentotten reden und lachen, und einer ging an mir vorüber und sagte, daß alle diese Weiber uns zu jeder Zeit zu Willen wären. Da ärgerte ich mich und ging auf die lange Veranda, die nach Westen hin liegt. Dort stand ich lange und sah nach den fernen Bergen, welche die sinkende Sonne vergoldete, und dachte mit heftiger Sehnsucht nach Hause.

Ich lebte nun drei Wochen auf der Feste und kam

von der besseren Nahrung, die ich erhielt, und von der Reinlichkeit, die ich nun hatte, mehr und mehr zu Kräften. Ich schrieb drei Tage lang an einem ausführlichen Brief nach Hause und ging oft in das Haus des Kaufmanns, spielte mit seinem Kind und redete mit den Eltern.

Da der Feldzug zu dieser Zeit noch ganz und gar stockte, waren die Feinde sehr frech. Ihre reitenden Patrouillen kamen von Norden herunter und belästigten und überfielen Proviantkolonnen, Patrouillen und Viehwachen. Sie wagten sich sogar bis dicht an die Hauptstadt, trieben Vieh weg und erschossen mehrere der Unsrigen. Ich saß oft mit andern zu Pferde, um sie zu erspähen; aber wir kamen selten einmal zum Schuß.

Ich hatte auch viele Unterhaltung mit Kameraden, die beim Kommando waren, oder die krankheitshalber, wie ich, in Windhuk waren, oder die ab- und zuginen, und mit den Buren, welche der Gouverneur als Frachtfahrer angenommen hatte, und mit den Farmern, die aus dem Buschfeld hierher geflohen waren. Es gingen unter allen diesen verschiedenen und von allen Seiten zusammengekommenen, ab- und zugehenden Menschen die wildesten Gerüchte hin und her. Denn wie überhaupt zu Kriegszeiten verworrene Gerüchte immer neu aufsteigen und von den erregten Gemütern geglaubt und weitergetragen werden, so ist besonders Südafrika, vom Kongo bis zum Kap, wegen seines erst werden und unruhig und rasch sich entwickelnden politischen Daseins, wegen der vielen gegeneinander strei-

tenden Interessen der Rassen und der Unternehmungen und wegen der ungeheuren Entfernungen und unzähligen faulen Stunden, welche das Trecken mit Ochsen mit sich bringt, von einem ungeheuren Klatsch übersponnen. Man mag sagen, daß es in Südafrika hergeht wie in einem großen Neubau, in dessen sämtlichen Räumen die Handwerker klopfen, hämmern und reden. Es hallt hell und laut durch die großen, leeren Räume.

Aber gerade nach solchen Unterhaltungen ging ich gern allein auf die Veranda und sah nach Westen ins weite Land hinaus und sah die Sonne versinken. Und wie sie sank, sah ich alsbald oben vom Himmel herunter leichte, weite Wolken fallen, die waren ausgebreitet wie ein Gewand. Und ich sah das Gewand langsam vor der Sonne niedersinken bis zur Erde, und sah, wie die vergehende Sonne alle wunderbaren Farben daraufmalte, die es gibt. In zarten Streifen glitten sie nebeneinander zur Erde herab. Seitwärts aber, nach Süden zu, glänzte ein mächtiges Gebirge von nacktem Stein; es glänzt wie Metall; da aber, wo das scheidende Licht nicht mehr hinkam, drohte es hart und finster. Ich stand und sah es immer mit neuem Wundern, bis das ganze schöne Bild verblich und rasch die Nacht kam und die Sterne. Und die Sterne waren auch schön. Wie wunderbar heiß glühten sie am tiefschwarzen Himmel! Aber ich dachte bei aller Pracht des Tages und der Nacht: „Ach, Afrika! Wär' ich zu Hausel“

Am Anfang der vierten Woche merkte ich, daß ich meine volle Gesundheit wieder hatte; da ekelte mich das faule Leben. Gerade in dieser Woche rüstete sich der Oberleutnant, nach Norden zur Front zu gehn. Da sagte ich ihm, was ich auf dem Herzen hatte: daß ich den neuen Feldzug gern mitmachen und mit ihm hinaufziehen möchte. Er fuhr nach seiner Gewohnheit auf und schalt mich: „Was? Was willst du mit mir laufen? Wo sind denn die andern?“ Ich sagte: „Ein Drittel von uns ist tot; das zweite Drittel ist krank und verwundet; das dritte ist hier und da zerstreut auf Etappe.“ Er sah mich in Gedanken an und sagte: „Ihr armen Kerle! Ihr wart so schmuck und so protzig, als ihr ankamt, und habt nichts erlebt als Not und Tod. Bist noch nicht satt davon? . . . Nun, komm mit! Ich bring' dich wohl unter.“ Da freute ich mich sehr und besorgte mir allerlei Kleinigkeiten. Am dritten Tag reisten wir ab.

Wir kamen nach einer eintägigen Bahnfahrt, nach der Küste zu, auf der großen Bahnstation an, wo alle Bedürfnisse des neuen Feldzugs, die von der Küste her kamen, aufgestapelt wurden: Pferde von Argentinien, Ochsen und Wagen von Kapstadt, Pferde, Munition, Bekleidung, Konserven, Lazarette von Deutschland. Als ich vor fünf Monaten von der Küste her durch diesen Ort gekommen war, hatte er aus fünf oder sechs Well-

blechhäusern bestanden; jetzt war er ein Heerlager. Im Bahnhofsgebäude, wo die Kommandantur und die Post war, liefen Offiziere und Ordonnanzen und Depeschenboten, die meist noch nicht im Buschfeld gewesen, alle noch ziemlich sauber, aus und ein. Ein Haufe von jungen Offizieren und Mannschaften war dabei, Pferde und Maultiere, die eben erst von Argentinien angekommen waren, zuzureiten oder ans Geschirr zu gewöhnen. Ich habe niemals in meinem Leben einen Menschen so wettern und schelten hören wie einen Leutnant, der mit zwanzig Mann, alle in Hemdsärmeln, mit langen Stricken in den Händen, zwischen einem Haufen von Maultieren arbeitete, die fast so aufgereggt waren wie die Hemdsärmeligen. Batterien standen in Reih und Glied: es wurde an ihnen geputzt, geübt, gespannt. Vor einigen langen Zelten, in denen ungeheure Mengen Lebensmittel aufgestapelt waren, hielten mächtige Kapwagen und bekamen ihre Lasten. Schwarze Treiber kamen wild schreiend mit den langhörnigen Ochsen von der fernen Weide und schirrten sie an, zwölf Paar vor jeden Wagen. Der Bur, der Besitzer von Wagen, Ochsen und Treibern, setzte sich auf die grellbemale Kiste, die vorn im Wagen stand oder nahm selbst die lange Peitsche. Die Begleitmannschaften traten an. Dann ging es mit lautem Hott und Hü, in großer Staubwolke, nach Norden aus dem Lager. Von der großen Stellmacherei und Schmiede her klopfte und klang es bis in die Nacht hinein. Von den Kaminen her kam lautes Lachen und Reden.

Von der Front, von Norden her, kamen täglich Leerkolonnen; sie brachten meist einige Kranke von daher mit. Als ich an einen Wagen, der gerade ankam, herantrat, war der Arzt schon hineingestiegen und redete einen Kranken an. „Na, mein Junge, wie geht's denn? Na . . . nun antworte doch! Du kannst doch sagen, wie es geht?“ Da wandte er sich zu dem, der danebenlag: „Nu, warum sagt er denn nichts?“ Der raffte sich aus seiner Wirrnis auf und sagte auf plattdeutsch: „Hee's dood.“ Der Arzt drehte sich um und fragte die Bedeckung: „Warum habt ihr ihn nicht unterwegs begraben?“ Sie sagten: „Wir mochten ihn da nicht allein liegen lassen; wir hatten auch keine Zeit, ihn ordentlich zu begraben; die Schakale hätten ihn wieder ausgebuddelt.“ Die Lebendigen lagen neben dem Toten, meist besinnungslos, oder doch halb von Sinnen, auf dem harten Wagenbrett, in Stiefeln und Uniform, das Gewehr und den Schlapphut neben sich, mit tiefen und blauen Augenhöhlen, Lippe und Zunge vertrocknet. So waren sie acht Tage unterwegs gewesen.

Das Lazarett war eine lange Wellblechbaracke. Ich hörte, daß ein Bekannter aus Itzehoe dort läge, und ging hinein, ihn zu besuchen. Die Typhuskranken lagen, jeder unter einem rund gespannten Moskitonetz, wie ein kleines Kind in seinem Wagen, Reih an Reih, dicht an dicht. Einige lagen stumm mit geschlossenen Augen, blaß und eingefallen; andre ermunterten mit klarer Stimme ihr Pferd oder sahen Feuerschein oder riefen Kommandoworte, jeder in der Mundart seines Stam-

mes, plattdeutsch oder sächsisch oder bayrisch; andre waren in der Genesung, lagen bleich und verfolgten mich mit ihren Augen; einer nickte mir zu. Der Itzehoer war ohne Besinnung. Als ich wieder hinausging, atmete ich hoch auf und war lange bedrückt. Es war da eine Fahne am Lazarett, die zog der wachhabende Unteroffizier jeden Morgen hoch; aber es half ihm nichts: an jedem Vormittag trat ein Lazarettgast an ihn heran und machte ihm eine kurze Meldung; dann sank die Fahne.

Am vierten Tag zogen wir mit einer Proviantkolonne von sechs Kapwagen, mit Buren, Treibern und Ochsen ab, die der Oberleutnant führte. Als Bedeckung begleiteten zehn Mann den Zug, alle beritten. Ich hatte die Verantwortung für drei Wagen und ritt einen dunkelbraunen Argentinier, der zwar mager war, aber gut bei Kräften.

Gerade als wir unter Peitschenknallen und großem Hallo der Treiber zwischen den schwerfällig schwan-kenden Wagen nordwärts aus dem Lager ritten, war es einer Patrouille des Feindes gelungen, das weite, trockene Grasfeld des Berges, der sich östlich von der Station erhebt, in Brand zu stecken, um uns die gute Weide zu nehmen. Der ganze weite Berg lohte von rotem züngelndem Feuer. Im Sturm überwarf es das Buschfeld mit fliegenderm rotem Netz; in breiter Front kroch es langsamer in die Ebene hinab. Das ganze Lager stand und sah hinüber, wunderte sich über das Schauspiel und schimpfte über den Schaden, den der Feind uns antat.

Gleich der erste Tagesmarsch war sehr anstrengend. Bald ging es durch grundlosen Sand, bald über holprigen Steinboden. Viel gefallenes Vieh lag stinkend dicht an der schmalen Wegspur, als Gerippe oder halb aufgefressen oder im Anfang der Verwesung. Aasgeier kreisten über uns und Schakale heulten im Busch. Wir rasteten abends neben einer kleinen Kirche, die voll von Kranken war. Im Hause des Missionars war alles kurz- und kleingeschlagen, nur über der Tür der Stube hing noch ein Stück Pappe mit den Worten: „Liebet eure Feinde!“ Auf dem kleinen Kirchhof unweit der Kirche lag eine ganze Reihe der Unsrigen, in den letzten paar Monaten hier begraben. Auf dem Grab eines Hauptmanns lag ein Palmenwedel, der wohl drei Meter lang war.

Je höher wir hinaufzogen, desto häufiger lagen die verendeten Tiere am Weg, desto schlechter wurde die Weide. Die Feinde hatten sie nach Möglichkeit abgegrast oder verbrannt; den Rest hatten unsere Truppen verbraucht. Wir sahen auch wieder auf diesem Marsch kein Haus und keinen seßhaften Menschen; das einzige, was wir trafen, waren die Leerkolonnen. Doch begegnete uns einmal ein einzelner Reiter. Ich war zufällig Vorspitze und redete ihn schon von weitem gemütlich an, in der Meinung, es wäre ein Kamerad oder höchstens ein Unteroffizier. Als ich aber näherkam, sah ich am Gesicht, daß es ein höherer Offizier war. Er gab mir freundliche Antwort und ritt vorüber. Er war gekleidet wie ein einfacher Soldat.

Dies langsame, schwerfällige Trecken durch das menschenleere, weite, eintönige Land, dies Liegen und Rauchen in den Ruhestunden, im Schatten der Wagen, und das gemütliche, gemächliche, langsame Reden, Necken und ein wenig Prahlen, dies dürftige Essen und spärliche Trinken, ein Schuß im Busch auf eine Schar Perlhühner, und wenn das Glück wollte, auf eine Antilope, vier Stunden Schlaf am verglimmenden Feuer, den Sattel unterm Kopf: das alles erlebte ich nun wieder. Und es war mir, da ich nun zum zweitenmal so unterwegs war, als wenn ich dies Land nun schon lange, lange kannte, als wenn ich schon vor langer, langer Zeit, die weit vor meiner Geburt lag, so neben einem Wagen durch solch wildes Land gezogen war und im Wagenschutz geruht und geschlafen hatte. Das sind ja wohl die Erlebnisse der Vorväter, die in den Geschlechtern einen langen Schlaf tun und in dem Kinde, das wieder alte Wege und Stege geführt wird, aufträumend das graue Haupt erheben.

Am dritten Abend, als wir erst bei voller Dunkelheit zur Wasserstelle kamen, hielt da schon eine Leerkolonne von drei Wagen. Sie gruben gerade ein Grab; denn es war ihnen einer von den Typhuskranken, die sie mitbrachten, gestorben. Ich sprang noch ins Grab und machte es einen halben Meter tiefer, länger wollten sie nicht warten. Dann ließen wir ihn in seiner vollen Korduniform an zusammengebundenen Pferdezügeln hinunter; den Hut legten wir ihm aufs Gesicht. Es standen sechs Deutsche, braungebrannt, acht Buren,

noch brauner, alle in Schlapphüten und hohen Stiefeln, und siebzehn Schwarze an seinem Grabe. Die Buren schossen über ihm. Als seine Mutter, in einem Dorf in Pommern, ihn auf dem Schoß hatte, hatte sie sich nicht träumen lassen, daß er so früh und so fern und mit so wunderlichem Gefolge zu Grabe käme.

Als ich am Spätabend noch zu dem Feuer der Buren hinüberging, um sie zu fragen, wie es an der Front stände, sah ich, daß am letzten Wagen ein gutes dunkelbraunes Pferd angebunden war. Da beschloß ich, es mir zu klauen; und besah mir die Gelegenheit. Wir wollten schon bald nach Mitternacht weiterziehn. Als wir dann aber abfahren und ich mich zurückschlich, an den Wagen heran, blaffte der Hund des Buren, und hinterm Wagen rührte es sich. Da sprang ich davon. Ein Schuß krachte hinter mir drein. Der Oberleutnant und die andern lachten über die langen Sätze, die ich gemacht hatte. Ich sah aber immer danach aus, wie ich mir ein Pferd erobern könnte; denn mein Argentinier war von Tag zu Tag schwerer in Trab zu bringen, und ich merkte an den vielen toten Pferden an unserem Weg, daß es an der Front schlecht damit stand. Hatte ich aber da vorn kein Pferd, so war ich nur ein halber Soldat. Vor allem konnte ich dann keine Patrouille reiten.

Am vierten Tag holten wir gegen Abend eine andere Proviantkolonne ein, die durch Verlaufen der Ochsen Verzögerung gehabt hatte. So rasteten wir mit dieser Kolonne abends an derselben Wasserstelle und blieben auch den folgenden Tag mit ihr zusammen.

Der Führer dieser Kolonne war schon sechs Jahre im Land. Er war zuerst drei Jahre bei der Schutztruppe gewesen; dann war er Händler geworden, das heißt: er war mit einem Ochsenwagen von der Bahnlinie aus nach dem Norden im Land herumgezogen und hatte den Schwarzen Plattentabak, bunten Kattun und Schnaps verkauft und hatte als Entgelt Ochsen und Kälber bekommen. Die hatte er in Windhuk an seinen Großkaufmann verkauft; doch hatte er immer einige bei einem befreundeten Farmer in Grasung gegeben. Er hatte sich auf diese Art schon ein ziemliches Kapital erworben und hatte gerade die Absicht gehabt, wieder einmal nach Norden zu fahren, aber diesmal, um sich in der Nachbarschaft des befreundeten Farmers anzukaufen: da war das ganze schwarze Volk rund um ihn in wildem Haß gegen die fremden, schlaunen und harten Eroberer aufgestanden. Er hatte sich mit genauer Not samt seinem Hab und Gut nach Süden hin gerettet und war nun als Reservemann eingezogen worden.

Ich fragte ihn viel, und er antwortete bedächtig, während er, die kurze schwarze Scheckpfeife im Mund, am Wagen lag. Ich fragte ihn, wie er es anfangs, eine Farm zu gründen. Er sagte: „Ich suche mir einen Platz aus mit gutem Wasser und guter Weide; dort lasse ich mir von der Regierung so ungefähr fünftausend Hektar anweisen. Es geht nicht so genau wie in Deutschland, sondern es heißt: von dem Baum bis zu dem Wasserloch, und dann zu der Pad, und so weiter. Dann lasse ich das bißchen Vieh, das ich habe, dort weiden. Es

nährt und tränkt und mehrt sich selbst, ganz wie bei Abraham und Jakob. Nach zwei, drei Jahren habe ich schon eine ganze Herde. Unterdes baue ich mir ein kleines steinernes Haus. Wenn ich allmählich anfangen, einige Stücke Vieh zu verkaufen, wird aus dem Haus ein besseres.“ Ich fragte ihn, ob er trotz des Aufstandes und all der Zerstörung im Lande bleiben wolle. Er sagte: „Sieh! Du kannst hier gehn und stehn und ruhn und trecken, hundert Meilen, und kein Mensch sagt dir, was du sollst oder nicht, und du hast keine Sorge um Freundschaft mit dem Nachbarn auf derselben Etage oder mit dem Vizewirt um die Tapete im Wohnzimmer oder um Tagelohn oder um täglich Brot. Wenn du das eine Kalb verzehrt hast, schlachtest du ein andres. Magst du kein Kalbfleisch mehr, schlachtest du eine Ziege. Oder du gehst auf die Jagd, so weit du magst, drei Stunden oder drei Tage, und wenn du unterwegs nicht recht was vor den Schuß bekommst, machst du den Leibriemen etwas enger.“ Ich fragte ihn, ob er wohl heiraten wolle. Er sah mich von der Seite an und sagte: „Wenn der Krieg zu Ende ist, kommt ein Mädchen aus Deutschland, mit dem ich brieflich eins geworden bin. Ich kenne ihre Eltern und auch sie ein bißchen. Die Farmerfrauen sind hier guter Dinge, das kannst du dir auch denken; wenig Arbeit, keine Konkurrenz, also kein Neid und Streit, viel Land, Kühe und Ochsen, ein Pferd zum Reiten, keine Sorge ums Auskommen.“ So erzählte er. Ich hörte ihm gern zu und konnte alles, was er sagte, wohl verstehen.

Der Busch wurde etwas lichter. Wir zogen zuweilen mit unserer langen Kolonne durch eine stattliche, freie Ebene; aber oft ging es auch wieder durch dichten Busch, der so hoch war, daß man zur Not unter seinen Kronen, die sich berührten, unten durchreiten konnte. Die Tage waren hell und heiß, wie fast immer im Land; die Nächte kalt, einmal so kalt, daß unsere Bärte eisig wurden und das Wasser in unsern Wassersäcken gefror. Je weiter wir nach Norden kamen, desto häufiger kamen weite Flächen, welche der Feind abgebrannt hatte, uns die Weide zu nehmen; wir sahen an jedem Abend nach Norden zu starken Feuerschein. Um die Wasserstellen herum war die Weide immer kahl weit hin; das Wasser war schlecht und noch dazu verunreinigt. Immer häufiger lagen die Pferde, die zusammengebrochen waren, und die Ochsen, die vorm Wagen schlapp geworden und gefallen waren. Oft hatte man ein Feuer unter ihr Hinterteil gemacht; aber sie waren doch liegen geblieben und an derselben Stelle gestorben. Am achten Tag lag alle Kilometer ein totes oder sterbendes Tier.

Am achten Tag vormittags sahen wir nordwärts, nicht mehr fern, den länglichen Ballon, der über dem Lager in der Luft stand. Da ruhten wir am Mittag nur während der größten Hitze und zogen dann weiter. Gegen Abend erreichten wir das Lager.

Sie waren gerade beim Abkochen. In ihren hohen gelben Stiefeln und Pluderhosen und in Hemdsärmeln saßen und hantierten sie um die Kochlöcher und riefen

uns zu, als wir hindurchzogen, ob wir Post mitbrächten. Sie schienen noch guter Dinge zu sein; die Mehrzahl von ihnen war ja auch erst einen Monat im Land. In der einen Ecke hauste ein ganzer Trupp von Wittboys, häßlichen Menschen mit wilden, dunkelgelben Gesichtern; sie waren vom Süden der Kolonie gekommen, uns zu helfen, trugen unsere Uniformen und wurden von deutschen Offizieren befehligt. In einer anderen Ecke lagerte die große schwarze Horde der Treiber um ihre Feuer; sie lachten und schwatzten. Wagen und Geschütze standen in Haufen und einzeln rund umher. Ich wunderte mich aber, als ich am andern Morgen sah, wie stark das Lazarett besetzt war. Auch wunderte ich mich über die Pferde, nicht, daß sie von der Nachtkälte zottig waren, aber daß sie so mager und müde waren; dazu hatten viele von dem trocknen und scharfen Gras schlimme Wunden am Maul, und manche hatten große, offene Wunden an den Lenden, worin die Fliegen saßen. Viele Leute hatten ihr Pferd schon verloren und gingen zu Fuß.

Von den sechs größeren Abteilungen, die im Halbkreis an den Feind herangingen, um ihn zwischen sich zu erdrücken, waren wir die Mittleren; darum war auch das Hauptquartier bei uns. Ich sah den General noch am selben Abend, wie er vor seinem Zelt mit einer Patrouille redete, die dann in die Nacht hinausritt. Er war ein aufrechter, rascher Mann mit grauem Haar und Augen.

Wir waren nicht mehr weit vom Feind. Jede

Patrouille, die nach vorn geschickt wurde und heimkam, hatte ihn zu Gesicht bekommen. Einige hatten schwere Verluste gehabt; eine, von einem Leutnant geführt, war ganz vernichtet worden.

Ich freute mich sehr, daß ich wieder in einem ordentlichen Heereszug unter so vielen munteren Kameraden war, und lebte ganz wieder auf. Tagsüber wurde fleißig im Busch geübt, ausgeschwärmt, geschlichen, gekrochen und gestürmt; es wurde Gewehr gereinigt, geflickt, gekocht. Einmal war ich einen ganzen Tag lang unterwegs, um verlaufene Pferde zu suchen. Ich fand sie und unterschlug eins davon, einen hellbraunen Ostpreußen, und mischte dafür meinen Argentinier unter die gefundenen. Ich glaube, daß der Oberleutnant es merkte, aber er sagte nichts. Er hatte mich zu seiner Kompanie genommen.

Abends fand sich an einem Kochloch oder unter einem Wagen zusammen, was sich leiden mochte und vertrug. Ich traf von meinen alten Kameraden nur Peters und Gehlsen wieder, die jetzt Wagenführer bei der Stabswache waren. Unter den Neuen war einer aus Brunsbüttel.

Ich saß also fast unter lauter Neuen und hörte ihren Unterhaltungen zu; ich selbst war durch das, was ich erlebt hatte, stiller geworden, und von der Weite, Öde und Hitze des Landes, in dem ich nun schon sechs Monate lebte, langsamer und gleichgültiger, als ich von Natur war. Sie sprachen gern von ihrer früheren Dienstzeit oder von ihrer Heimat oder von ihrem

Beruf. Zuletzt kam dann dieser und jener darauf zu sprechen, warum er sich freiwillig nach Südwest gemeldet hatte. Einige wollten im Heerdienst bleiben und darin rascher weiterkommen. Einige wollten sich von der Kriegslöhnung ein Stück Geld verdienen, um ihren Eltern zu helfen, oder um in ihrem Beruf selbständig zu werden. Viele hatten jugendliche Freude und Begeisterung, germanische Lust an der Fremde und am Krieg, hinausgejagt; einige hatten sich gemeldet, um auf Reichskosten ein Stück der weiten Welt zu sehen. Einige, so schien mir, wollten etwas Besonderes erlebt haben, um nachher ein Leben lang damit prahlen zu können. Einige schwiegen über die Ursache, die sie hinausgetrieben hatte; doch sagten, die ihnen nahestanden, von dem einen, daß er das Unglück gehabt hatte, unschuldigerweise, im Spiel, einen Schulkameraden zu töten, von einem andern, daß er von seiner Liebsten verlassen wäre. Diese beiden saßen oft abseits und waren stille Leute. Aber am meisten sprachen wir über den Feind, über seine Kampfweise, seine Stärke und seine Absichten und über den entscheidenden Schlag, den wir gegen ihn tun wollten.

Es waren aber unter uns Soldaten auch einige, die früher in Deutschland Offiziere gewesen waren und auf irgendeine Weise ihren Degen verloren hatten. Da sie ihn nur in einem Kriege wiederzubekommen hoffen durften, hatten sie auf den Ausbruch eines Krieges gebrannt und hatten sich sofort als Freiwillige nach Südwest gemeldet. Nun waren sie schlichte Soldaten.

Einer von diesen sprach gleich am ersten Abend viel und mit großen Worten von Pflichtbewußtsein, Selbstzucht, Ehrgefühl und dergleichen, so daß ich dachte: ‚Was ist das für ein ehrenfester Mann, und wie hat er seinen Degen verlieren können?‘ Aber bald nachher und später im Sandfeld merkte ich, daß er diese Reden für sich selbst hielt, und zwar ganz vergeblich; denn er nörgelte immer und meist ohne Ursache an den Vorgesetzten, vom Unteroffizier bis zum General hinauf, und drückte sich faul vor jeder Arbeit. Ein anderer war ein lieber, immer munterer und hilfreicher Kamerad; wir mochten ihn alle gern und wünschten ihm das Beste. Er war bei Hamakari auch tapfer. Aber er hat sein Ziel doch wohl nicht erreicht, und wenn er es erreicht hat, so nützt es ihm nicht viel; denn wenn seine Stunde gekommen war, vergaß er alle Vorsätze und trank und spielte wie ein Sinnloser. Die andern aber — ich habe von mehreren gehört — waren wackere Leute, gute, schlichte Kameraden, stramm und stumm im Dienst und im Gefecht wie Löwen, und mehrere von ihnen sind gefallen; denn nur wenn sie schwer verwundet wurden, oder wenn sie zur Auszeichnung vorgeschlagen wurden, gewannen sie den Degen wieder. Da war einer in einer anderen Kompanie, der hatte ganz jung geheiratet, erzählten sie, und hatte es bis zum Oberleutnant gebracht. Da war ihm nach zwei Mädchen ein kleiner Junge geboren worden. Er war darüber ganz unsinnig froh geworden; altes, tapfer unterdrücktes Erbübel hatte sein wildes Haupt erhoben;

er hatte sich schwer betrunken und war in eine Straßenprügelei verwickelt worden. Da war er weggeschickt worden. Nun war er hier in Südwest. Er saß viel allein, in sich versunken; sie sagten, er schriebe nie an Frau und Kinder; er sprach kein überflüssig Wort. Jeder, Offizier wie Soldat, erwies ihm Rücksicht. Als aber in Okahandja ein Einjähriger mit einem Glas Wein in der Hand auf ihn zugekommen war und gutmütig gesagt hatte: „Auf Ihren Jüngsten!“, da war er mit blassem Gesicht und verschüttetem Glas zurückgetreten. So hatte der Unglückliche ihn angesehen. Er war wie ein Gebannter.

Ich bekam hier endlich die Briefe aus der Heimat, die mich lange gesucht hatten. Alle hatten geschrieben. Vater schrieb vom Geschäft; Mutter hatte mit Doktor Bartels gesprochen, wie ich mich am besten vor Typhus schützen sollte; die kleinen Schwestern schrieben von ihren neuen Sonntagskleidern. Ich machte mir, als ich ihre Briefe las, Gedanken darüber, daß ich allein schon groß war und drei so kleine Schwestern hatte. Es war mir bisher nie aufgefallen. Aber als ich mich noch darüber wunderte, sah ich auf und sah von ungefähr, wie eine Patrouille heimkam, ganz verstaubt, mit von Dornen zerrissenen Händen und Gesichtern, auf müden, verwundeten Pferden, zwei schwarze Gefangene an der Leine neben ihnen: da erkannte ich, wo ich war, warf meine Träume in die Ecke, stand auf und sah nach meinem Pferd.

Weil ich schon länger im Lande war als die andern, bekam ich am fünften Tag nach meiner Ankunft vom Hauptquartier den Auftrag, mit drei Mann eine Meldekarte zu der westlichen Abteilung zu bringen, die als die letzte von Deutschland gekommen und in ihrem Anmarsch noch etwas zurück war.

Ich setzte noch durch, daß der Mecklenburger ein besseres Pferd bekam, und sah auch selbst nach, ob das Sattelzeug in gutem Stand war und ob in jeder Satteltasche der nötige Proviant und die acht Pfund Hafer waren: dann ritten wir nach Westen zu in die helle Nacht hinaus. Der Oberleutnant hatte alles genau mit mir durchgesprochen: Wasserstelle, Wegspur und Richtung nach dem Kreuz, das klar am Himmel stand. Ich sollte möglichst südlich reiten und dann nordwestlich, um zu sehn, wie weit die Feinde nach Süden hinunter säßen. Nach einem Ritt von etwa achtzig Kilometer sollte ich verrichteter oder unverrichteter Sache umkehren.

Wir ritten scharf, eine Viertelstunde Trab, dann fünf Minuten Schritt. Voran ein Berliner, ein heller Junge, Sohn eines Droschkenkutschers, dann ich und ein ganz junger Elsässer, dann, hinter uns, der Mecklenburger. Es war eine kalte, klare, sehr helle Nacht. Mondschein war nicht; aber das wirre Sternenheer funkelte am ganzen Himmel.

Die ersten drei Stunden vergingen ohne ein besonderes Ereignis. Der Berliner und ich lugten scharf ins Dunkle vor uns und zur Seite. Der Elsässer neben mir rückte zuweilen wunderlich im Sattel und gestand mir leise, daß er sich durchgeritten hätte; er hätte aber den Ritt so gern mitmachen wollen. Der Mecklenburger trabte treulich im Sande hinter uns her. Es war so hell, daß ich die Staubluft sah, welche die Pferdehufe hochwarfen. Zwischen dem stumpfen Aufstoßen der Hufe im Sand klang von fern aus dem Buschfeld das lange, klagende Heulen eines Schakals und das scharfe Kekern einer Hyäne, das mich jedesmal, wenn es plötzlich ansetzte, erschreckte. Zuweilen stolperte ein Pferd; mit leisem Fluch riß der Reiter es wieder hoch. Dann und wann stieß ein Huf gegen einen Stein, daß es einen hellen Klang gab. Nach Nordwest zu stand überm Busch hinter fernen, hohen Bäumen ein heller Feuerschein; der Berliner behauptete, er könne riechen, daß es ein Grasbrand wäre. Der Mond ging auf. Ein klares, sanftes Licht lag weich und still weit und breit über dem Busch.

Etwas nach Mitternacht, als wir eine langsam ansteigende Wagenspur hinauftrabten, hob der Berliner die Hand und deutete nach rechts vor uns über eine Lichtung. Nicht fünfhundert Meter von uns entfernt, ganz unten an der Erde, glühten, klein und wie umhegt, mehrere Feuer, wie Katzenaugen im Dunkeln unter Büschen. Da unsere Pferde laut schnoben, was sie in der Nachtkälte oft taten — und die Nacht war nun bitterkalt — stiegen wir leise ab und führten sie eine

Weile und spähten dabei nach rechts, nach den Feuern. So kamen wir bald an eine Stelle, wo das lange Gras zu beiden Seiten des Weges zertreten war. Da legte ich mich in die Knie und kroch eine Strecke und sah die Spuren unendlich vieler Kinderfüße, dazwischen die Spuren Erwachsener. Große Kinderscharen, von ihren Müttern geführt, waren hier nach Nordosten zu über den Weg gegangen. Ich stand wieder auf und ging nach einem niedrigen Baum, der da am Wege stand, und kletterte in meinen schweren Stiefeln einige Meter hinauf. Da sah ich, nur hundert Meter von mir entfernt, eine breite, mondbeschienene Anhöhe hinaufsteigend, Hunderte von runden Laubhütten, aus deren niedrigen Eingängen hier und da Feuerschein blitzte, und hörte auch Kinderweinen und das Aufblaffen eines Hundes. Es lagen da Tausende von Frauen und Kindern unter leichtem Laubdach um versunkene Feuer. Und weiter dahinter, auf immer breiter werdender Anhöhe, bis zum Rande des Gebirges, das scharf gegen den blauen Sternhimmel aufragte, standen in Haufen Hütten, wie Klumpen, verschwommen und dunkel. Auch von dort her kam Hundegebell und Viehbrüllen. Ich starrte mit großen, lungernden Augen auf das mächtige nächtliche Bild und merkte mir genau die Lage zum Rand des Gebirges; doch fuhr es mir durch den Kopf: „Da liegt ein Volk mit all seinen Kindern und all seinem Hab und Gut, von allen Seiten von wildem, schrecklichem Blei gedrängt und zum Tode verurteilt“; und es ging mir kalt über den Rücken.

Wir gingen vorsichtig weiter, erst zu Fuß; dann stiegen wir wieder in den Sattel. Um sechs Uhr, im anbrechenden Morgenlicht, kamen wir an eine Stelle mit hohem, krausem Gras, das die Pferde gern fraßen. Da lockerten wir die Sättel und ließen die Pferde eine Stunde lang grasen, während wir, die Trense in der Hand, dabeistanden. Rechts von unserer Wegrichtung erhob sich steil, mit Wucht und Kraft, wie eine Festung, der breite Berg, vor dem das feindliche Volk lagerte. Die Morgensonne beschien warm und hell die Wälder, die auf seinem Rücken lagen, und vertrieb die Nebel, die noch hier und da in den Waldecken hingen. Als wir wieder in den Sattel stiegen, merkte ich, wie steif und müde unsere Pferde waren, besonders das des Mecklenburgers.

Da wir vom Feind nichts sahen, auch keine Spur mehr über den Weg lief, als höchstens die eines einzelnen, glaubte ich, daß wir die Stellungen des Feindes hinter uns hätten. Auch der Berliner meinte es. So ritten wir langsam vier Stunden in immer größerer Hitze, da trafen wir drei tiefe Wasserlöcher im kalkigen Grund, seitwärts von einem hohen Baum. Der Berliner warf einen Stein hinein und hörte am Klang, daß Wasser in der Tiefe war. Da beredete ich es kurz mit dem Berliner, daß wir hier der Pferde wegen, die am Ende ihrer Kraft waren, eine ordentliche Mittagsrast halten wollten. Wir sattelten also ab, banden die Trensen zusammen, die Futtersäcke daran, ließen den Berliner hinuntersteigen und holten ein wenig schlechtes

aber kühles Wasser herauf und tränkten die Pferde. Wir tranken aber selbst nicht von dem Wasser, sondern nahmen das letzte aus unseren Wassersäcken und füllten von dem schlechten Wasser hinein und gingen nach einem hohen Baum, um zu essen. Ich weiß noch, daß mir der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß wir in der brennenden Sonne bleiben wollten, weil der Baum mir zu nah am Busch stand; aber ich gönnte ihnen den kühlen Schatten, und ich wollte nicht, daß der Berliner, der ziemlich naseweis war, mich heimlich für feige hielte; ich verließ mich auch auf die Lebendigkeit des Berliners, der als erster wachen sollte. Indes wollte ich die Pferdewache übernehmen. Ich erzähle dies so genau, weil ich mir immer wieder Gedanken mache, ob ich etwas versehen habe.

Als ich wohl bald zwei Stunden zwischen den weidenden Pferden gestanden hatte, die Trense in der Hand, und mich gerade bücken wollte, um eine große, stechende Fliege zu töten, welche zwischen den Vorderbeinen meines Pferdes saß, daß es heftig stampfte, da hörte ich von der Lichtung her einen kurzen, furchtbaren Aufschrei, der sich mir sofort wie ein harter Druck aufs Gehirn legte. In die Höhe fahrend sah ich, wie sich zwanzig oder dreißig Feinde mit Gewehren und Keulen um meine liegenden Kameraden drängten, die unter Schüssen und Hieben liegen blieben. Der Berliner, der noch eben, halbaufgerichtet, zum Schuß kam, erhielt im selben Augenblick, das Gewehr an der Backe, einen furchtbaren Kolbenhieb, daß er in sich zusam-

mensank. Im selben Augenblick kamen auch Schüsse von links her über die Lichtung gegen mich. Laute Rufe und Scheltworte flogen heran. Kriechend und springend kamen sie durch das hohe, bewegte Gras auf mich zu. Da sprang ich, die Trense noch in der Hand, in fliegender Eile auf das nächste ungesattelte Pferd und brachte das müde Tier in Galopp und entkam ihnen am Busch entlang.

Ich weiß nicht viel von den nächsten Stunden. Ich weiß nur, daß es mir entsetzlich schwer und dumpf auf dem Schädel lag, als wäre mein Hut voll Blei, und daß ich den Kopf sonderbar geduckt zwischen den Schultern hielt und die Augen halb geschlossen und daß ich immer die furchtbaren Hiebe fühlte, die ich gesehen hatte. In schrecklich wüster Dumpfheit und wirrem, halbverrücktem Grübeln ritt ich wohl drei Stunden lang. Wann und wie ich dem Pferd die Trense angelegt habe, weiß ich nicht. Es war das erbärmliche Pferd des Mecklenburgers.

Als mir ein wenig klarer wurde, dachte ich nach, wohin ich wohl ritte, und wußte es nicht. Ich sah nach der Sonne; aber sie stand fast grade über mir. Da richtete ich mich nach dem leisen Wind, der die Nacht über vom Meer her geweht hatte und ritt ihm entgegen. Ich ritt immer gerade aus, zwei oder drei Stunden, aber ich traf keine Spur oder Weg oder Menschen.

Ich kam über lichte Stellen und durch hohen, dichten Busch, der über meinem Kopf zusammenkam. Mein Rock war von den Dornen zerfetzt, und Gesicht und

Hände waren blutrünstig. Um das Pferd zu schonen, stieg ich zuweilen ab und führte es; es war übermüdet und verdurstet. Als ich mich wieder aufgesetzt hatte und über eine Lichtung ritt, stolperte es und fiel in die Knie und blieb eine Weile in den Knien liegen; dann fiel es mit Stöhnen um. Da ließ ich es und ging zu Fuß weiter.

Ich zog mein Messer heraus und band es mir mit einem Ende Tau um das linke Handgelenk, damit ich es zur Hand hätte, wenn ich etwa das Gewehr nicht mehr brauchen könnte; ich wollte mir lieber das Letzte antun, als daß ich lebend in ihre Hände fiel. Nachdem ich es gut angebunden hatte, wagte ich es und gab drei Schüsse ab und horchte, ob eine Antwort käme; aber es kam nichts. Die Sonne sank, und ich sah nun, wo Westen war. Aber es half mir nicht viel, daß ich es wußte, weil mir ganz unbekannt war, in welcher Richtung ich in den ersten Stunden nach dem Überfall geritten war. Meine Zunge lag schwer und dick im Mund; mein Hals wurde trocken bis in die Brust hinunter; meine Gedanken wurden stumpf. Ich dachte, daß ich hier so allein und so erbärmlich umkommen müßte — wie gern läge ich unter dem Baum, weit im Osten, wo meine lieben Freunde lagen —, ich quälte mich mit der Heimat, gab jedem die Hand und sagte ihm, daß ich nun vom Leben schiede und er sollte nicht so sehr trauern, das Leben wäre doch nicht viel wert, und ging auch zu dem Oberleutnant und sagte ihm, daß er mir vergeblich vertraut hätte, ich wäre kein klarer und

ruhiger Mensch, sondern von meiner Kindheit an ein Träumer gewesen. Ich wollte ein leises Wort sagen, um meine Stimme zu hören, aber ich konnte es nicht.

Ich ging aber immer weiter, in den schweren Stiefeln, durch Sand und durch hohes, spärliches, hartes Gras, kletterte auch zwei- oder dreimal auf einen Baum oder auf einen Termitenhaufen. Einmal erschreckte mich ein großes, schweres Tier, wie ein Ochse; es hatte aber zwei Hörner, lang, und wie Spieße aufrechtstehend. Ich habe nicht erfahren, was für ein Tier es gewesen ist, da ich mit keinem über diese Stunden gesprochen habe. Einmal erhob sich nicht weit von mir ein riesiger Baum, der ganz abgestorben war. An einem seiner toten Äste hing eine dunkle Masse dichten Flechtwerks, so groß und so gestaltet wie der Leib eines Ochsen; darin wohnten unzählig viele kleine graue Vögel. Eine dicke, dunkle Schlange wand sich langsam heraus aus den Nestern und wandte züngelnd den Kopf hin und her, als wäre sie vom Sonnenschein geblendet; ich lief in Angst weiter. Einmal stieg ich auf einen Felsen, der plötzlich, zehn Meter hoch, aus dem Buschfeld aufstieg. Ich sah aber nichts, als an mehreren Stellen in der Ferne Rauch oder sonnebeschiedenen Staub. Rund um mich lag weit und breit das stille Buschfeld.

Gegen Abend kam ich an eine undeutliche, lange nicht befahrene Wagenspur. Da ruhte ich nicht weit davon, im Busch versteckt — ich dachte, es könnte doch

jemand dieses Wegs kommen —; und schlief ein. Als ich erwachte, weil mich sehr fror, war es Nacht. Es war eine Nacht, wie die vorige: kalt, und die Sterne klar. Da stand ich auf und sah mich in großer Not um und bekehrte, tot zu sein.

Da, wie ich so stand, kam plötzlich schräg vor mir über das Buschfeld hin ein grelles, scharfes Aufblitzen. Nun wieder! Nun wieder! Eine Signalstation! Aber wie fern wohl! Wohl viele, viele Meilen weit! Wie hell und warm es schien! Da waren Kameraden; da war Rettung. Es war töricht, schien mir, drauf loszulaufen; aber ich merkte mir am Himmel die Richtung und lief, so rasch ich konnte.

Ich lief wohl zwei Stunden oder mehr; ich zerriß mir an den schrecklich langen und harten Dornen Kleider, Gesicht und Hände. Da merkte ich mit heißer Freude, daß ich näher kam. Denn das Licht fing zusehends an, höher über den Büschen zu blitzen; es war aber zu nahe, als daß es etwa von einem fernen, hohen Berge herabkäme. Da schrie ich laut und lief noch mehr. Aber das gab ich bald wieder auf. Ich lief wohl noch eine halbe Stunde, da fing ich wieder an zu rufen, damit sie nicht auf mich schössen.

Da fingen sie an zu antworten: „Komm nur her! Wer bist du denn? Komm 'ran!“ Aus den Büschen kam ich heraus und lief über die Lichtung zu ihnen, die am Fuß von klippigen Felsen standen, und sagte, wer ich wäre und wie es mir gegangen wäre.

Sie sagten: „Du armer Teufel. Wir können dir wenig helfen; wir sitzen hier selbst im schlimmsten Dreck. Unser Unteroffizier, der das Signalgeben versteht, ist vorgestern mit einem andern zum Wasserloch gegangen und nicht wiedergekommen; und der Gefreite, der die Lampe jetzt bedient, ist krank. Und wir haben seit vierzehn Tagen keine Ablösung, keinen Schlaf und kein Brot, bloß ein bißchen Reis, Büchsenfleisch und Wasser; und warten, bis die Schwarzen kommen und uns abtun.“ Zwei von ihnen waren gleichmütig liegen geblieben, in ihre Mäntel gewickelt. „Die sind krank“, sagten sie.

Ich hörte nicht auf das, was sie noch sagten; ich hörte das Wort „Wasser“ und bat sie. Sie gaben mir aus einem Wassersack zwei Deckel voll. Da merkte ich, daß es eklig war und nahm den dritten Deckel voll nicht an. Unterdes rief der Gefreite von oben immerzu, wer da unten wäre, ob Ablösung da wäre. Ich merkte an der Sprache, daß er ein Bayer war. Sie sagten zu mir: „Geh hinauf und rede mit ihm und sprich ihm gut zu. Er hat zwei Nächte nicht geschlafen.“

Ich kletterte die Felsen mühsam hinauf und kam zu ihm. Er stand im Mantel neben der Lampe und riß im Takt die Blende ab, daß es grell in die Nacht hinausschien. Das Licht flackerte in dem eisig kalten Nachtwinde. Er flog am ganzen Körper.

Nun ließ er ab von der Lampe und sah scharf über das nächtliche Buschfeld nach einem Licht, das fern am Horizont aufblitzte und schrieb mit hin- und her-

fliegender Hand auf einem Block Papier, was er sah, fragte mich in Absätzen nach woher und wohin und sagte: „Wir sind schmutzig und hungrig und durstig und krank, und zwei von uns sind schon abgetan; und keiner kommt und löst uns ab.“

Ich fragte ihn: „Hast du Verbindung mit der neuen Abteilung?“ Er sagte: „Gerade seit einer Stunde“, und lächelte kläglich und sagte: „Man wird noch verrückt hier. Gestern nacht hab' ich lauter dummes Zeug signalisiert, immer los: ‚So leben wir, so leben wir‘, und so was; aber sie haben den Unsinn nicht verstanden.“ Er ließ den Block sinken und hockte sich nieder und schüttelte sich. Er schien zu meinen, daß ich die Ablösung wäre.

Ich wollte ihn aufmuntern und fragte ihn nach den Lichtern, die hier und da durch die Nacht zuckten. Er raffte sich wieder auf und zeigte mir mit hastender Hand das Licht jeder Abteilung. Im Halbkreis lagen sie um den Feind, bereit, ihn morgen gegen die Wand des breiten Berges zu drücken, vor dem er stand. Indem er noch zeigte, blitzte oben, vom Berge herab, ein neues Licht. Grell und frech stand es plötzlich da. „Sieh“, sagte er verwundert. „Die sind hinten herum auf den Berg geklettert. Nun stehen sie da oben hoch über dem Kopf des Feindes und übersehen alles und melden, was sie sehen.“ Ich sah lange nach dem grellen Licht und dachte trotz meiner eigenen Not an die zehn oder zwanzig Kameraden, die da oben auf den ungast-

lichen Höhen saßen, jeden Augenblick gewärtig, überannt zu werden. Und sah nach dem weiten Gebiet, das dunkel zwischen all den Lichtern lag. Da saß im Busch das feindliche Volk. Mit welchen Gedanken mochten sie und ihre Kinder die Lichter sehen?

Der Bayer hatte wieder nach der Lampe gegriffen und wollte das Empfangene weitergeben. Er redete leise bei sich selbst, sank in sich zusammen und stellte sich dann wieder stramm —: da hörten wir unter uns aus dem Busch her Pferdeschnauben und gleich darauf die helle Stimme eines Offiziers. Da kletterte ich eilig hinunter und stand und hörte, wie der Offizier fragte, was hier los wäre, da wäre so eine verrückte Meldung gekommen. — Da trat ich vor und nannte mich: Gefreiter Moor, und woher ich käme und daß der Bayer oben krank und nicht ganz mehr bei Sinnen wäre, und daß ich Kameraden und Pferd verloren hätte. Und ich möchte wieder zu meiner Abteilung.

Er schickte einen Mann den Hügel hinauf und sagte, es wäre nicht nötig, daß ich den gefährlichen Ritt jetzt sofort machte; denn sie hätten jetzt wieder Signalverbindung mit dem Hauptquartier. Ich aber sagte: „Ich habe meine Kameraden verloren und muß melden, wie es gekommen ist.“

Er hatte wohl Mitleid mit mir und sagte: „Wir haben einen überzähligen Gaul bei uns. Schön ist er nicht; aber wenn Sie gern hinüber wollen, sollen Sie ihn haben.“ Er ging noch selbst mit mir zu dem Pferd und

ich glaube, daß er mir ein besseres gab; denn ich hörte, wie er leise zu dem Unteroffizier sagte: „Er hat sieben Stunden zu reiten und reitet allein.“ Er sah auch selbst nach dem Sattelzeug, fragte mich, ob ich gedienter Kavallerist wäre, zog am Gurt und sagte: „Nach drei Stunden müssen Sie den Gurt anspannen“, und zeigte mir den Proviant für mich und das Pferd in der Satteltasche. Dann rief er nach dem Hügel hinauf: „Wo steht das Hauptquartier?“ Die deuteten mit der Hand. Er zeigte mir noch am Kreuz, das klar am Himmel stand, die Richtung und empfahl mir, geradeaus zu reiten, bis ich an die große Pad käme, und ließ mich ziehen.

Auf diesem Ritt, der zehn Stunden dauerte, begegnete mir keinerlei Unfall. Ich erreichte todmüde den Weg, den meine Abteilung zog, und zwar an der Wasserstelle, an der ich sie vorgestern verlassen hatte, trank und tränkte auch mein Pferd und ritt dann den Weg hinauf, den sie heute und gestern gezogen waren. Es lagen viele tote und sterbende Tiere an dem Weg. An der nächsten Wasserstelle traf ich die Abteilung rastend.

Ich meldete mich und berichtete und ging dann nach meiner Backschaft und setzte mich auf die Erde und schlief sechs Stunden wie ein Toter. Sie sagten nachher, sie hätten mich mit Fragen überstürmt; ich hätte sie auch angesehen; aber ich hätte kein Wort gesagt, sondern wäre hingefallen und hätte geschlafen.

An diesem Abend war ein eifriges Leben im Lager. Jeder war betriebsam. Der eine sah sein Gewehr nach;

der andere füllte sorgfältig seinen Patronengurt; der dritte sorgte um sein Pferd; der vierte und fünfte lag auf der Erde und schrieb einen Gruß nach Hause. Als wir uns zum Schlafen um unser Kochloch in den Sand legten, sagte der Freiwillige, der zehn Jahre älter war als wir: „Na, Jungs, nun betet noch ein Vaterunser. Wer weiß, ob ihr es morgen abend könnt.“

Feuer brannte in dieser Nacht nicht.

Schon vor Mitternacht rückten wir weiter vor, dem Feinde zu. Es wurde gesagt, daß unsere Abteilung etwa gegen Morgen auf den Feind stoßen würde.

Voran ritten als Kundschafter die Wittboys. Dann kam unsere Kompanie. Ein Teil von ihr war abgesessen und suchte zur Seite des Wegs im Busch vorwärts zu kommen; der andere Teil ritt noch auf dem Weg. Ich ritt im dritten Zug. Hinter uns, dicht aufgeschlossen, fuhr die Artillerie.

Wir marschierten möglichst lautlos; aber es gab doch allerlei Lärm: Schnauben der Pferde, Stoßen der Räder, ein ungeduldiger, zorniger Ruf, ein Peitschenhieb. Mich fror heftig im Sattel. Damit ich nachher, wenn ich schießen sollte, nicht steife Finger hätte, legte ich die Zügel über den Patronengurt und steckte die Hände in die Taschen.

Endlich graute der Morgen; und bald schossen am hellgrauen Himmel von unten herauf zarte, rosige Streifen Lichtes gegen die Himmelshöhe. Rasch wurden die Farben tiefer, fröhlicher und stärker. Es jauchzte das Rot in seiner Fülle, und es freute sich das Blau seiner reinen Schönheit. Es kam herauf und dehnte sich und stieg auf wie eine neue Welt, die war wohl tausendmal schöner als die alte. Und dann kam groß und klar die Sonne, wie ein großes, ruhiges, weitoffe-

nes Auge anzusehn. Obgleich ich als ein guter Soldat mit allen Sinnen nach vorne hin dachte, nach dem Feinde zu, und den schweren Stunden, denen ich vielleicht entgegenginge, sah ich doch die Himmelsherrlichkeit. Neben mir ritt ein Hamburger, ein frischer, ruhiger Junge. Er hatte mir mal gesagt: „Siehst du, man muß einmal was Ordentliches erlebt haben: Wie soll man sonst ein tüchtiger, ernster Mensch werden? Darum bin ich hierhergekommen!“ Er wollte nachher in das Geschäft seines Vaters eintreten. Er ritt wie ich, die Zügel überm Patronengurt, die Hände in den Taschen; er hatte aber die Stirn heute morgen sehr kraus gezogen und sah scharf vor sich hin. Schräg hinter mir ritt der gewesene Offizier.

Um diese Tageszeit sollten wir nach den Aussagen unserer Patrouillen den Feind erreichen. Aber er war nicht da. Da dachte ich mit vielen andern, daß es wieder nichts würde, und ärgerte mich sehr. Doch hörten wir bald darauf von rechts herüber Kanonendonner.

Es wurde acht; es wurde neun. Der Busch wurde so eng, daß die Ausgeschwärmten nicht weiter konnten. Sie kamen heraus und zogen sich auf dem Weg zusammen. Die Sonne stieg und stieg; es wurde ein heißer Tag. Es fing an, warm im Sattel zu werden. Die Pferde wurden müde. Ein kleiner schmaler Leutnant mit einem zähen, hageren Gesicht und scharfen Augen ritt an meiner Seite vorüber und sagte mit gedämpfter Stimme: „Wir sind keine drei Kilometer von den Wasserlöchern.“ Er hatte in den letzten Tagen mehrmals

eine gefährliche Patrouille bis in diese Gegend geritten und kannte jeden Busch.

Da fiel vorn der erste Schuß. Die Gewehre flogen aus dem Schuh.

Wir waren mit raschem Schwung aus dem Sattel; die Zügel flogen über den Pferdehals; die Pferdehalter griffen zu. Unsere Kompanie war nur neunzig Mann stark; zehn ließen wir bei den Pferden; nur achtzig Mann gingen wir in den dichten Busch hinein. Die Feinde schossen heftig und stießen kurze, wilde Rufe aus. Ich sah einen von den Unsrigen verwundet; er kauerte und untersuchte seine Wunde am Schenkel. Ich sah noch nichts vom Feinde. Aber da sah ich, einen Augenblick nur, ein Stück von einem erhobenen Arm im graubraunen Kordrock und schoß dahin. Dann lag ich und spähte auf ein neues Ziel. Es ging lebhaftes Feuern hin und her. Wenn einer von uns getroffen zu haben glaubte, verkündete er es mit lauter Stimme: „Der steht nicht wieder auf! Mensch, mitten in die Brust!“ Der dritte Mann zu meiner Rechten, der ein wenig nach vorn an einem Busch lag, zuckte zusammen. Drüben schrie eine lachende Stimme: „Hast genug, Dütschmen?“ Der Kamerad sagte mit ruhiger Stimme: „Ich habe einen Schuß in der Schulter“ und kroch auf allen vieren zurück.

Ich hörte durch all unser eigen Schießen, daß wir auch von links her Feuer bekamen. Nun wurde dies Feuer stärker. Sie kamen näher. In dichten Reihen krochen und schossen und schrien sie heran. Zwei von

meinen Nachbarn schossen nicht mehr. Wir krochen um eine, zwei Körperlängen zurück. Sie schrien und riefen: „Paß auf, Dütschmen! Paß auf!“ Und lachten wild. Andere schrien: „Hurra, Hurra!“ Es wimmelte von Menschen. Ich glaubte, daß sie nun hervorbrächen, im wilden Sturm, und daß es aus mit uns wäre. Ich hatte wegen unserer Verwundeten eine furchtbare Angst für den Fall, daß wir zurück mußten. Ich nahm mir fest vor, wenn das Kommando käme, laut zu rufen: „Die Verwundeten mitnehmen!“ Aber als ich es eben bei mir beschloß, kam ein Unteroffizier mit einigen Mann und ermutigte uns durch einige Worte: „Haltet! Ich schicke Hilfe.“ Bald darauf hörte ich hinter mir etwas schleifen und klirren, und eine ruhige, sanfte Stimme hinter mir sagte: „Nu rück mal ein bißchen zur Seite.“ Das Rohr eines Maschinengewehrs schob sich neben meinem Gesicht vor. Gleich darauf knatterte es los. Die rasende Kugelsaat pfiß in die Büsche, prasselte und pfiß. Wie schön das klang! Wie sicher und ruhig ich schoß! „Getroffen habe ich! Hast gesehn? Mensch, schieß! da . . . da!“ Nun donnerten auch die Kanonen von einer Anhöhe hinter uns über unsere Köpfe weg. Da wurde es drüben etwas stiller. Und da kam auch schon der Ruf: „Sprungweise vor!“ Wir sprangen auf und stürzten vor; aber eine entsetzliche Kugelsaat prasselte gegen uns an — wir warfen uns wieder hin. Schräg vor mir hatte ein Unteroffizier eine Kugel in den Leib bekommen; das Blut strömte sofort mit Gewalt aus der Wunde; er kauerte und versuchte,

es mit seinem Taschentuch zu hemmen, und rief laut um Hilfe. Er war ein schmucker, hellblonder Mensch. Da kam der gewesene Offizier, der Gebannte, schräg von der Seite, faßte den Verwundeten an den Schultern und zog ihn hinter uns. Die Kugeln schlugen um ihn; der Lauf seines Gewehrs flog getroffen klappernd zur Seite. Er legte sich ruhig wieder an seinen Platz. Von drüben, im Busch, schossen sie mit wildem Eifer und schrien vor Wut.

Wir kamen nicht vorwärts. Ich weiß nicht, wie lange wir so lagen und schossen. Es sind wohl Stunden gewesen. Ich wunderte mich einmal, daß sich kein Offizier bei uns sehen ließ, und vergaß es wieder. Der Schweiß rann mir wie Wasser über den ganzen Körper. Nicht meine Zunge, mein Hals, mein ganzer Körper schrie nach einem Schluck kühlen Wassers. Seitwärts versuchte ein Lazarettgehilfe, einem Verwundeten einen Gummischlauch um den stark blutenden Schenkel zu legen. Der Verwundete bat in süddeutscher Mundart: „Bring’ mi ein bißle zurück; kannscht das?“ Da schleppte der ihn keuchend zurück. Das Feuer drüben wurde schwächer. Eine Stimme befahl: „Langsamer feuern.“ Von drüben klang es heiser und höhnisch nachäffend: „Langsamer feuern!“ Ein Verwundeter rief laut und ängstlich nach Wasser.

Wir lagen, Gewehr im Anschlag, und warteten. Von rechts her ging es von Mund zu Mund: „Der Hauptmann ist tot. Der Oberleutnant auch. Alle Offiziere . . . Und fast alle Unteroffiziere.“ Ich nahm mit der linken

Hand meine Feldflasche, während ich das Gewehr aufliegen ließ und nahm den kleinen Schluck, den ich für die höchste Not aufgespart hatte. Als ich die Flasche absetzte, dachte ich, daß dies vielleicht mein letzter Trunk gewesen wäre, und dachte auch an meine Eltern. Ich meinte, daß der Feind ein wenig Luft holen und gleich im Sturm vordringen würde.

Aber es geschah nichts.

Da kam ein Oberleutnant, der zum Stabe gehörte, geduckt unsere Reihe entlang. Als er hinter mir war, kniete er da, tippte auf meinen Stiefel und sagte: „Gehen Sie zum General und melden Sie, daß wir nach meiner Schätzung etwa einen Kilometer von den letzten Wasserlöchern entfernt sind.“

Ich hob mich vorsichtig in die Knie und lief gebückt zurück und kam auf den Weg. An einem Termitenhaufen, der wohl drei Meter hoch war, mühte sich ein Arzt und ein Lazarettgehilfe, einen Verwundeten vor dem Verbluten zu schützen; ich glaube aber, daß sie zu spät kamen: er lag wie ein Toter auf seiner roten dunklen Decke. Dann sah ich den Ballon nicht weit vor mir. Darauf rannte ich über die Lichtung.

Die langen Reihen der Ochsen, in Geschirren vor ihren Wagen, hoben die offenen Mäuler, witterten lechzend die Wasserlöcher und brüllten heiser. Die Kameraden an den Pferden und die bei den Wagen riefen mich mit trockener Stimme an: „Macht doch vorwärts, ihr Kerls da vorne! Sind wir bald beim Wasser? Geht es vorwärts?“ Sie sahen mich aus tiefen, trockenen

Augen an. Die Pferdehalter hatten ihre Mühe mit den verdurstenden Tieren, die in dichten Haufen standen, von Insekten umschwärmt und gepeinigt. Die Sonne glühte herab. Eine dicke, schrecklich dürre Staublufte lag über dem ganzen Lager.

Vor einem Lazarettwagen standen in weißen Mänteln die Ärzte um einen Tisch, auf dem einer lag. Ich wunderte mich, wie viele da schon im Schatten der Wagen lagen; fünf oder sechs davon tot, darunter unser Hauptmann. Ein Verwundeter, ich glaube, es war ein Leutnant, tränkte mit seiner gesunden Hand die Schwerverwundeten; der andere Arm blutete ihm schwer.

Auf dem Wagen des Generals stand ein Mann am Heliograph. Der General stand daneben, einige Offiziere und Ordonnanzen bei ihm, alle zu Fuß. Ich machte meine Meldung und hörte noch, wie einer sagte: „Die Tiere halten nicht mehr, und die Leute verdursten uns.“

Im nächsten Augenblick, da ich mich schon umgewandt hatte, um nach vorn an die Front zu laufen, kam von hinten her, von zwei oder drei Seiten wildes Schreien und Schießen aus dem Busch. Die Posten, die rundum auf der Erde lagen und knieten, erwiderten sofort. Die Stimme eines Offiziers klang scharf und hell: „Schwärmen.“ Ich lief und sah noch im Lauf, wie ein Hagel von Kugeln die Wand des Lazarettwagens zersplitterte und die Ärzte nach ihren Gewehren griffen und einer von ihnen verwundet wurde, und hörte noch, wie einer von ihnen sagte: „Wir wollen doch die weißen Röcke ausziehen.“ Dann lag ich an einem Busch und schoß

gegen die Feinde, die unter wilden Rufen durch die Büsche vorstürmten. Schreiber, Ordonnanzen, Fahrer, Bedeckung, Offiziere, alles stürzte heran und lag nebeneinander und wehrte sich seiner Haut. Die Artillerie machte im Feuer kehrt und feuerte über uns weg. Aufgeregt vom Lauf und von dem plötzlichen Angriff gab ich ein heftiges Schnellfeuer. Eine Stimme neben mir sagte: „Ruhiger Schießen.“ Ich schoß ruhiger und dachte: ‚Wer hat das gesagt?‘ Und griff nach dem Patronengurt und sah nach der Seite: da lag der General zwei Mann von mir und schoß ruhig, wie es sich für einen alten Soldaten ziemt. Sie drangen in dichten Reihen durch den Busch heran und schrien und schossen. Aber wir lagen ruhig und schossen gut. Da wurden sie stiller. Die Offiziere standen auf und gingen wieder in die Mitte des Lagers. Gleich darauf kam der Befehl, daß das Lager zweihundert Meter vorrücken sollte. Ich sah noch im Vorbeilaufen, wie sie anfangen, die Verwundeten und Toten in die Wagen zu heben. Dann lief ich wieder nach vorne in die Schützenlinie an meinen Platz.

Nun, da ich wieder lag, fühlte ich, wie sehr ich ausgedörrt war. Ein Bitten und Klagen und Quälen um Wasser ging durch die Reihe. Von hinten her klang das heisere Brüllen der verdurstenden Tiere. Ich glaube, es war um diese Zeit, nachmittags vier Uhr, kein Tropfen Wasser mehr im ganzen Lager, außer für die Verwundeten.

Da wurde die ganze dünne Front entlang alles daran gesetzt, Gewehr, Geschütz und Maschinengewehr. Ein wildes Schnellfeuer prasselte gegen den müde werden- den Feind. Dann ging es von Mann zu Mann: Wir wollen stürmen.

Nun gellte der Ruf. Niemals in meinem Leben ver- gesse ich ihn. Mit wildem Schreien, mit verzerrten Ge- sichtern, mit trockenen, brennenden Augen sprangen wir auf und stürmten vorwärts. Die Feinde sprangen, schossen und stoben mit lautem Schreien zurück. Wir liefen ohne Unterbrechung schreiend, fluchend, schie- ßend bis zu der ziemlich großen Lichtung, auf der die heißbegehrten Wasserlöcher lagen, und gleich darüber weg bis an ihren jenseitigen Rand, wo der Busch wieder anfang.

Das ganze Lager: die schweren Wagen mit den lan- gen Ochsenreihen, die Hunderte von Pferden, die Laza- rettwagen mit Ärzten, Verwundeten und Toten, das Hauptquartier: alles kam hinterher und lagerte sich auf der Lichtung. Wir aber lagen rund um sie am Rand des Buschfelds und wehrten die Feinde, die bald hier, bald da in wilden Haufen mit lautem Schreien durch den dichten Busch heranbrachen.

Und nun kletterten sie hinter uns mit Feldkesseln in die zehn Meter tiefen Wasserlöcher und füllten die Eimer, die an zusammengebundenen Zügeln herab- gelassen wurden, und fingen an, Mensch und Tier zu tränken. Wenn je zehn Tiere ein wenig bekommen

hatten, war das Wasserloch leer. Es waren wohl zehn oder zwölf Löcher an dieser Stelle.

Die Sonne ging unter. Einige von uns schlichen hoch und hieben mit ihren Seitengewehren Buschwerk ab und machten einen Kraal vor uns. Die Artilleristen stellten hinter uns die Maschinengewehre und Geschütze auf und knieten daneben. Abgesandte Kameraden krochen von Mann zu Mann und gaben uns ein wenig Wasser. Hinter uns im Lager tränkten sie im Dunkeln die unruhig drängenden Haufen der Tiere; an den Lazarettwagen gingen die Pfleger mit Laternen in der Hand und beugten sich über jeden. Dazwischen feuerten die Feinde noch immer. Rund ums Lager blitzte es auf im dunklen Busch.

Erst gegen Mitternacht wurde es stiller. Wir reichten uns von Hand zu Hand ein wenig Zwieback. Dann kam die völlige Dunkelheit, und das Schießen hörte auf. Was hatte der Feind vor? Hier lagen wir, vierhundert Mann, in dunkler Nacht, übermüde, halb verdurstet, und vor uns und um uns ein wildes, rasendes Volk von sechzigtausend. Von den anderen deutschen Abteilungen wußten und hörten wir nichts. Vielleicht waren sie abgetan, und die sechzigtausend ziehen sich nun zusammen und fallen über uns. Von fernher hörten wir durch die stille Nacht das Brüllen von ungeheuren, verdurstenden Viehherden und fernes, schweres Getöse wie vom Ziehen eines ganzen Volkes. Ostwärts stand ein riesiger Feuerschein. Ich lag, so lang ich war, das

Gewehr bereit, und ermunterte meine todmüden Kameraden, daß sie wachten.

So kam allmählich der Morgen.

Da stießen einige Patrouillen vorsichtig vor.

Und da erfuhren wir zu unserer großen Verwunderung, daß der Feind abgezogen war, und zwar in wilder Flucht.

Wir wären ihm gern gleich gefolgt; aber wir hatten noch keine Nachricht von den anderen Abteilungen. Auch waren Mensch und Tier am Ende ihrer Kraft.

So ruhten wir denn diesen Tag, aßen ein wenig dürftiges Essen und reinigten und besserten an unserm Zeug und unseren Gewehren; denn wir sahen aus wie Leute, die sich in einem Anfall von Tobsucht zerschlagen, zerschunden und beschmutzt hatten. Die Raserei stand uns noch auf der gefurchten Stirn und stand noch schrecklich in unseren Augen. Unsere Toten lagen im Schatten eines Baumes mitten unter uns.

Wir hatten viel Arbeit mit den Tieren, daß sie uns nicht umkamen. Wir konnten sie lange nicht satt tränken, und Weide konnten wir ihnen gar nicht geben; denn die ganze Gegend war vom Vieh der Feinde so kahl gefressen, als wenn Ratten und Mäuse alles rein abgenagt hätten. Noch in die Erde hinein hatten Menschen und Vieh nach Wurzeln gewühlt und gesucht. Es war ein trübseliger Tag. Die Sonne glühte. Ein Gestank von altem Dünger erfüllte stickig das ganze Land.

Am Nachmittag kam endlich Botschaft von den anderen Abteilungen. Zwei meldeten, daß sie den Feind geschlagen hätten, die dritte, daß sie sich mit Mühe und Not seiner erwehrt. Der Feind war mit seiner ganzen ungeheuren Masse, mit Weibern, Kindern und Herden, ostwärts entflohen.

Gegen Abend begruben wir unsere Toten unter dem Baum.

Am andern Morgen wagten wir es, den Feind zu verfolgen. Wir ließen alle unsere Unberittenen bei unsern Verwundeten und Kranken im Lager und machten uns ostwärts auf. Wir waren zweihundert Reiter. Aber unsere Pferde waren schlapp, ausgehungert oder krank; und die Gegend, in die wir vorstießen, war eine Durststrecke und wenig erforscht.

In einer Breite von ungefähr hundert Metern war die Erde zur Diele zertreten. In solch breiter und solch dichter Schar war der Feind und seine Viehherden dahingestürmt. Auf diesem Fluchtweg lagen Decken, Tierfelle, Straußenfedern, Geschirre, Weiberschmuck, sterbendes und totes Vieh, vor sich hinstierende, sterbende und tote Menschen. Ein entsetzlicher Geruch von altem Mist und verwesenden Kadavern erfüllte drückend die heiße, stille Luft.

Je weiter wir in der brennenden Sonne zogen, desto jammervoller wurde der Weg. Wie tief hatte sich das stolze, wilde, höhnende Volk in seiner Todesangst erniedrigt. Wohin ich von meinem müden Pferd herab die Augen wandte, da lag haufenweise all ihr Gut: Ochsen und Pferde, Ziegen und Hunde, Decken und Felle. Und da lagen Verwundete und Greise, Weiber und Kinder. Ein Haufe kleiner Kinder lag hilflos verschmachtend neben Weibern, deren Brüste lang und

schlaff herabhängen; andere lagen allein, die Augen und Nasen voll von Fliegen, noch lebend. Irgend jemand schickte unsere schwarzen Treiber; ich denke, die haben ihnen zum Tode verholfen. So wie alles da lag, all dies Leben, so wunderbar verstreut, Tier und Mensch, wie ihm die Knie gebrochen waren, hilflos, schwer, sich noch quälend, oder schon unbeweglich, sah es aus, als wenn es aus der Luft herabgestürzt wäre.

Mittags machten wir an Wasserlöchern Halt, die bis an den Rand voll von Kadavern waren. Wir zogen sie mit den Gespannen der Geschütze heraus; aber es war nur ein wenig blutiges und stinkendes Wasser in der Tiefe. Wir versuchten die Löcher tiefer zu graben; aber es kam kein Wasser. Weide war auch nicht. Die Sonne glühte so heiß auf den Sand, daß wir uns nicht einmal hinlegen konnten. Auf durstenden und hungernden Pferden ritten wir weiter, wir Durstenden und Hungernden. In einiger Entfernung hockten Haufen alter Weiber, die stumpfsinnig vor sich hinstarrten. Hier und da standen Ochsen und brüllten. Mensch und Tier wird nachher in den Busch gestürzt sein, irgendwohin, sinnlos, in letzter Verzweiflung, irgendwo Wasser zu finden. Im Busch werden sie verdurstet sein.

Wir zogen weiter bis an den Abend. Dann sollten wir ein trocknes Flußbett erreichen und dort Wasser finden. In großen Staubwolken gehüllt kamen Rinderherden gegen uns an, mit stieren Augen und heiserem Brüllen. Das war ein schlechtes Zeichen von der

Gegend, in die wir ritten. „Wollt Ihr klüger sein als die Tiere? Kehrt um! Kehrt um!“ „Nein, wir wissen es besser: um sieben Uhr werden wir an dem Feind und an Wasser und Weide sein.“ Wir ritten vorwärts. Unsere Reihe lockerte sich. Wir ritten, so wie jeder vorwärts konnte. Vom Feinde war nichts zu sehn. Aber Wittboys, die vorausgeritten waren, kamen zurück und meldeten, daß er nicht fern wäre.

Gegen Abend, da ich mit vier Mann befohlen wurde, zur Seitendeckung im Busch zu reiten — denn es wurde dann und wann aus dem Busch auf uns geschossen — sahen wir von ungefähr hinter hohen Büschen einen verlassenen Kapwagen stehen und hörten Menschenstimmen. Wir stiegen aus dem Sattel und schlichen heran und sahen sechs Feinde im lebhaften Gespräch um ein kleines Feuer sitzen. Ich machte mit Zeichen deutlich, auf wen jeder von uns schießen sollte. Vier blieben gleich liegen, der fünfte entfloh. Der sechste stand halb aufgerichtet, schwer verwundet. Ich sprang mit geschwungenem Kolben hinzu. Er sah mich gleichmütig an. Ich wischte den Kolben im Sande rein und warf das Gewehr am Riemen über die Schulter. Aber ich mochte den Kolben den ganzen Tag nicht anfassen.

Die Erde war rund umher kahl, gelbbraun, steinig; das spärliche Gras war abgegrast oder verbrannt oder vertreten. Überall lag totes Vieh. Das heisere Brüllen verendender Rinder zitterte schrecklich durch die Luft. Der Busch wurde dünner, oft weitete sich ein Raum zu einer großen Lichtung.

Ganz verlassen lag in der glühenden Sonne ein zweijähriges Kind. Als es uns sah, setzte es sich aufrecht und sah uns an. Ich stieg ab und hob es auf und trug es eine Strecke weit zurück, wo an einem Busch eine verlassene Feuerstelle war. Es kroch gleich auf allen vieren über die Stelle, wobei es mit der Hand Asche und Unrat zur Seite rakte. Es fand auch gleich etwas, den Rest einer Wurzel oder einen Knochen, und aß. Es weinte nicht; es fürchtete sich auch nicht; es war ganz gleichmütig. Ich glaube, es ist da im Busch groß geworden, ohne Hilfe von Menschen.

Der heiße Tag senkte sich. Unsere Pferde wurden sehr müde. Wir hatten Mühe, die stolpernden Tiere wieder hoch zu kriegen; einige Reiter stiegen ab; gegen Abend führten schon viele ihre Pferde. Bald darauf stürzten einige. Die Reiter warfen die Sättel auf die Wagen und zogen zu Fuß weiter. Es wurde dunkel. Vom Feinde war nichts zu sehen. Da kamen wir endlich zu den heiß ersehnten Wasserlöchern.

Da waren sie bis zum Rand voll von toten Ochsen; und Wasser war nicht da. Und von Weide keine Spur.

Da bissen wir die Zähne zusammen und starrten vor uns hin; denn nun wußten wir, daß wir zurückmußten und daß viele Pferde zugrunde gehen würden. Wir mußten wohl froh sein, wenn wir alle Menschen lebendig zum Lager zurückbrachten.

Wir blieben hier drei oder vier Stunden der Nacht. Ich versuchte, mir ein wenig Wasser zu verschaffen, zwängte mich zwischen die toten Tiere und kam nach

einer Stunde mit einem halben Feldkessel voll von einer schrecklichen Flüssigkeit heim. Wir kochten uns aber doch Kaffee damit und tranken ihn. Die anderen hatten indes ein großes, klumpiges Nest von Webervögeln vom Baume geholt und es den Pferden vorgelegt; auch alten Kuhdung trugen wir in den Händen zusammen und schnitten Zweige von den Büschen, entfernten die Dornen und hielten sie ihnen vor. Ich ging eine Stunde lang rund um mein Pferd, und rieb es mit der Faust und war freundlich mit ihm.

Nach Mitternacht traten wir den Rückzug an.

Zuerst, wenn ein Pferd fiel, nahm der Reiter den Sattel auf den Rücken und ging in schweren Reiterstiefeln durch den Sand; aber bald lag da, bald da ein Sattel. Wir anderen stiegen ab und führten die Pferde; es war ein langer, müder Zug. Dicht vor meinen Füßen taumelte ein Kamerad und fiel lang hin. Wir hoben ihn mit vier Mann auf; er war schwer wie Blei. Immer mehr Pferde fielen; bald lag alle Kilometer ein edles Tier. Dann und wann krachte ein Schuß; wir achteten nicht darauf. Die älteren Kadaver waren hochaufgetrieben; eine schreckliche Luft dunstete über dem weiten Totenfelde. Wir setzten stumm Fuß vor Fuß. Der Mund war heiß; die stickige, stinkende Luft ging wie mit Peitsche und Sporen den Hals hinunter. Einer vor mir fing an, wild zu reden, er wolle alle Feinde erschlagen und sich an ihrem Blute satt trinken. Sie setzten ihn auf ein Pferd; zwei Mann hielten ihn. Ich spürte keinen Hunger; der Ekel vertrieb den Hunger.

Aber der Durst quälte mich, daß ich begehrte, das Blut zu trinken, das ich in den Adern der gefallenen Tiere sah.

Der Morgen war da und die brennende Sonne. Wir erreichten eine Wasserstelle, die aber wieder voll von verendetem Vieh war. Wir warfen uns dennoch hin und versuchten, in der Tiefe Wasser zu finden, und schöpften einige Deckel voll von der ekligen Flüssigkeit und tranken der Reihe nach. Als die Reihe an mich kam und ich den Deckel schon zum Munde hob, wurde mein Kopf sachte zur Seite geschoben. Als ich mich erstaunt umsah, steckte mein Pferd sein Maul in den Deckel und trank. Da tat ich mir schreckliche Gewalt an und dachte: „Was willst du dir an geronnenem Blut und Urin den Tod saufen? Lieber verdursten“, und ließ es ihm, und stand auf, und hatte keine Hoffnung mehr, den Abend dieses entsetzlichen Tages zu erreichen. Unser Zug wurde länger und länger.

Es ist wunderbar, wieviel der Mensch ertragen kann.

Ich bin noch vier Stunden lang in brennender Sonne gegangen. Ich weiß aber wenig oder nichts von diesen Stunden; ich habe nur eine Erinnerung, als wenn ich durch Feuerlohe gegangen bin. Mein Pferd fiel und blieb liegen.

Gegen Abend, als wir noch zehn Kilometer vom Lager entfernt waren, bekam ich Befehl, ein anderes Pferd zu besteigen und zu sehen, ob ich auf ihm das Lager erreichen könnte, damit man uns von da einige

frische Zugochsen entgeschickte; denn unsere Gespanne versagten. Ich stieg in den Sattel und brachte den Ostpreußen wirklich in langsamen, schweren Trab: so ritt ich allein den Totenweg entlang. Als ich eine Weile geritten hatte, zog von Süden her eine schwere, dunkle Wolke herauf wie eine Gewitterwolke. Ich freute mich und sah mit Begier, wie sie breiter und breiter wurde; ich glaubte schon, den Regen zu schmecken. Da fiel mir auf, daß sie so niedrig hing und so rasch näher kam, gleich als wenn sie flöge. Und nun kam sie heran: rauschend und surrend umschwirrten mich dicht gedrängt, die Sonne verdunkelnd, unzählige Mengen von großen Heuschrecken. Es glitzerten ihre fingerlangen, silberblanken Flügel wunderschön in der untergehenden Sonne; in zahllosen Scharen fielen sie rund um mich auf den Busch. Ich aber schüttelte mich vor Entsetzen über dies schreckliche, wunderbar fremde Land und kam durch sie hindurch. Ich erreichte das Lager, meldete, trank, fiel hin und schlief.

Es gab in den vier Tagen, die wir noch in diesem Lager blieben, dreimal am Tag Fleisch von schlappen Ochsen und Reis; andere Lebensmittel waren nicht da. Wasser war zwar genug vorhanden, da aber der Feind wochenlang und in Massen, samt seinen großen Viehherden, um diese Wasserlöcher gehaust hatte, waren sie ganz verschmutzt. So kam es, daß in wenigen Tagen der zehnte Mann an der Ruhr erkrankte. Ich blieb leidlich gesund; aber als ich unter einem Busch ein wenig Gras für mein verhungernendes Pferd suchte, bekam ich einen Dornstich in die Hand, die schnell anschwell und einige Tage schlimm aussah. Es war offenbar die ganze Gegend verpestet: Wasser, Erde, Busch und Luft.

Dann kam die Nachricht, daß der Feind nach Überwindung und Umgehung der großen Durststrecke, auf der Tausende von ihm umgekommen waren, weit im Osten, am jenseitigen Rand des Sandfeldes, an kümmerlichen Wasserstellen säße. Da beschloß der General, ihm dorthin zu folgen, ihn anzugreifen und zu zwingen, nordostwärts in den Durst und in den Tod zu gehn, damit die Kolonie für alle Zeit vor ihm Ruhe und Frieden hätte.

So zogen wir nun also in gewohnter Weise mit einem ungeheuren Troß von Ochsenreihen, Kapwagen,

Karren und Treibern, die unsre Verpflegung in die Einöde schleppten, nach Osten zu in die weite Steppe, die kein Weißer vor uns betreten hatte; man wußte nur von ihr, daß sie sehr wasserarm war. Unterwegs stieß ein großer Transport frischer Pferde zu uns, so daß wir wieder alle beritten waren. Es war das vierte Pferd, auf dessen Rücken ich mich setzte; der Leutnant, der viele und weite Patrouillen geritten hatte, stieg auf das sechste. Wir waren in unsrer Abteilung vierhundert Mann.

Der Sand war tief und die Sonne sengte. Und nachts, auf der Erde, den Kopf auf dem zusammengedrückten Hut oder auf dem Sattel, gab es einen kurzen Schlaf; die Sterne schienen klar, und ein eisiger Wind wehte. Die Kost war eintönig und dürftig. Aus den verseuchten Wasserlöchern des Lagers hatte sich mancher den Typhus getrunken, der brach nun aus. Auf dem geschüttelten, harten Wagenbrett mußte der Kranke tagelang zurückfahren, bis er an ein Feldlazarett kam; da lag er ohne Stärkung und ohne Kühlung und ohne Reinlichkeit wochenlang auf dürftigem Graslager. Je weiter wir in die Steppe hineinkamen, desto lästiger wurden ziemlich große Fliegen, die um diese Jahreszeit aufkamen; sie waren so gierig, daß wir sie mit den Fingerspitzen aus den Augen- und Mundwinkeln holen mußten. Daß sie in unsrer Suppe schwammen, kümmerte uns schon lange nicht mehr. In der zweiten, dritten Woche fingen die neuen Pferde schon wieder an, schwach zu werden; bald blieb das eine und das

andre am Wege liegen. Die Ochsen wurden bei den weiten Märschen und der dürftigen Weide schlapp und schlapper. Kleider, Stiefel und Sattelzeug wurde wieder rissig und schmutzig; wir sahen aus, als hätten wir uns im Staub gewälzt.

Als wir drei Wochen marschiert hatten und wir die Gegend erreichten, wo der Feind sitzen sollte, zeigte es sich, daß er noch weiter nach Osten gezogen war und an den allerletzten dürftigen Wasserstellen saß. Da mußten wir weiter hinterher. Abends sahen wir hier und da nach Osten hin Grasbrände, die er ange-macht hatte, und die Feuer einzelner seiner Horden, die sich von der Hauptmasse lösten und nach Westen hin, der alten Heimat zu, durchzubrechen suchten, um dem grausen Dursttode zu entgehn. Es wurden Patrouillen ausgeschildt, daß sie nicht durchkamen, damit sie nicht in der Heimat einen ewigen Kleinkrieg mit uns führten.

In der vierten Woche kam ich endlich einmal wieder aus dem Kompanieverband heraus. Mit einer Patrouille von zwanzig Mann, die ein Leutnant führte, ritten wir aus dem Nachtlager nach Norden, um die Gegend zu erkunden, von der es Karten nicht gab, besonders um etwa eine gute Wasserstelle zu finden. Es waren in der Gegend zwar viele Wasserstellen; aber von dreien waren immer zwei vertrocknet, und die dritte gab erbärmlich wenig Wasser. Der gewesene Offizier, den ich den Gebannten nannte, ritt auch mit.

Wir waren nach Mitternacht ausgezogen und ritten

bis neun Uhr. Da sattelten wir ab und rasteten. Wir hatten aber noch nicht lange im Schatten einiger Büsche gelegen, da spürten wir einen brenzligen Geruch, der rasch stärker wurde, so daß wir es trotz unsrer Gleichgültigkeit für richtig hielten, uns nach der Ursache umzusehn; da kam auch schon der Posten gelaufen und sagte, daß der Wind einen mächtigen Grasbrand auf uns zutriebe. Wir schimpften auf den Feind und standen auf und sattelten schon in aller Eile; denn Qualm und Feuer, das durch den Qualm grell blinkte, kam in breiter Front auf uns zu. Da unsre Pferde unruhig wurden, sich bäumten und durcheinander fuhren, gingen wir, so rasch wir konnten, ohne irgendeine Verabredung, die Pferde an der Hand, nach einer Stelle, wo die Lichtung sich senkte. Wir waren eben da und hatten eben angefangen, noch eine kleine Strecke Gras abzuschneiden und zu raufen: da kamen sie schon an wie eine kleine glühende Kinderschar, die, sich an den Händen haltend, vorwärts tanzte; hier und da sprang eine höher als alle andern und duckte sich gleich; im Springen brausten und bliesen sie einen entsetzlich durren, heißen Atem vor sich her, den sie uns in Mund und Augen jagten. Einige von uns hatten von dem kalten Kaffee, den sie in ihren Wassersäcken hatten, auf ihre Taschentücher gegossen; andere duckten sich hinter ihren Pferden; andre drückten ihr Gesicht gegen die feuchten Wassersäcke. Dann gab es einen kurzen Augenblick großer Verwirrung; die Pferde bäumten sich wild, der Atem stand, ein Kamerad stolperte und

wurde hochgerissen. Da war es vorüber. Wir sahen aus wie die Schornsteinfeger, schimpften und schüttelten die Köpfe und sahen uns an; und mußten zuletzt über das Abenteuer lachen. Ich aber lachte noch besonders in mich hinein, da ich an den Schelmen von der holsteinschen Heide dachte, den seine Mutter zuweilen in den Backofen geschoben hatte, wie er sagte. Dem hätte ich dies Abenteuer gegönnt.

Abends gelangten wir an Wasserlöcher, die vertrocknet waren; wir gruben sie etwas tiefer und schliefen die Nacht, indem wir die Sättel im Kreise hinlegten und jeder sich hinter seinen Sattel legte. Die Pferde wurden in aller Eile auf einem ziemlich guten Weideplatz mit gesammelten und abgehauenen Dornzweigen eingekraalt. Der Leutnant und der Gebannte wachten abwechselnd im Kreis der Schlafenden; zwei Posten, stündlich abgelöst, umkreisten sie; ein Mann stand im Pferdekraal.

Als die Reihe der Wache an mich kam und ich hinausging, war die Nacht so bitter kalt, daß ich mir allerlei Bewegung machte, um ein wenig Wärme zu halten. So stieg ich auch zweimal auf einen niedrigen, verfallenen Termitenhaufen und sah nach den Feuern, die hier und da, meist aber ziemlich fern, durch die Nacht leuchteten. Dabei fiel mir eines auf, das nicht weit von uns im dichten Busch brannte. Ich merkte es mir und sagte es bei meiner Ablösung dem Leutnant, der neben dem heruntergebrannten Feuer auf der Erde saß.

Da machten wir uns vor Morgengrauen auf und entdeckten richtig die Stelle im Busch und umschlichen sie. Sie hockten, fünf Mann und acht oder zehn Weiber und einige Kinder, um das trübe, kleine Feuer, in Lumpen, ganz erstarrt. Wir drohten ihnen, daß sie sich nicht rühren sollten, und durchsuchten die Bündel, die neben ihnen lagen, und fanden zwei Gewehre und gestohlene, wahrscheinlich unsern Toten geraubte Unterkleider; der eine der Männer aber trug einen deutschen Waffenrock, der die Namenzeichen eines unsrer gefallenen Offiziere trug. Da führten einige von uns die fünf Männer zur Seite und erschossen sie. Die Weiber und Kinder, die jämmerlich verhungert aussahen, jagten wir in den Busch.

Als wir wieder an die Stelle kamen, wo wir übernachtet hatten, war in die tiefer gegrabenen Löcher so viel Wasser gesickert, daß wir jedem Pferd ein Kochgeschirr voll geben konnten und auch ein wenig in unsre Wassersäcke taten. Das Wasser war im Geschmack nicht so ganz übel; es hatte aber, wie fast überall im Sandfeld, einen Gehalt von Glaubersalz und hatte davon, wie der Leutnant es nannte, eine entschieden durchschlagende Wirkung.

Wir fanden diesen ganzen Tag keine gute Wasserstelle, und der Leutnant war sehr ärgerlich, während wir uns immer noch freuten, daß wir einmal wieder aus dem Kompanieverband heraus waren und allein durch das weite, grenzenlose Land zogen. Während wir bis an den Abend ritten, erzählte er uns seinen

Plan, daß wir unsern nächsten kleinen Posten aufsuchen sollten, der schon seit einigen Wochen in der Nähe kampierte, um feindliche Horden am Rückzug in die Heimat zu verhindern. Bei dem wollte er sich befragen.

Aber gegen Abend, ehe wir nach den Angaben, die wir bekommen hatten, bei jenem Posten sein konnten, wurden die Büsche plötzlich üppiger, das Gras saftiger, einige große Bäume stiegen aus dem Busch, einige Hühner flogen auf: kurz, wir merkten, daß wir an Wasser kamen, wurden sehr froh und stolz, daß wir so findige Leute wären, und setzten unsre müden Tiere in Trab. Und siehe da, seitwärts auf der Lichtung, wahrhaftig, da war ein kleiner Teich oder mehr nur eine Pfütze mit blankem Wasser. Wir kamen an, stiegen ab, und einige knieten schon und tranken; die Pferde standen bis zum Knie im Wasser neben uns. In dem Augenblick kam ein fremder Kamerad die Anhöhe herunter gelaufen und schrie: „Um Himmels willen, trinkt nicht von dem Wasser. Trinkt nicht: es ist Typhus darin.“ Wir ließen ab und schoben die Schultern hoch; einige wurden ernst; andre lachten leichtfertig. Oben auf der Anhöhe war ein kleines Feldlazarett neu eingerichtet, das wir noch nicht kannten. Wir blieben diese Nacht in der Nähe, doch abseits von den Typhuskranken und abseits von dem bösen Teich. An seinem Wasser hatten sich — wie sich nach einigen Tagen und Wochen zeigte — sechs von uns den Typhus getrunken und zwei davon den Tod.

Am andern Morgen zogen wir in aller Frühe weiter und fanden gegen zehn Uhr richtig den Posten, den wir suchten.

Sie hausten, fünfzehn Mann, auf einer Lichtung in einem kleinen Lager, das sie rundum mit einem Dornverhau verschanzt hatten. Innerhalb dieses Verhaus hatten sie sich zwei Laubhütten gebaut und ein großes Kochloch gemacht. Außerhalb gingen in einiger Entfernung ihre Pferde und ihr Vieh, nämlich vier Kühe, die sie sich aufgegriffen hatten und die sie melkten. Dazu hatten sie sich ein ältliches Buschweib gefangen, das ihnen die Wäsche besorgte und Holz sammelte. Der Leutnant, ein untersetzter Mann mit rötlichem Haar, der den Posten befehligte, hatte wegen seines Haares und weil er unermüdlich tätig und sehr findig war, streifende feindliche Banden zu erspähen und aufzuheben, den Namen „der rote Freibeuter“ bekommen.

Er kam gerade von einem solchen Streifzug zurück. Wenn seine Mutter, eine Bürgermeistersfrau, ihn gesehn hätte, hätte sie sich entsetzt: sein Haar war ratenkahl geschoren, sein Bart war stoppelig, sein Rock war dreckig, seine Hosen nicht ohne Risse und seine Stiefel waren ziemlich heruntergetreten; ein halbes Dutzend Perlhühner, die er auf dem Rückweg geschossen hatte, hingen an einem Riemen aus frischer Ochsenhaut von der Schulter; und als er nachher seine Brust etwas öffnete, sah ich, daß er wenigstens heute kein Hemd hatte: es war wohl in den wringenden Händen des dürrbeinigen Buschweibes. Er freute sich

sehr, als er uns sah, und erzählte uns, über sich selbst spottend, von seiner hiesigen Bedeutung und täglichen Tätigkeit. Dann lud er uns zum Mittagessen ein.

Nun war es immer so, daß, wenn man Kameraden von einer andern Abteilung traf, man über dreierlei sprach, zuerst über den Feind, dann über Ereignisse im Heer, zum dritten über allerlei Kochkunst. Nachdem Punkt eins und zwei genügend besprochen waren, führte er uns mit wichtiger Miene zu einer Stelle in der Ecke des Lagers, wo ein wenig dünner Rauch aus der Erde stieg. Er nahm ein Stück Holz und schob die Erde vorsichtig zur Seite; da kamen zwei Kochgeschirre heraus, eingepackt in Kuhmist, der leise glühte. Zwei Mann kamen heran und hoben die Geschirre mit großer Geschicklichkeit aus der Grube hervor, und der Leutnant erzählte, daß die Geschirre sechzehn Stunden in dieser Glut gestanden hätten. Dann nahm er den Deckel ab, und forderte uns mit Stolz auf, daran zu riechen. Da war es eine schöne Bouillon, und das Fleisch war auch mürbe. Wir mußten es sehr loben und aßen es auch gern; wir waren aber etwas bedrückt, daß sie und nicht wir diese große Erfindung gemacht hatten.

Als wir nun so umhersaßen, jeder seinen Kochgeschirrdeckel in der Hand, hatte der rothaarige Leutnant noch eine andre Überraschung: eine ziemlich neue Nummer einer südafrikanischen Zeitung. Da sie in seinem Lager schon von Hand zu Hand gegangen war, war sie schon sehr schmutzig und lappig geworden; doch griff unser Leutnant eilig danach und breitete das

Blatt aus und sah, von ungefähr oder nicht, auf die Stelle, wo neue Dekorierungen standen: da sah er plötzlich auf, mit zusammengebißenen Zähnen, und sah nach dem Gebannten, der ein wenig seitwärts von uns saß und nach seiner Weise vor sich hin auf die Erde sah, nannte seinen Namen und sagte: „Kamerad, sehn Sie mal hier!“ Der fuhr aus seinen Gedanken auf und kam und kniete hinter ihm und sah auf die Stelle, die jener zeigte, und atmete kurz und schwer. Der Leutnant sah uns an und sagte leise: „Er ist zur Dekorierung eingegeben.“ Da konnte der Gebannte sein heftiges, innerliches Schluchzen nicht mehr zurückhalten; er weinte sehr; wir aber umdrängten ihn und schüttelten ihm die Hand, die meisten mit feuchten Augen. Dann schrieb er eine Postkarte an seine Frau und Kinder, und wir alle mußten unterschreiben: ein Leineweber aus Oberschlesien, ein Schornsteinfeger aus Berlin, ein Knecht aus Oldenburg, ein Graf aus Bayern, ein Schlossergesell aus Holstein und andre. Wir waren noch alle in Fahrt und Aufregung über diese Begebenheit, da kam der Posten vom Viehkraal her und meldete: „Herr Leutnant, die bunte Kuh will kalben und kann nicht.“ Der rote Leutnant sah ganz perplex drein: „Was?“ sagte er, „kann nicht? Natürlich kann sie.“ Da lachten wir über ihn und waren sehr gemütlich; und der Knecht aus Oldenburg half der Kuh. Dann ritten wir weiter. Von einer guten Wasserstelle wußte der Rote nichts; er sagte, man müsse sich das Trinken abgewöhnen.

Nachmittags, auf dem Rückweg zu unsrer Abteilung, überholten wir eine Proviantkolonne, mit deren Führer sich unser Leutnant eine Zeitlang unterhielt. Die andern sprachen derweil mit der übrigen Bedeckung. Ich aber konnte meine Augen nicht von einem Treiber abwenden, der, die lange Peitsche über der Schulter, mit langen, würdevollen Schritten neben seinen Ochsen herging. Hinter ihm seine Frau, ein kleines zweijähriges Kind im Tuch auf dem Rücken; dann kamen, weiter im Gänsemarsch, nach der Größe abgestuft, noch drei halbwüchsige Kinder. Eine Scheckpfeife, die gemeinsames Eigentum der Familie war, ging vom Mann die Reihe entlang bis zum letzten kleinen Achtjährigen, der sie, nachdem er einige Züge getan hatte, im Trab vorlaufend, seinem Vater wiederbrachte. Nur das kleinste hatte für den Tabakgenuß noch kein Interesse; es versuchte — und ich glaube mit Erfolg — von seinem Sitz auf dem Rücken der Mutter, nach der Brust zu langen, die lang und schlaff auf den Leib herunterhing.

Als ich noch in Betrachtung dieses Bildes dahinritt, rief mich der Leutnant und sagte mir, daß nach der Aussage des Kolonnenführers, der oberste von unsern Ärzten, selbst krank, und mit einem einzigen kranken Begleiter und einem schwarzen Diener, vor etwa drei Stunden diese Pad gezogen wäre, um unsre Abteilung zu erreichen; nun wäre aber seine Spur nicht zu finden und es wäre zu befürchten, daß er eine andre Pad gezogen wäre, die ihn nicht zu einer Wasserstelle führen würde. Ich sollte mit zwei Mann reiten und

sehn, ob ich ihn fände, und ihn zu unsrer Abteilung geleiten.

Ich war sehr froh über den Auftrag und vollführte ihn mit besonderem Glück; denn als wir etwa eine Stunde zurückgeritten waren, wobei ich jede Spur, die über die Pad lief, wie ein alter Jäger betrachtete, entdeckte ich zu meiner großen Freude, daß die drei Reiter an einer Stelle, die sandig genug war, die Spur deutlich zu zeigen, nach rechts von der Pad abgebogen waren, um den Versuch zu wagen, das Lager auf dem kürzesten Weg quer durch den Busch zu erreichen. Wir verfolgten nun also die Spur und sahn die drei einsamen Reiter bald vor uns in sehr dünnem Busch, wie sie auf sehr müden Pferden dahinzogen. Links ritt der Doktor, an seiner kurzen, kräftigen Figur zu erkennen; ich hatte ihn vor dem letzten Gefecht mehrmals gesehn. Sein Begleiter, der zur Linken ritt, hing im Sattel als wenn er schlief; dann und wann langte der Doktor nach ihm, um ihn zu halten oder ihn aufzurütteln. Der schwarze Diener ritt als Wegführer einige zwanzig Meter voran. Ich schüttelte den Kopf darüber, daß der Arzt mit so geringer Begleitung und Bedeckung von Lazarett zu Lazarett kreuz und quer durch dies weglose, durstige und von feindlichen Horden durchstrichene Land reiten mußte, und setzte mein müdes Pferd in Trab. Da sah sich der schwarze Diener auch schon um und meldete uns. Der Doktor gab seinem Begleiter wieder einen Knuff, wandte sein Pferd und nahm sein Gewehr aus dem Schuh. Da viele Feinde unsre Uni-

form trugen, auch unsre Schlapphüte, unter denen unsre verbrannten Gesichter fast schwarz aussah, zumal ja die Sonne fast senkrecht herunterschien, so hielt er uns vorläufig wohl für Feinde. Als wir aber die Hüte abnahmen, erkannte er uns. Da sah ich denn, daß sein Begleiter schwer krank war und sich nicht recht mehr im Sattel halten konnte, und daß der Doktor selbst, der beim Gefecht, vor vier Wochen, noch stattlich und frisch ausgesehn hatte, sehr zusammengefallen war und müde und fiebrig aus tiefliegenden Augen sah. Er war seit sechs Wochen von Abteilung zu Abteilung geritten und hatte gestern und heute siebzig Kilometer gemacht und in zwanzig Stunden nicht geschlafen. Während er mich nach woher und wohin fragte und aus meinem Wassersack trank und, dazwischendurch, den Schwarzen auslümmelte, der aus lauter Gleichgültigkeit und Faulheit den Wassersack nicht gefüllt hatte, halfen die Kameraden dem Begleitsmann vom Pferd und führten ihn abseits, daß er sein Bedürfnis verrichtete. Dann hoben wir ihn mit aller Macht aufs Pferd und ritten langsam weiter.

Spät abends kamen wir todmüde zu unsrer Abteilung, die an vertrockneten Wasserlöchern die Nacht zubrachte. Es war eine sehr kalte, unfreundliche Nacht. Ein scharfer, schneidender Wind fuhr über die Steppe und jagte feinen, dünnen Sand über die verdurstenden Menschen und Tiere.

Am folgenden Tag kamen Gewitter über uns hin. Wie von allen Seiten stieg dunkles Gewölk auf; Don-

ner rollten gewaltig über die weite Ebene, glühende Peitschen zuckten lang über den Himmel; Regen fuhr nieder. Aber nach einer Stunde war alle Feuchtigkeit wieder weg, und ein stürmischer Wind blies uns den Sand ins Gesicht, daß wir Augen und Mund nicht öffnen konnten. Wir schützten uns abends im Biwak vor der schneidenden Kälte, indem wir Zeltbahnen als Windschirme aufstellten; in deren Schutz kochten wir mit schlechtem Wasser bei kümmerlichem Feuer unsre alltägliche Mahlzeit, zähes Fleisch und Reis, und redeten stumpf und wenig. Fern im Osten standen mächtige Rauchwolken, von Feuer durchglüht. Der Feind verbrannte auf seinem Rückzug in die Wüste die spärliche, trockne Weide.

Am andern Tag, vor Mittag, sollten wir an einer Stelle im trocknen Flußbett Wasser finden. Wir fanden auch Löcher; sie waren aber leer. Da stiegen zwanzig Mann hinein und gruben sie tiefer; aber es kam kein Wasser. So konnten wir also weder trinken noch kochen. Auch die Pferde konnten, ungetränkt, nicht weiden; die vertrocknete Schleimhaut konnte das trockne, grobe Gras nicht verarbeiten. Es blieb nichts übrig, als weiterzuziehen. Wir stiegen ab und führten die Pferde und gingen im tiefen Sand und heißer Sonne, mit ausgedorrttem Halse, gegen wehenden Sand an, ein langer, müder Zug. Ab und zu strauchelte ein Pferd; der Reiter riß es hoch und redete ihm zu, freundlich oder barsch. So wurde es Nacht und dunkel. Der Boden wurde steinig und hart, und wir konnten die Spur nicht mehr

sehn. Da machten wir Halt, stellten Wachen rund um uns, zündeten einige Feuer an und lagen dumpfschlafend auf der Erde. Die Pferde standen und lagen neben uns an den Feuern.

Gegen Mitternacht stieg langsam der Mond auf über der weiten Steppe. Wir zogen die Wachen ein, sattelten und zogen weiter und kamen nach drei Stunden zu der Wasserstelle, welche unsre Patrouillen ausgekundschaftet hatten. Der Mondschein war so hell, daß wir schon von weitem die Wasserlöcher sahen, die als dunkle Stellen auf der kalkigweißen, gespenstisch hellen Fläche lagen. Zur Seite standen hier und da einzelne schöne, hohe Bäume. Zwei Termitenhügel standen grau und hellbeschienen unter ihnen. Es sah aus wie ein schön geebener, marmorbelegter Platz in einem herrlichen Park, Statuen zur Seite unter hohen, stillen Bäumen. Die Pferde hoben die Köpfe; ihr Schritt wurde munterer; die verschlafenen, verfrorenen und verhungerten Reiter wurden lebendig. Nun waren die ersten am ersten Wasserloch. Aber ihre Pferde wandten sich ab und gingen zum zweiten und gingen zum dritten. Da kamen auch wir heran und spürten den aasigen Geruch, der wie ein böses, schreckliches Ungeheuer platt und gierig auf der ganzen schönen, mondbeschienenen Lichtung lag. Die Löcher waren voll von verwesendem Vieh. Da standen die Pferde mit hängenden Köpfen da, und wir neben ihnen, die aufeinandergelegten Hände aufs Gewehr aufgestützt. Und mancher wankte, verschlafen und ausgehungert, im Stehn.

Wir mußten weiter, den Rest der Nachtkühle auszunutzen. In dieser nächtlichen Stunde hat mancher gedacht: ‚Wärst du zu Hause geblieben! Könntest du jetzt zu Hause sein; nie wieder gehst du in die Fremde.‘ Aber sein stolperndes Pferd weckte ihn aus seinem Traum. Und wenn das Pferd nach einigen stolpernden Schritten zitternd stand und dann plötzlich vorn in die Knie fiel und sich stöhnend auf die Seite legte und die nachfolgenden gleichmütig an ihm und seinem liegenden Pferd vorbei weiterzogen und es dann hieß: „Nun, steh nicht so lange! Schnell die Packtasche ab und häng sie dir um!“ dann wurde mancher ganz wach; dann hieß es: „Hinter dir und zu beiden Seiten unter den dürrn Büschen trabt und läuft der Tod. Nur nach vorn ist Leben und Heimkehr.“ Er bückte sich nach der Packtasche, warf noch einen langen Blick in die Augen seines Pferdes und trabte voran. An der Pad entlang lag eine Menge kleiner, erloschener Feuerstellen; daneben allerlei liegengelassenes Gut, eigenes und gestohlenes, besonders Kleider und Sättel; auch christliche Bücher, welche die Missionare ihnen geschenkt oder verkauft hatten. Der ganze Weg war voll von gefallenem Vieh. Wir hatten den Fluchtweg des Feindes erreicht. Eine Patrouille kam mit der Nachricht, daß unsre andere Abteilung einen Teil des Volkes überrascht, mit Granaten beworfen und auseinander gesprengt hatte.

Am andern Tag erreichten wir endlich eine gute Wasserstelle und vereinigten uns hier mit der andern Abteilung. Vereint wollten wir nun den Feind, der an

der nächsten Wasserstelle saß, angreifen und ihm den Garaus machen. Es war allgemein der Glaube, daß es ein Gefecht werden würde wie das vor vier Wochen, ebenso schwer und verlustreich.

Der General wollte seine Soldaten, die er nun vereint hatte, in Reih und Glied sehn, auch in Erwartung des Gefechts den Geist heben; also befahl er für den andern Tag Parade und Gottesdienst.

Da nahmen wir denn auf der weiten Lichtung Aufstellung: die Reiter, und die zu Fuß gehn mußten, und die Artilleristen bei ihren Kanonen. Die Ochsen, die schwarzen Treiber, die Kapwagen und der Himmel über der weiten Steppe sahen zu. Wir standen schön in Reih und Glied, und großartig klang es: „Guten Morgen, Soldaten!“ — „Guten Morgen, Exzellenz!“; aber die Pferde waren mager, zottig und müde; und die Kleider und Stiefel zerrissen; und Hunger und Krankheit stand vielen im Gesicht.

Am Nachmittag um vier traten wir zum Gottesdienst an. Der Pastor war immer bei einer andern Abteilung gewesen, so daß ich ihn erst vor einigen Tagen zum erstenmal gesehn hatte. Er war ein großer, starker Mann und trug die Uniform und die hohen Stiefel wie wir und saß mit Gewehr und Patronengurt im Sattel. Auch jetzt, da er vor der Kiste stand, die mit einem roten Tuch bedeckt war, trug er die Uniform und die Reiterstiefel; er hatte aber ein goldenes Kreuz vor der Brust hängen und trug am Arm eine blau-weiße Binde mit rotem Kreuz. Es wurde zuerst das Lied gesungen:

„Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten“; dann fing er an zu sprechen und sagte, ein Naturvolk habe sich gegen die Obrigkeit erhoben, die Gott ihm gesetzt hätte; dazu habe es sich mit entsetzlichem Morden befleckt. Da hätte die Obrigkeit uns das Schwert in die Hand gegeben; das sollten wir morgen wieder brauchen. Möchte jeder von uns als ein braver Soldat es redlich führen. Es wäre eine ernste Stunde; es möchte wohl geschehen, daß der eine oder andre morgen den Abend nicht erlebe. Wir wollten Gottes Angesicht suchen, daß er uns etwas von seiner Heiligkeit und Ewigkeit schenke; dem, der sich ihm ergebe, habe er eine ewige Ruhe und Frieden vorbehalten. Wir merkten, daß es dem Pastor ernst mit seinen Worten war, und daß er ganz und gar an sie glaubte; und wir wußten alle, es ginge in ein ernstes Gefecht und vielleicht in raschen Tod oder jammervolle Verwundung und traurigen Transport; und dann noch stand uns allen das bevor: schwerer, weiter, mühsamer Weg durch schreckliche Krankheiten und heißen Hunger und quälenden Durst, bis wir wieder nach der fernen Heimat kamen. Darum hörten auch alle mit großem Ernst zu. Dann nahmen wir die Hüte ab zum Gebet.

Abends um zehn Uhr machten wir uns auf. Das Land war leicht wellig, mit dünnem Busch bedeckt. Wir zogen oben auf der Höhe einer Welle entlang und sahen im Mondschein die weichen, schönen Linien der Hügel; unten in der Niederung lief ein breiter, heller Streifen, das Sandbett eines Flusses. Es wurde vier

Uhr, und es wurde Morgen; vom Feinde war nichts zu sehen. Aber wir dachten: „Wenn wir die Höhe vor uns erreicht haben, werden wir den Feind sehen.“ Es ging trotz der heißer werdenden Sonne weiter. Die Spitze erreichte die Höhe und verschwand. Kein Schuß. Die vordere Kompanie erreichte die Höhe. Kein Schuß. Wir sahen, wie die Artilleristen die Staubkappen von den Geschützen nahmen. Weit von vornher fielen einige Schüsse. Nun erreichten auch wir die Höhe. Vom Feinde war nichts zu sehen als unten in der Ferne eine ungeheure, schwere Staubmasse, die rasch durch die Steppe vorwärtszog.

Da war es klar, daß dem stolzen Volke aller Mut und alle Hoffnung vergangen waren; daß sie lieber den Tod in der Wüste wollten, als weiter mit uns zu kämpfen.

Wir ruhten ein wenig an der vom Feinde verlassenen Wasserstelle und an seinen noch brennenden Feuern; dann zogen wir auf müden Pferden weiter. Gegen Abend, als wir am Flusse entlangzogen, kamen wir zu einer Stelle, wo Wasser sein sollte. Wir fanden auch einige alte Wasserlöcher, daneben hunderte von neuen, welche die Feinde gestern gemacht hatten. Sie waren bis zu vier Meter tief und tiefer; aber Wasser hatten sie nicht.

Es kam aber die Meldung, daß ungefähr fünf Reitstunden weiter noch eine letzte Wasserstelle wäre, an welcher Haufen Feinde säßen. Da wurde beschlossen, daß wir sie da noch vertreiben müßten und wollten.

Wenn wir sie von dort verjagt hatten, dann blieb ihnen nichts weiter als das Sandfeld.

Um ein Uhr in der Nacht traten wir an und zogen, müde Pferde und Reiter, sieben Stunden. Da kamen wir zu der Stelle; aber Wasser war nicht da. Von einer Anhöhe aus sahen wir, wie zwei mächtige Staubwolken eilig nach Osten und Nordosten zogen, hinein in den Dursttod. Aber auch wir waren am Ende. Der vierte Mann war an Ruhr oder Typhus krank; die anderen überanstrengt. Von unseren Pferden waren über die Hälfte gefallen; unsere Kleider und Sättel waren zerrissen. Und wir waren sieben Stunden von der nächsten dürftigen Wasserstelle entfernt und vierundzwanzig von der besseren. Es war die Gefahr nicht fern, daß wir hier am Rande der Wüste hängen blieben. Darum befahl der General, die Verfolgung abzubrechen.

Doch sollten einige Patrouillen versuchen, noch einige Stunden weit vorzustößen. Es meldeten sich, wie zu allen Patrouillenritten, so auch jetzt zu diesem letzten schweren, Freiwillige genug. Da ich ein guter Reiter war, bekam ich das Pferd eines Unteroffiziers, der eben krank aus dem Sattel geglitten war, und ritt mit der einen Patrouille aus dem Lager. Ein Oberleutnant, der aussah wie ein Gelehrter, führte uns. Wir ritten und ritten; wir rasteten eine Stunde. Dann zogen wir weiter. Wenn wir zehn Minuten schwerfällig getraht hatten, sprangen wir ab und führten die Pferde, und zwar so, daß einer zwei Pferde zog und

der andere sie von hinten her antrieb. So ging es ziemlich rasch vorwärts. Dem Oberleutnant wurde die Stimme in der vertrockneten Kehle heiser von dem Kommandieren: „Absitzen... Aufsitzen... Trabl“

Einige Male sahen wir von einer kleinen Erhöhung die Staubmasse, die sich langsam vorwärts schleppte; aber wir kamen ihr wenig näher. Wir dachten, sie sollten rasten; dann wollten wir sie mit unserer letzten Kraft erreichen und durch unser Erscheinen und unser Gewehrfeuer aufschrecken und noch weiter in die Öde jagen. Die Sonne brannte entsetzlich heiß auf das weite, dürre Land. Mein Hals war so ausgetrocknet, daß ich jedesmal, wenn ich dem Drange zu schlucken folgte, vor Schmerz leise stöhnte. Ich hatte zuweilen ein plötzliches Gefühl der Angst, daß ich aus dieser schrecklich dünnen, heißen Luft herausmüßte und weg von dieser stechenden Sonne, sonst würde sich mein Verstand plötzlich, mit einem schrecklichen Aufschrei, verwirren. Ich konnte nicht widerstehen und trank das letzte Wasser im Sack und befeuchtete mit dem feuchten Sack meine brennenden Augen. Bald danach fing einer von uns zwanzig an, im Sattel zu wanken und vor sich hin zu murmeln; als ich mich nach rückwärts umsah, wie es mit den anderen stand, hingen zwei oder drei bleich und stumpf im Sattel, andere ritten mit tiefliegenden geschlossenen Augen. Der Unteroffizier sah mich mit einem Blick an, als wenn er sagen wollte: „Es ist ein Wahnsinn, daß wir noch weiter reiten.“

Gleich darauf ließ der Oberleutnant auch Halt machen und ließ fünf absteigen und sich hinlegen. Wir deckten sie vor der Sonne mit ihren Mänteln zu und zogen weiter. Aber nach ungefähr einer Stunde konnten fünf oder sechs die Pferde nicht mehr führen; die Glieder waren ihnen wie Blei. Zwei zitterten an allen Gliedern und erbrachen sich. Wir ließen sie sich hinlegen und deckten sie zu; sie lagen noch nicht, da schiefen sie schon wie Tote.

Ich merkte, daß der Oberleutnant sich sehr ärgerte, daß er nicht weiter konnte, obgleich er selbst kaum mehr sprechen konnte. Er stand und sah mit dem Glase nach der Anhöhe hinauf, hinter der die Staubwolke verschwunden war — es lag noch wie ein Dunst über der Höhe —; er wollte gern, daß wir uns da oben zeigten, wenn etwa die Feinde jenseits der Höhe Halt gemacht hätten, in der Hoffnung, die deutschen Truppen wären nun endlich umgekehrt. Ein Schutztruppler, der mit dabei war, trat an ihn heran und sagte, daß er und sein Pferd wohl noch kräftig genug wären, ein bis zwei Stunden zu reiten, zumal es gegen den Abend ginge. Da trat auch ich heran und bot mich an, mit ihnen zu reiten. Wir machten mit den andern ab, daß sie zu den ersten fünf zurückkehren und dort bis zehn Uhr auf uns warten sollten. Kämen wir bis dahin nicht, so sollten sie den Rest der Nachtstunden benutzen, zum Lager zu kommen. Ich hatte die heimliche Meinung, daß die beiden ihren Plan nicht eher aufgeben würden, als bis sie vor Übermüdung zu-

sammenbrächen. Da wollte ich bei ihnen sein; denn ich hielt mich für stärker als sie.

Nach einer halben Stunde machten wir uns auf. Das Führen der Pferde gaben wir auf; wir blieben im Sattel. Nach einer Weile kamen uns drei Kühe entgegen; sie waren entsetzlich mager und brüllten kläglich; dem einen Tier war mit einem Messerschnitt die Seite aufgeschnitten, wohl um das hervorquellende Blut zu trinken. Wir ritten eine Weile weiter; da lag eine Ziege am Weg und neben ihr ein Knabe mit magern, merkwürdig langen Gliedern, als hätten sie sich im Sterben gereckt. Wir bogen kaum aus mit unseren Pferden, daß sie ihn nicht traten; es ist merkwürdig, wie gleichgültig uns Mensch und Menschenleben ist, wenn es von anderer Rasse ist. Nach einer halben Stunde oder mehr näherten wir uns der Höhe; der Schutztruppler ritt voran, das Gewehr zur Hand; der Oberleutnant und ich hinterher. Es ging sehr langsam. Da spähte ich von ungefähr nach einigen Büschen hinüber, die, in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Metern, dichter beieinanderstanden als die andern, und sah zwischen und unter den Büschen, Schulter dicht an Schulter, Menschen sitzen in Klumpen, ganz unbeweglich. Einige hatten die Köpfe ganz tief auf der Brust, die Arme lang herabhängend, als wenn sie schliefen; andre saßen an Busch oder Nachbar angelehnt, mit offenem Mund, rasch und trocken atmend und sahen uns mit blöden Augen an; einige, Frauen und Kinder, hatten sich schräg zur Seite auf die Beine und den

Schoß der Sitzenden gelegt. Ich hatte den beiden andern leise gesagt, was ich sah; sie warfen einen langen Blick hinüber, sagten aber nichts. Wir ritten weiter. Der Schutztruppler zeigte noch zwei- oder dreimal in die Büsche; ich sah darüber hin. So erreichten wir die Höhe und spähten über die Steppe, die wie ein gelblichgraues Meer in unendlicher Weite und lautloser Stille zu unseren Füßen lag. Die langen Strahlen der untergehenden Sonne lagen wie Streifen dünnen hellglänzenden Tuchs drüber.

Wir sprangen von den Pferden und lockerten die Gurte und legten uns auf die Erde. Das Pferd des Schutztrupplers fing an, über sein Gesicht zu schnupern; er merkte es nicht, er war schon eingeschlafen. Der Oberleutnant stand wieder auf und sagte mit mühsamer, heiserer Stimme: „Stehn Sie auf. Wenn wir eingeschlafen, verschlafen wir die Nacht; und dann sind wir verloren.“ Ich stand auf, und wir beide standen eine Weile in dumpfem Sinnen zwischen Wachen und Schlafen. Die Sonne versank in der roten Glut; es wurde kühler; die Pferde wurden etwas muntre und fingen an, mit müden Schritten einige Büschel abzureißen. Nach einer Weile erwachte der Schutztruppler und fragte mit kläglichem Stimm, ob nicht ein einziger Tropfen Wasser da wäre. Ich sagte: „Nein.“ Er sagte: „Der Oberleutnant hat etwas.“ Ich sagte: „Nein.“ Da sagte er, er könne es nicht mehr aushalten ohne Wasser; er hätte sich zuviel zugetraut; er müsse hier sterben.

Der Oberleutnant, der, sich am Sattel seines Pferdes

haltend, im Stehn halb geschlafen hatte, war bei einem Schritt seines Pferdes aufgewacht und tröstete ihn: „Ermuntern Sie sich; wir brechen gleich auf. Dann geht es nach Haus; der Krieg ist ja nun zu Ende.“ „Ja“, sagte der Schutztruppler, „der ist zu Ende: vierzigtausend von ihnen sind tot; all ihr Land gehört nun uns. Aber was hilft es mir; ich muß hier sterben.“ Er bat kläglich: „Haben Sie nicht einen einzigen Tropfen Wasser?“ Der Oberleutnant schüttelte den Kopf: „Sie wissen, daß ich nichts habe. Ruhen Sie noch ein wenig; die Nacht ist da; die wird uns frischer machen.“

Der Schutztruppler stand schwerfällig auf und ging mit gekrümmtem Rücken seitwärts die Anhöhe hinunter, wo einige Büsche standen. Ich sagte: „Was will er? Ich glaube, er ist von Sinnen; er will Wasser suchen.“

In dem Augenblick kam aus dem Busch, in dem der Schutztruppler verschwunden war, ein kurzes Geräusch von Schelten, Laufen und Springen. Gleich darauf erschien er und hielt einen baumlangen, magern Schwarzen in europäischer Kleidung an der Hüfte und riß ihm das Gewehr aus der Hand und schalt in fremder Sprache auf ihn ein und zerrte ihn zu uns heran und sagte: „Ein deutsches Gewehr hat der Lump; Patronen hat er nicht mehr.“

Er war ziemlich munter geworden, fing an, auf ihn einzureden, drohte ihm und stieß ihn in die Knie. Der Schwarze hockte und antwortete auf jede Frage mit einem großen Wortschwall und mit raschen, sehr

gelenkigen und merkwürdigen Bewegungen der Arme und Hände. „Er sagt, er hat den Krieg nicht mitgemacht.“ Dann fragte er wieder und deutete nach Osten und der Schwarze deutete auch dahin und antwortete dies und das, wovon ich nichts verstand. Der Schutztruppler sagte: „Er lügt mir die Haut voll.“ Er drohte ihm mit dem Gewehr und fragte weiter. So ging es eine Weile. Ich höre noch die beiden leise kreischen, vertrockneten Stimmen, die des Deutschen und des Fremden. Dann hatte er wohl genug erfahren und sagte: „Der Missionar sagte einmal zu mir: ‚Mein Lieber, vergessen Sie nicht: die Schwarzen sind unsere Brüder‘; nun will ich meinem Bruder seinen Lohn geben.“ Er stieß den Schwarzen von sich und deutete: „Lauf weg!“ Der sprang auf und versuchte, in langen Zickzacksätzen schräg hinunter über die Lichtung zu kommen. Aber er hatte noch nicht fünf Sprünge gemacht, da traf ihn die Kugel, daß er lang nach vorn hinschlug und still lag.

Ich knurrte ein wenig; ich dachte, der Schuß könnte feindliche Haufen, die etwa noch zurückgeblieben waren, auf uns aufmerksam machen; der Oberleutnant aber meinte, mir wäre nicht recht, daß er den Schwarzen erschossen hatte, und sagte in seiner gelehrten, bedächtigen Weise: „Sicher ist sicher. Der kann kein Gewehr mehr gegen uns heben und keine Kinder mehr zeugen, die gegen uns kämpfen; der Streit um Südafrika, ob es den Germanen gehören soll oder den Schwarzen, wird noch hart werden.“

Der Schutztruppler lehnte sich in schweren Brustschmerzen an sein Pferd und erzählte mit seiner gequälten Stimme: „Als wir einmal da im Süden mit unserm Hauptmann am Feuer saßen, da sagte er, zwei Millionen Deutsche würden hier wohnen; ihre Kinder, sagte er, würden sicher durchs Land reiten und ihre Gespielen besuchen und würden unterwegs ihre Pferde an den alten Wasserstellen tränken und an vielen neuen, welche überall gegraben würden. Aber ich werde nichts davon sehn, krank bin ich, schrecklich krank. Habt ihr nicht einen einzigen Tropfen Wasser?“ Er hielt sich am Sattel seines Pferdes und sah mit stieren Augen über die Steppe, über welcher die Sterne erschienen.

Der Oberleutnant redete ihm zu und setzte es durch, daß er sich hinlegte, und deckte den Mantel über ihn. Er selbst stand mit der Uhr in der Hand neben seinem Pferd und hob die Uhr im Takt, um sich wach zu halten. So standen wir beide eine gute Weile. Darauf sagte er: „Diese Schwarzen haben vor Gott und Menschen den Tod verdient, nicht weil sie die zweihundert Farmer ermordet haben und gegen uns aufgestanden sind, sondern weil sie keine Häuser gebaut und keine Brunnen gegraben haben.“ Dann kam er auf die Heimat zu sprechen und sagte dies und das und meinte: „Was wir vorgestern vorm Gottesdienst gesungen haben: ‚Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten‘, das verstehe ich so: Gott hat uns hier siegen lassen, weil wir die Edleren und Vorwärtsstrebenden sind. Das

will aber nicht viel sagen gegenüber diesem schwarzen Volk; sondern wir müssen sorgen, daß wir vor allen Völkern der Erde die Besseren und Wacheren werden. Den Tüchtigeren, den Frischeren gehört die Welt. Das ist Gottes Gerechtigkeit.“

Der Schutztruppler war eingeschlafen; der Oberleutnant stand aufrecht, zuweilen ein wenig schwan-kend, die Uhr in der Hand. Ich stand neben meinem Pferd, halb wachend, halb schlafend. Der Mond ging auf; die Nacht wurde kalt und windig. Nach einer Weile sagte der Oberleutnant: „Aber der Missionar hat doch recht, daß er sagt, daß alle Menschen Brüder sind.“

Ich sagte: „Dann haben wir also unsern Bruder ge-tötet“; und sah nach dem dunklen Körper, der lang im Grase lag.

Er sah auf und sagte mit seiner heisern, schmer-zenden Stimme: „Wir müssen noch lange hart sein und töten; aber wir müssen uns dabei, als einzelne Menschen und als Volk, um hohe Gedanken und edle Taten bemühen, damit wir zu der zukünftigen, brüder-lichen Menschheit unser Teil beitragen.“ Er stand und sah in Gedanken über die weite, mondbeschienene Steppe und wieder auf den stillen, toten Körper.

Ich hatte während des Feldzugs oft gedacht: „Was für ein Jammer! All die armen Kranken und all die Gefallenen! Die Sache ist das gute Blut nicht wert!“ Aber nun hörte ich ein großes Lied, das klang über ganz Südafrika und über die ganze Welt und gab mir einen Verstand von der Sache.

Nach einer Weile deutete er mit der Hand, daß wir aufbrechen wollten. Er ging mit schweren Schritten zu dem Schlafenden, weckte ihn und brachte ihn mit Mühe in die Höhe und befahl mir, die Gurte der Pferde anzuziehn. Dann halfen wir dem Schutztruppler in den Sattel, stiegen auf und ritten davon.

Wir fanden die Zurückgelassenen beisammen in tiefem Schlaf; der Unteroffizier allein saß auf einem Sattel in ihrer Mitte und wachte.

Es war ein mühsamer Ritt durch den Rest der Nacht. Einige baten immer wieder um Wasser; zwei mußten im Sattel gestützt werden. Ich selbst weiß wenig von diesen Stunden; mein Geist war weit weg in Traum und Schlaf. Eine Stunde nach Sonnenaufgang, als die Hitze anfang lästig zu werden, erreichten wir das Lager.

Sie rüsteten zum Aufbruch. Der Feldzug war zu Ende.

So machten wir uns denn also aus dem fernen Osten auf und zogen nach Westen, der Hauptstadt zu. Weit über die Hälfte von uns mußte zu Fuß, die Packtasche auf dem Rücken, dahinzieh'n.

Es war um die Zeit des Oktobers, wo in dieser Gegend der Frühling ins Land zieht. Regen und Gewitter waren schon tüchtig über die Steppe gefahren und fuhren noch darüber; davon sprießte nun neue Kraft aus der Erde, die so unfruchtbar aussah. In dem langen gelblichen Gras erschienen Blumen und erfüllten die Luft mit ihrem milden, schönen Duft. Der verhaßte Dornbusch bekam dunkelgrüne Blätter und schneeweiße Blüten; manch einer von uns trat heran und pflückte ein buntes Zweiglein von dem Verhaßten. Die einzelnen großen Bäume schmückten sich mit langstieligen gelben oder lilafarbenen Dolden; andre trugen Blüten, die federartig waren und von schneeeiger Weiße. Und über all dem frischen Grün und dem herrlichen reinen Weiß und satten Gelb wölbte sich hoch, hoch oben der wolkenlose blaue Himmel. Wenn wir recht gesund und satt gewesen wären und wir nicht an Krankenkolonnen und an frischen Gräbern vorbeigemußt hätten, wäre es wohl ein schöner Weg gewesen.

Ich hatte das fremde Land schon lange gern; bleiben wollte ich zwar nicht; ich wollte meine Eltern und mein

Handwerk nicht aufgeben; doch stand bei mir fest, daß ich es nach Jahren einmal wieder besuchen wollte; und ich werde das auch durchsetzen. Es waren aber nicht wenige unter uns, denen das Land desto mehr gefiel, je mehr sie es kennenlernten, und die ernstlich bei sich beschlossen, zu bleiben und Farmer zu werden. Wenn auch nur die Hälfte bei ihrem Beschluß geblieben ist, werden an fünfhundert von uns im Lande bleiben.

Als wir noch zehn Tagemärsche von der Hauptstadt entfernt waren und abends bei besserer Kost — es war ein Proviantwagen mit Speck und Kaffee und andern guten Dingen angekommen — gemütlich ums Feuer saßen und wieder mal von unsrer fröhlichen Heimkehr sprachen, kam Heinrich Gehlsen vom Hauptquartier herüber zu uns und sagte, daß die Hottentotten, die im Süden wohnen, sich plötzlich erhoben hätten, und daß nun also noch ein zweiter Feldzug käme, der wohl ebenso schwierig sein würde wie der eben beendete; an Heimkehr wäre jedenfalls nicht zu denken. Da wurden wir aber sehr still. Dann schalten wir und wunderten uns. Ein Berliner, der unter uns saß, kam zuletzt zu dem Schluß und sagte: „Na, mich soll's ejal sein; aber meine Mutter wird schön schimpfen.“ Wir beredeten die Sache noch sehr lange, gingen auch zu den anderen Backschaften und erfragten und erfuhren allerlei. Am Spätabend kam ein mächtiges Gewitter vom Süden herauf und stieg bis über das breite, trockne Flußbett; flackernder Lichtschein erfüllte

bis nach Mitternacht die ganze südliche Himmelsseite. Es war, als wenn wir wissen sollten, wie schwer der Kampf würde, der da unten bevorstand. Gegen Morgen wurde die Nacht bitterkalt und windig.

Am folgenden Morgen fragte mich der Oberleutnant, mit dem ich den letzten Patrouillenritt gemacht hatte, ob ich ihn aufs schnellste nach der Hauptstadt begleiten wollte; er wäre krank und wolle ungern auf der Pad zusammenbrechen. Ich war mit Freuden bereit und ritt also mit ihm, so rasch unsere Pferde konnten. Am dritten oder vierten Tag unsres Rittes fiel mir auf, daß mein Herz so schwer und laut schlug. Ich drückte oft die flache Hand fest darauf und dachte: ‚Was fällt dir ein, sei ruhig!‘, aber das half nicht. Ich dachte mir auch noch nicht viel, als ich am vierten oder fünften Tag, zum erstenmal in meinem Leben, ohnmächtig wurde. Ich hatte auch viel zu sorgen, daß ich den Oberleutnant im Sattel hielt, der sein letztes bißchen Kraft zusammennahm, um den Ritt zu Ende zu bringen. Aber als wir am achten Tag morgens durch die Hauptstadt ritten, wurde der stechende Schmerz im Herzen unerträglich; ich konnte den Oberleutnant noch an der Tür des Lazarets abliefern und im Schritt zur Feste hinaufreiten. Da aber wurde ich ohnmächtig von heranspringenden Kameraden vom Pferde gehoben.

Man brachte mich ins Lazarett, und der Arzt untersuchte mich und sagte, ich hätte mir durch die langen Anstrengungen, besonders durch den letzten scharfen Ritt, einen Herzfehler geholt und könnte in einem

Lande mit so hoher Lage und so dünner Luft jetzt nicht leben und müßte nach Haus.

Da fuhr ich denn, nachdem ich acht Tage im Lazarett gelegen hatte, in vier ungemütlichen Tagfahrten mit der kleinen klappernden Bahn in den offenen kleinen Rübenwagen nach der Küste und kletterte am zweiten Tag nach meiner Ankunft in meiner Schutztruppenuniform mit Tornister und Mantel die Strickleiter hinauf an Deck des Wörmannsdampfers.

Wir waren fünfzig Mann an Bord, die meisten kränklich, einige sehr krank. Einer hatte einen Schuß in die Brust bekommen, der noch eiterte. Wir saßen oft neben ihm und trugen ihn auf seinem Lager an die Sonne, und trösteten ihn; aber er hatte keinen Mut; er lag dumpfbrütend, und zuweilen wimmerte er leise. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Einer, eines Tagelöhners Sohn aus Pommern, hatte ein Bein verloren; er konnte schon an Krücken springen und tat, als wenn er guter Dinge wäre; er sagte, er könne nun in Wahrheit singen, was sie in der Dorfschule so oft gesungen hätten: „Alles, was ich bin und habe, dank' ich dir, mein Vaterland.“ Aber er saß oft mit stillem Gesicht in seinem langen Stuhl; er war erst dreiundzwanzig Jahre alt. Einer hatte auf einem Eilmarsch einen Hitzschlag bekommen und hatte seitdem fixe Ideen, die während der Fahrt immer schlimmer wurden. Er hielt sich für den König von Südafrika und wollte in Deutschland Kanonen bestellen. Ich habe gehört, daß er wieder ganz gesund geworden ist. Einer

hatte einen Knochenschuß und sollte in Berlin noch einmal operiert werden. Die andern waren fast alle herzkrank oder hatten schweren Typhus hinter sich. Wir waren alle freundlich miteinander und hielten gut zusammen; nur einer war da, der von Tag zu Tag unbeliebter wurde, ein Berliner, der alles hatte, konnte und wußte.

Ich hatte mir über hundertfünfzig Mark von der Kriegslöhnung gespart und verwandte sie dazu, daß ich in der zweiten Kajüte fuhr. Heinrich Gehlsen, der einen schweren Typhus überstanden hatte und auch mit zurückfuhr, hatte mich auf den Gedanken gebracht. Ich tat es gern und habe es nicht bereut. Wer in äußerlichen Dingen auf sich hält, der wird dadurch vorwärtsgetrieben, daß er es auch in allen anderen Dingen weiterbringt. Ich verkehrte am meisten mit ihm und mit einem Stückmeister von der Marine, das ist der Mann, der auf den großen Kriegsschiffen einen Panzerturm bedient. Er war mit Gehlsen und mir bei unserem ersten schweren Gefecht mit dabei gewesen und war ein breiter, behaglicher Mann, voller Schnurren und Schelmereien. Ich mochte ihn besonders darum so gern, weil er seinen beständigen und großen Humor nicht allein den Gesunden, sondern besonders auch unseren Kranken zukommen ließ.

Ogleich wir fast alle irgendwelchen Schaden hatten, waren wir doch fröhlich über die Heimkehr. Bis hinauf nach Spanien hat die Back viel Schelmenspiele, Gesang und Narrheit gesehn; ich konnte selbst nichts dazu beitragen; ich hatte aber viele Freude daran.

Wir waren sehr froh, als wir die Küste von England wiedersahen. Gleich darauf begegnete uns das erste deutsche Schiff, ein kleiner schlanker Kreuzer unserer Marine, noch ganz neu. Er stürmte gewaltig dahin. Am Abend des anderen Tages kam uns ein Wörmannsdampfer entgegen, der Mannschaft für den Feldzug gegen die Hottentotten an Bord hatte. Sie standen in ihren weiten, grauen Mänteln und großen Schlapphüten an der Reling und riefen zu uns herüber.

Am anderen Abend um fünf Uhr näherten wir uns Cuxhaven; wir sahen es deutlich im Dämmern liegen. Obgleich es schneidend kalt war, standen wir doch in unseren dicken Mänteln lange an der Reling. Erst als es dunkle Nacht wurde, gingen wir unter Deck. Um ein Uhr in der Nacht machte das Schiff in Hamburg am Petersenkai fest; wir blieben aber die Nacht über an Bord.

Am Vormittag kam der Arzt und besah einen jeden von uns. Dann kamen zuerst die Schwerkranken von Bord; dann wir. Am Nachmittag wollte ich zur An- und Abmeldung nach Kiel fahren.

Als ich so in meiner abgetragenen, schmutzfarbenen Korduniform, mit dem sonnenverbrannten, dunklen Gesicht den Jungfernstieg entlang schlenderte, gesellte sich ein Mann in mittleren Jahren zu mir, der mich im Weitergehen dies und das fragte. Im Laufe des Gespräches kam es heraus, daß ich schon oft im Elternhause von ihm gehört hatte; denn er war von Kind an mit meinem Vater bekannt gewesen, und hatte sie

neulich wieder besucht. Da fing ich an, nach allen zu Hause zu fragen, und hörte nicht auf damit. Es war mir, als wenn ich sieben Jahre von Hause fortgewesen wäre.

